Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag	— fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Altdeutsche Geschichten

von

Karl Seifart.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."
Schiller.

Erster Band.

Cassel & Göttingen.
Georg H. Wigand.
1862.

Meinen lieben Freunden und Freundinnen

in **Bremen** und **Nürnberg**

mit einem fröhlichen und tiefen

altdeutschen Trunke

zugebracht!

Vorwort.

Zur Rechtfertigung des Titels: „Altdeutsche Geschichten", für die nachfolgenden, in verschiedenen deutschen Kulturperioden spielenden Erzählungen, glaube ich einige Worte vorausschicken zu müssen. Ich fasse den Begriff des „Altdeutschen" nämlich in dem weiten Sinn auf, wie ihn die Volksvorstellung aufzufassen pflegt, wenn sie das alte Deutschthum bis auf die Zeit der französischen Revolution herabführt und sich ihren „alten deutschen Degenknopf" mit dem Dreispitz und der Schooßweste des Urgroßvaters bekleidet denkt. In diesem Sinne haben wir einen weiten Rahmen für Bilder aus dem vergangenen deutschen Leben und können sowohl den Weigand im Ringpanzer, wie den deutschen Edelmann im Jagd-

costume aus der Zeit Ludwigs **XIV.**, den abenteuernden Landsknecht und den wilden Studenten, den thatkräftigen, sein Handwerk zur Kunst verklärenden Zunftgenossen und den kühnen, reformatorischen Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts als Repräsentanten altdeutschen Lebens und Strebens dem Beschauer vorführen. —

Nicht willkührlich indeß, sondern mit gutem Bedacht stecken wir die Grenzen für den Begriff des Altdeutschen so weit und glauben, daß die Vorstellung des Volks von einem richtigen Instinkt geleitet wird, wenn ihr das altdeutsche Wesen bis an die Schwelle unsers Jahrhunderts tritt; — „das war vor der westphälischen (d. h. französischen) Zeit!" sagt man bei uns in Niedersachsen, wenn man Begebenheiten, Sitten oder Zustände als längst vergangen und dem heutigen Leben fremd geworden bezeichnen will. — — Und in der That haben auch die noch fort und fort fühlbaren Nachwirkungen der großen politischen und socialen Umwälzung, welche von Frankreich ausging, neben

den gesteigerten Verkehrsmitteln und der sich stets weiter und tiefer ausbreitenden Bildung der Massen, eine stark markirte Grenze zwischen dem Sonst und Jetzt gezogen und zu einer Welt- und Lebensanschauung geführt, welcher das frühere Denken und Glauben, Leben und Treiben, Handeln und Wandeln in eine nebelhafte Ferne gerückt ist. Das Bewußtsein des Volks ist unter den Anregungen und Erschütterungen, Ideen und Thaten unsers durchgreifend reformatorischen Jahrhunderts rastlos thätig, sich mit neuem Inhalt zu erfüllen, alte Lebensart, alter Glaube, alte Gewohnheit und alter Brauch sterben immer rascher dahin und finden ein spärlich besuchtes Grab in den Büchern der Gelehrten. Die ganze alte deutsche Art mit ihren Vorzügen und Mängeln, mit ihrer lauten Lust und ihrer stillen, sinnigen Gemüthlichkeit, schimmert uns bereits wie von Abendrothschein umzittert aus weiter, poetischer Ferne entgegen und es gehört schon ein scharfes und geübtes Auge dazu, um in dem aus Nebelblau

und Purpur gewebten Bilde die charakteristischen Umrisse zu erkennen, zumal wenn die Zeichen der Zeit zwingender und zwingender den Blick in die Zukunft und zu dem neuen Morgengrauen lenken, aus dessen ungewissem Dämmerschein mälig aber sicher ein neuer Tag über der deutschen Nation, wie über allen vom neuen, frischen Geist der Geschichte durchwogten Kulturvölkern aufleuchten wird. — — Mächtig regt sich im frischen Morgenhauch und in dem Vorgefühl des neuen Tagslichts ein kraftvolles Streben in unserer Nation, die alte Bedientenseeligkeit, die alten Standesvorurtheile, der alte Particularismus, die alten Träumereien und Pedanterien verschwinden mehr und mehr in dem mannhaften Ringen nach einem vernünftigern und damit menschlichern Zusammenleben und Zusammenhandeln; bald wird das Brausen des Jahrhunderts auch uns zu den „alten Deutschen" versammelt haben, und nach hundert Jahren wird man mit demselben verwunderten Lächeln die Geschichte unsers Kleinlebens

durchblättern, mit welchem wir so manche Bücher über der Altväter Dichten und Trachten, Rathen und Thaten zur Hand nehmen. Gleichwohl aber wird es im Ernst und in der Vielgeschäftigkeit eines politisch und social entwickeltern, reichern Lebens, Freude machen, einen Ruhepunkt zu finden, auf welchem wir uns nach dem uns fremd gewordenen Leben und Treiben der Vorväter umschauen; heimisch werden wir uns immer unter ihnen fühlen, sind wir doch Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein, ihr Leben und Lieben, ihr Mühen und Sorgen, ihre Freude und ihr Leid, ja selbst ihre Vorurtheile und Pedanterien werden uns anheimeln, wie den weitgereisten, welterfahrenen Mann, der besuchsweise zu einfachen Eltern zurückkehrt, die alten Gewohnheiten und die dem Kinde liebgewordenen Räume und Geräthe des Vaterhauses. —

Karl Seifart, Dr.

Hildesheim, im Mai 1861.

Inhalt.

Nach hundert Jahren.

„Ich bin edel“ sprichet manic man,
an dem man tugende, noch êre, Zucht noch
Wirde erkennen kan,
ich wolte . . . . . daz man zallen zîten die
edelen saehe adelîchen tuon.
Reimar von Zweter.

„Laß gut sein, Robert, nach hundert Jahren spricht kein Mensch mehr davon!“ sagte der alte Oberpikeur Walter zu einem jungen, kräftigen Mann, welcher zwischen düstern, feuchten Kerkermauern vor ihm auf einer Schütte Stroh saß und das kummerschwere Haupt mit den hart gefesselten Händen preßte, als ob er's vor dem Zerspringen bewahren wollte. — — Das gutmüthig und frivol zugleich klingende Trosteswort des alten Jägers schien einen Weg zu dem brennenden Haupte des Gefangenen zu finden, er ließ langsam die Hände sinken, richtete fest die getrübten, braunen Augen auf den Pikeur und sprach wie nach tiefem Sinnen: „Ja, nach hundert Jahren Walter, nach hundert Jahren!“ . . . . . dann aber von wilder Verzweiflung gepackt, schlug

er wieder die Hände vor's Gesicht und stöhnte: „Ach Walter, hundert Jahre heißt eine lange Zeit! Dann freilich ist Alles todt und vermodert, was jetzt lebt, und die tausend und aber tausend Augen, welche gierig und glühend an mir haften, stechen und bohren werden, wenn's zum letzten Gang geht, sind dann verwelkt und erloschen wie der Cläre rothgeweinte Augen, mein Herz haben die Geier ausgehackt und der Cläre ihr falsches Herz ist zu Staub und Asche geworden; — — aber jetzt Walter, jetzt lebt's noch in mir, da, fühl' wie's pocht und hämmert als ob's durch die Rippen springen wollte!" — — Mit wilder Hast hatte der Gefangene die Hand des zurückfahrenden Jägers ergriffen und auf sein tobendes Herz gedrückt, dann schleuderte er die Hand wieder von sich und verfiel in das frühere dumpfe Hinbrüten.

Dem Oberpikeur zuckte es von tief empfundenem Schmerz und Mitleid über das faltige, braune Gesicht und aufseufzend dachte er bei sich: ja, hier hat Jeder gut reden, dem armen Robert gegenüber, und dem Herrn Pastor geht's leicht über der Leber weg, wenn er sagt: „Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen und wer Blut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden." Aber hart, grausam hart ist es doch, daß er das Leben lassen soll, ein Kerl wie Milch und Blut, und der hirschgerechteste Jäger vom Aufgang bis zum Niedergang; ja, ja, des Menschen Zorn thut nicht was vor Gott recht ist, und ist das Gewehr angeschla-

gen oder das Messer gezückt, so steckt der Teufel das Ziel ..... „du bist kein Räuber oder Dieb, Robert," begann der Pikeur wieder laut, aber mit zagender Stimme, „ich sag' dir's nochmal, stirb gefaßt wie ein Mann, nach hundert Jahren ist über Alles Gras gewachsen und vor deinem gnädigen Gott sind tausend Jahre wie ein Tag, sagt die Schrift."

Schweig mir mit deinen hundert und tausend Jahren, fuhr der Gefangene wild auf, ich bin kein Gott, ich bin der elendeste Mensch, den die Erde trägt, und für mich ist jeder Tag, den ich noch zu leben habe, ein Jahrtausend voll Qual und Pein! Und, Walter, sprach er heftiger noch und mit grimmen Blicken, warum soll man nicht nach hundert Jahren noch reden von himmelschreiendem Unrecht und teuflischen Verrath!? Ich wollt' ich könnt's mit Flammen an den Himmel malen, daß es leuchtete, so lange wie Sonne und Mond leuchten: „Der Junker, dessen marmorner Denkstein lügt, war ein" ......

Still doch, still Robert, beschwor der Oberpikeur den knirschend verstummenden Jüngling; hörst nicht den Gefangenvoigt kommen? Mach nicht Lärm, armer Bub', du bringst mich und den Schließer in's Unglück, wenn's laut wird, daß er mich einließ! Gnad' dir Gott, Robert! Ach Gott, ach Gott! wer hätte das gedacht! —

Die schwere Kerkerthür knarrte in ihren Angeln, das finstere Gesicht des Gefangenwärters erschien in der Thür und winkte besorgt und hastig dem alten Jäger; der

warf noch einen stummen, schmerzdurchzitterten Blick auf den zum Tode Verurtheilten und schlich auf leisen Sohlen mit dem Schließer davon.

Hundert Jahre und darüber sind seit dieser Kerkerscene vergangen, was damals grünte und blühete, lebte und webte, liebte, litt und haßte, ist längst zu Staub und Asche, zum dunklen, modernden Grunde neuen Lebens geworden. Vergessen und verschollen ist längst der Gefangene und Alles was in sein Schicksal verflochten war. Kein Mensch spricht mehr davon, wie der alte Jäger richtig voraussagte. Sollen nicht auch wir die Todten ruhen lassen? — Dies saftig grüne Wiesengelände, jener wohlgepflegte Forst und die prangenden Saaten, welche ihn umwogen, decken und verhüllen so schön und sorgsam das Todte und Abgestorbene unsern Blicken; warum den grünen Boden aufwühlen und Schutt und Moder an das Licht der Sonne bringen, welche so warm und Leben weckend dies schöne Stückchen Deutschland vergoldet?"

So etwa sagte Freund Alfred, welcher mit mir am Waldrande saß und den sinnigen Blick über eine der schönsten Landschaften gleiten ließ. Es war im südöstlichen Deutschland, nicht weit von einer größeren Stadt, in welcher sich slawische und deutsche Zunge mischt; eine nähere Bezeichnung will ich nicht geben. — —

„Und doch, in dieser Form mag's sein," sprach der

Freund nach langem Sinnen weiter. Und indem er mein Manuscript, aus welchem ich ihm den vorstehenden Eingang mitgetheilt hatte, hin und her durchblätterte, fuhr er lächelnd fort: „Du hast Namen und Scenerie gut verdeckt, Namen thun auch Nichts zur Sache und die Sache bleibt doch wahr, wenn auch die Dichtung um das Allzunackte, welches verletzen könnte, ihren verhüllenden Mantel wirft."

„Aber bei dem Schluß soll's nicht bleiben," meinte er nach einer Pause mit seltsamem Blick und tippte mit dem Finger auf das letzte Blatt, „den Schluß überläßt du mir mein Junge, der muß versöhnend sein und eine reizende Muse wird in voller Lebendigkeit zu diesem versöhnenden Ausgang helfen!" —

Ich sah verwundert zu dem in Räthseln Redenden auf, verzichtete aber darauf, daß er sich vor der Hand deutlicher erklären würde, denn ich kannte ganz Alfred's sinnige, gemüthvolle Art, welche gern mit unschuldigen Geheimnissen spielte, um dann plötzlich die Theilnehmenden mit Ungeahntem und Unerwarteten angenehm zu überraschen.

Baron Alfred ist der letzte Sproß eines vor hundert Jahren und später noch, reichsunmittelbaren, kleinen Dynastengeschlechts; in der verwandelten Welt aber war die Herrschaft, welche wir Waldheim nennen wollen, auch zu einem hübschen Rittergut umgewandelt, welches Alfred selbst bewirthschaftete. Das gutshörige Dorf war längst an die Krone übergegangen und Menschen in ganz

andern Kleidern und mit ganz andern Gedanken und Anschauungen arbeiteten und verkehrten auf dem Terrain, welches durch neue Anlagen, frischen Waldwuchs und anders eingetheilte Felder auch nicht mehr das alte war; die ewigen Berge aber, den rauschenden See und das jetzt altergraue im Renaissance-Styl aufgeführte Schloß hatten fast ebenso auch die längst Voraufgegangenen gekannt.

Mit Alfred hatte mich die Neigung zu gleichen Studien schon auf der Universität eng verbunden, die deutsche Vorzeit mit ihrem Glauben und Aberglauben, ihren Sitten und Sagen zog uns mächtig zu sich hin, ohne jedoch jene romantische Vorliebe für das Abgestorbene in uns zu erwecken, welche den Blick für die lebendige, der entwickelteren Menschheit würdigere Gegenwart verdüstert.

Alfred's Geburt hätte es ihm wohl nahe gelegt, gleich vielen seiner Standesgenossen, sich jenem naiven Dilettantismus hinzugeben, welcher das Alte aufsucht und liebt, weil es in eine Zeit hineinragt, die den Geburtsadel mit in die gothischen Verzierungen eines Gesammtbildes verwebt, in welchem das romantisch gestimmte Gemüth nur die Glorie einiger Hauptfiguren, nicht aber die Bettel- und Höllenbreughel-Scenen sieht, welche das Bild so überreich zur Anschauung bringt. — Vorurtheilsfrei und gründlich gebildet schauete Alfred in die Vergangenheit; die werthvollen Incunabeln- und Antiquitätensammlungen, welche sein Reichthum ihm

anzulegen erlaubte, nahmen seinen gesunden Sinn nicht gefangen, sondern befruchteten und verklärten ihn vielmehr für eine richtigere Erkenntniß und Würdigung der Gegenwart.

Mit freundlicher Bereitwilligkeit hatte mir Alfred die Benutzung dieser Sammlungen überlassen; wir studirten hier auf Schloß Waldheim wieder so eifrig zusammen, wie einst in B., nur unter noch angenehmeren Verhältnissen und mit besserem Verständniß.

An das Bibliothekzimmer stieß ein düsteres mit Regalen und Schränken vollgestopftes Kämmerlein, welches das Familienarchiv enthielt. Ganz veränderte Verhältnisse und der wohlgeordnete, unangefochtene Besitzstand des Gutes Waldheim hatten auch längst dies Archiv zu einer bloßen Rarität ohne alle praktische Bedeutung gemacht, es war unter Alfreds letzten Vorfahren, eifrigen Landwirthen, fast ganz in Vergessenheit gekommen. Der Reiz des Alterthümlichen verlockte uns jetzt auch hier zum Suchen und Forschen; der Erfolg aber versprach ein sehr geringer zu werden und die Mühe nicht zu lohnen, welche wir uns unter den aufwirbelnden Staubwolken und in der ekeln Gesellschaft der Spinnen und Cancroiden gaben. Alles war ungeordnet und vieles defect. Handfesten aus den Zeiten des Minnegesangs lagen unter den im langweiligsten Canzleistyl abgefaßten Rescripten des Reichskammergerichts und des Reichshofraths, Copialien von Proceßacten und Rechtserkenntnissen unter weitläufigen Erndteberichten,

und Haushaltsrechnungen, welche irgend ein sparsamer Vorfahr mit wirthschaftlicher Genauigkeit aufgezeichnet und hier niedergelegt hatte. Hin und wieder überraschte uns das baumelnde Wachssiegel einer Urkunde mit dem Wappen einer historischen Person, hie und da ward auch ein Zeuge genannt, dessen Namen die Geschichte aufbewahrt. — Einen romantischen Reiz hatten einige Erkenntnisse des heimlichen Gerichts aus den Zeiten Kaiser Sigismunds, welche aber auf die Familie Waldheim gar keinen Bezug hatten und vor grauen Jahren hier schon als eine antiquarische Merkwürdigkeit aufgehoben sein mochten. Manches war dazu noch halbverkohlt, denn bei einem im dreißigjährigen Kriege stattgefundenen Schloßbrand hatten die Rettenden wohl nicht zuerst an das Archiv gedacht. —

Schon wollten wir zum Letztenmal uns der sehr nöthig gewordenen Waschschalen und Handtücher bedienen, um dem Staube und den Cancroiden das längst eroberte Reich gänzlich zu überlassen, als einige von Mäusen angefressene Quartbände, welche hinter eine schwere, von unnützen Papieren angefüllte Kiste geschoben waren, Aufmerksamkeit erregten. Ich zwängte die drei Bände mit Mühe aus ihrem Versteck, schlug den nach Papier und Schrift ältesten Band auf und fand auf einem der letzten Blätter die vielversprechende Auskunft: „Dies Buich habe ich Willem von Wallheim aus Hansen von Wallheim Buich von Wort zu Wort geschrieben nach Gottes Geburt in dem 1526 Jahr

und bis auf dies 1567 Jahr geführet, **fiat voluntas Domini. amen.**«

Alfred war aufs freudigste von dem Fund überrascht; es waren Familienannalen, welche mit dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts begannen und in zwei folgenden Bänden, leider mit einigen Unterbrechungen, bis ins achtzehnte Jahrhundert fortgesetzt waren. Der letzte Band, welcher mit dem Jahr des Hubertsburger Friedens schloß, war größtentheils sehr sauber mit schwarzer und rother Dinte und mit zierlichen Rococoschnörkeln von einem 1764 in hohem Alter verstorbenen, hagestolzen Oheim, Namens Kaspar, geschrieben; nach dem Tode desselben hatte man nicht mehr daran gedacht, diese Aufzeichnungen fortzusetzen.

Alfred wußte aus Familientradition, daß diese Bücher einst vorhanden gewesen waren; auch war es vom Vater zum Sohn in Erinnerung geblieben, daß Alfreds Urgroßvater, der den letzten Annalisten noch sehr wohl gekannt hatte, die Meinung ausgesprochen habe, der wunderliche mit der Neuzeit sehr unzufriedene Onkel Kaspar habe der neuerungssüchtigen Nachwelt diese alten Denkmäler nicht gegönnt und sie wahrscheinlich vernichtet. Bei dieser Annahme des Urgroßvaters war es in der Familie geblieben und Niemand hatte weiter nach den Annalen gesucht.

Dem Alfred hätte nichts eine größere Freude machen können, als dieser Fund; ich fand es natürlich, daß er mich einigen Bekannten und meinen Studien über-

ließ, um im einsamen Zimmer sich zuerst allein und genau mit dem Schatze bekannt zu machen. Ich sah ihn nur bei Tisch und Abends beim Wein, wo es, wie das Alfreds Junggesellenwirthschaft erlaubte, oft im Kreise einiger Bekannten aus dem nahen Bergstädtchen recht munter und studentisch herging. Er war seit dem Funde etwas schweigsamer geworden und sprach mit mir wenig davon, doch zeigte mir sein heiterer Blick, daß ihm die Tagesarbeit eine angenehme und anziehende gewesen sein mußte. Die andern Gäste wußten nichts von Alfreds paläographischen Studien; Herr v. M. und Assessor B., welche des Abends gemüthlich mit uns beim Glase zu sitzen pflegten, würden sich auch als lebenslustige, ganz in der Gegenwart und ihren Rechtshändeln lebende Beamte, wenig für die „alten Charteken" interessirt haben, welche seit einigen Tagen des gastfreien Wirthes ganze Zeit in Anspruch nahmen.

Am Abend des vierten Tages nach jenen Studien fand ich indeß Alfred noch schweigsamer als bisher, auch erstrahlten seine großen, hellblauen Augen nicht wie sonst in jener ungetrübten Heiterkeit und Zufriedenheit des Gemüths, welches seinen Blick so wohlthuend machte, vielmehr schien mir sein Auge getrübt und die glatte, hohe Stirn zog sich oft in die Falten düstern Nachsinnens zusammen. Alfreds an Trübsinn streifende Schweigsamkeit störte merklich für diesen Abend unser fröhliches Zusammensein, und der Assessor tischte ver-

gebens seine besten Possen und Klatschgeschichten auf, es wollte Nichts recht verfangen. So trennten wir uns früher als gewöhnlich, und da ich überzeugt zu sein glaubte, daß irgend etwas in den aufgefundenen Familienannalen auf die Stimmung des Freundes eingewirkt haben müsse, so ließ mich anhaltendes Sinnen und Nachdenken sobald nicht schlafen. –

Mein Schlafzimmer lag dem Garten zu und seine Fenster gewährten eine überwältigende Aussicht auf Park und Dorf, Feld und Wald. Das unter hohen Rüstern und Obstbäumen versteckte Dorf hebt dem Park zunächst nur hie und da ein rothes Dach aus dem grünen Laubwerk hervor, dann aber entfaltet es sich mit einer Reihe sauberer Häuschen auf weitem Plan und legt die letzten seiner baumumrauschten Hütten als einen malerischen Kranz um die östliche Bucht des Sees, dessen durch den fern rauschenden Waldstrom fort und fort erfrischte Krystalfluth die Wurzeln der mächtigen Eichen auf der Südseite des Parks benetzt und bei jedem Lufthauch in sanften Wellen bis zu dem weißen Försterhäuschen am Rande des waldigen Hügels erzittert, welcher mit andern Ausläufern des Hochgebirgs den nächsten Hintergrund begrenzt; staffelförmig aufsteigend schließt sich Berg auf Berg den grünen Hügeln an und matter und matter erscheint das Grün ihrer Waldkronen, bis es ganz erlischt und mit den nebelblauen, wolkenumhüllten Kuppen verschwimmt, welche die fernste Himmelsgrenze zu tragen scheinen.

War mir schon bei Tage der Reiz dieser Landschaft immer neu erschienen, so lag sie jetzt in der mondhellen Spätsommernacht in so zauberischer Beleuchtung vor meinen entzückten Blicken, daß ich wie von sanfter Gewalt am Fenster festgehalten wurde, ich öffnete den Flügel und verlor mich ganz im Anschauen des herrlichen Bildes; kein Laut störte die feierliche Stille der Nacht, bis unter mir auf dem knisternden Kieswege Tritte laut wurden. Es war Alfred, der gesenkten Hauptes und in einen Mantel gehüllt dort einherging. — Mich überkam ein Gefühl, daß es ihm wohl unangenehm sein möchte, jetzt gestört zu werden, darum zog ich mich leise vom Fenster in den Hintergrund des Zimmers zurück und konnte auch von hier aus einen großen Theil des Parkes übersehen. Ich bemerkte, daß Alfred dem Uferabhang zuging, welchen der See bespült, hörte ihn die Kette lösen, an welcher dort ein Nachen lag, und sah ihn bald darauf über das in den Fluthen hüpfende Spiegelbild des Mondes gleiten. Der nächtliche Schiffer fuhr quer über den See, dem Försterhäuschen zu, dessen weiße Wände im Mondlicht hell erglänzten, zog dann auf der Mitte des Sees die Ruder ein und ließ sich, den Kopf auf beide Hände gestützt, von den Wellen treiben und schaukeln; ein leiser Windstoß trieb den Kahn weiter und weiter der westlichen Bucht zu, bald erschien er mir nur noch als ein dunkler Punkt und verschwand endlich meinen Blicken gänzlich hinter einem waldigen Abhang.

Es mußte lange währen, bis Alfred wieder den Park erreichen konnte, die Müdigkeit übermannte meine beobachtende Neugier, ich schloß das Fenster und legte mich zur Ruhe.

Am folgenden Morgen traf ich Alfred wieder in den Annalen lesend beim Frühstück, er sah überwacht aus, grüßte mich aber mit Munterkeit und meinte: „Du möchtest nun auch wohl einmal einen Blick in die alten Quartanten thun, ich bin damit zu Ende, hier hast du die dreihundertjährige Geschichte des „hochberühmten und der Welt unbekannten Hauses Waldheim." Damit schob er mir den ersten, ganz vergilbten Band des Manuscripts zu. Ich griff begierig danach; es war in nicht undeutlicher Cursivschrift geschrieben und nachdem ich hie und da einige Blätter übersehen, entfuhr mir der Ausruf: Das ist ja ganz wie beim Hans von Schweinichen! — Ja wohl, stimmte Alfred lächelnd zu, nichts als Hochzeiten, Kindtaufen, enorme Verzeichnisse von dem, was man gegessen und getrunken, reichlich contrahirte Schulden, Gelage und „Gesäufede," zu Anfangs gibt's noch Fehden, das ist Alles. Der zweite Band, fuhr er fort, ist sehr lückenhaft, über das wichtigste Ereigniß des Jahrhunderts, den großen deutschen Krieg, finden sich nur fragmentarische Angaben; außer den Plünderungen, welche das Seedorf erlitt und einigen haarsträubenden Brutalitäten der Soldaten ist fast nichts angemerkt, was die Zeit charakterisirte, nichts, was von geschichtlichem Interesse wäre. Das alte Schloß

ist während des Kriegs niedergebrannt und der Kriegsobrist, Christoph von Waldheim, hat, wie es hier heißt, „mit dem, was ihm der liebe Gott gnädig an Kriegsbeuten und Ranzion zugewandt," meine hochherrliche Residenz wieder im verdorbenen Renaissance-Geschmack aufbauen lassen; das besagt auch noch Datum und Jahreszahl unten über'm Hauptportal. Dann folgen, nach Lücken und Mäusefraß, die bis in den dritten und letzten Band hinaufgehenden Aufzeichnungen des braven Josef von Waldheim; er hat durch eine mehr als vierzigjährige Sparsamkeit und geschickte Verwaltung die Herrschaft wieder zu großem Wohlstand gebracht. Seine Mittheilungen aber beschränken sich auf Ausgabe- und Einnahmeregister, getilgte Schulden, gemachte Ankäufe. Zweimal sind die großen, dem herrschaftlichen Gericht verursachten Kosten erwähnt, welche durch die Untersuchung und Justifikation einer Ursula Fleischerin, genannt Laufursel, und einer Margarethe Köpflerin, genannt Bettelgretel, entstanden. „Beide Menscher," heißt es hier wörtlich, „waren gar böse Hexen und Wettermacherinnen, die auch sonst der Herrschaft durch Brand merklichen Schaden gethan, und da sie der Vater der Lügen nicht bereichert, eine confiscatio bonorum wohl zu erkennen aber nicht zu exequiren gewesen, haben sothane böse Hexen auch nachdem sie zu Aschen verbrannt, uns noch viel chagrin verursacht. Der Scharfrichter aus B. war ein Filz und unbilliger Bärenhäuter, für Daumstöck und einmal Ufziehen 6

Gulden, für Setzen des Pfahls 5 Gulden, für einen Stein Pech 2 Gulden, für zween neue Feuerhaken (hat sich doch seine Instrumenta selbst zu halten) 1 Gulden, zur Collation für sich und die Knechte 15 Gulden. Gott besser's und bewahr uns in Gnaden vor solchem Gesindlein!" —

Solche Ausgaben, lächelte Alfred, bleiben mir heute erspart, ich würde mich gegen die Wettermacherinnen auch schon durch die Hagelschlagversicherungen zu schützen wissen. Schon hier im letzten Band halten die Henker nicht mehr so reichliche Erndten, aber Barbarei, ungezügelte Leidenschaft, Knechtsinn und Aberglauben gab's noch immer genug, fuhr er mit schwermüthigem Nachdenken fort; es geht ein Stück Familiengeschichte über diese letzten Blätter, das mich noch nach hundert Jahren unangenehm berührt.

Alfred legte die Hand auf das Buch und verfiel in jenes tiefe Sinnen, welches mir an ihm während der letzten Tage so auffällig gewesen war. Hier sieht man im Kleinen, hub er nach einer Pause an und reichte mir ganz unbefangen das Buch, wie durch die Tradition die Geschichte gefälscht werden kann und wie ganz anders oft die Quelle spricht.

Ich schlug das Buch auf, hatte aber noch nichts Zusammenhängendes gelesen, als Alfred meinen Arm berührend sprach: Das kannst du Alles lesen, wenn's dir Vergnügen macht; aber komm, ich will dich mit

einer der Hauptfiguren des Dramas, welches diese geschnörkelten Züge erzählen, näher bekannt machen.

Ich folgte dem Freund in den anstoßenden Saal und befand mich vor den Familienbildern, welche nur bis zu dem spitzbärtigen, klappkragigen Obersten aus dem dreißigjährigen Kriege zurückgingen; die vorväterlichen geharnischten Ritter mochten wohl bei dem damaligen Schloßbrande zu Grunde gegangen sein, und der auf den Obersten folgende Josef von Waldheim war nicht der Mann dafür gewesen, dieselben, wie das sonst wohl geschehen, durch die kostspielige Phantasie eines Malers wieder ersetzen zu lassen. Der sparsame, von Hexen geplagte alte Herr selbst, zeigte sich als ein kleines, spitzköpfiges Männchen mit harten Zügen, in welchen man kaum einige Familienähnlichkeit erkannte; auch war das Bild auffallend schlecht gemalt und wahrscheinlich für einen Spottpreis von irgend einem Pfuscher angefertigt. Ein schönes und sorgfältig gemaltes Bild dagegen war das seines ältesten Sohnes und Nachfolgers Ehrhard: dieser Freiherr, dem Vater sehr ungleich, hatte durch Prachtliebe, besonders aber durch seine Leidenschaft für die Jagd, welche ihn ein vollständiges und kostspieliges Jagdpersonal halten ließ, einen bedeutenden Theil des großen väterlichen Vermögens wieder zugesetzt. Sein imponirendes Brustbild war nach der Mode der Zeit im Harnisch gemalt, doch schienen die Locken der großen Allongeperücke, welche auf die stählernen Platten herabfielen, dieser Mode zu spotten. Nach ihm hatte Friedrich

von Waldheim, Alfreds Urgroßvater, die Herrschaft angetreten und den Stamm erhalten; sein im Hauskleide gemaltes Brustbild von milden, sanften Zügen war von Büchern, physikalischen Instrumenten und Globen umgeben. Er war Gelehrter gewesen und hatte sich wie sein Oheim und Lehrer, der Familienannalist Kaspar, mit Mechanik und dem Versuch von Erfindungen beschäftigt. — Zwischen ihm und dem Oheim trat stolz das lebensgroße Bildniß eines Jünglings hervor, welchem die beiden schlichten Gelehrten, wie es schien, nur zur Folie dienten.

Das feine etwas verlebte Gesicht, welches mit einem aufgekräuselten, glänzend schwarzen Schnautzbärtchen unter dem sorgsam frisirten Haar keck und stolz den Beschauer anblickte, konnte wahrhaft schön genannt werden und paßte ganz zu der zierlichen aber doch kräftigen Gestalt, welche im grünen, silberbordirten Jagdkleide gemalt war. Vielfache Embleme der Jägerei umgaben den Junker und deuteten auf die Lieblingsbeschäftigung desselben......

„Schau, der ist in seinem Berufe gestorben, sprach Alfred mit halb ironischem, halb schwermüthigen Lächeln zu mir; er war Ehrhards erstgeborner Sohn Rudolf und wurde, wie's in unserer Familie überliefert war, von einem Wildschützen erschossen; er starb auf grüner Haide, in dem Jahr und auf den Tag, welchen du auf jenem bekreuzten Denkstein in der Ecke des Bildes liest.“

Ich las: „1744 den 3. November . . .“

Das alte Buch, fuhr Alfred nach einer Pause fort, erzählt den traurigen Vorfall umständlich und genau; ermordet wurde Rudolf, aber nicht durch einen Wildschützen; nun, du sollst die Quelle studiren, sie wird dir ein kleines Zeitbild aus der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts geben, und ich weiß, wie gern du solche Bilder der Vergangenheit vor dir aufrollst.

Bald darauf händigte mir Alfred die Annalen ein, und wie die Tage vorher Alfred, so gab ich mich nunmehr selbst ihrem unausgesetzten Studium hin, bemerkte mir sorgsam das sittengeschichtlich Interessante und folgte endlich der Anregung, welche mir das Drama des letzten Bandes zur Ausmalung eines lebendigen Miniaturbildes von vergangenem Leben, Lieben und Leiden gab. — Als nun das Bild vollendet war, wollte ich es Alfreds Prüfung unterwerfen; das war dort am Waldrande, wo er geheimnißvoll sagte, daß er mit dem Schluß nicht zufrieden sei, und daß er unter dem lebendigen Beistande der schönsten Muse, der Erzählung einen versöhnendern Ausgang geben würde. „Wenn die befriedigende Lösung welche ich an die Erzählung knüpfen werde,“ setzte er noch hinzu, „auch über hundert Jahre später spielt, so sollst du doch vollkommen damit einverstanden sein.“

Ich schaute verwundert in sein heiteres, von der Sonne angestrahltes Gesicht und verstand ihn nicht. — Wir erhoben uns von dem grünen Rasen und gingen schweigend auf Seedorf zu. „Mach' noch einen Umweg mit mir,“ unterbrach Alfred plötzlich das Schweigen,

„der Abend verspricht so schön zu werden und ich habe noch ein Geschäft mit dem Förster, vom Forsthause ab können wir über den See zurückfahren."

Das war mir recht. — Als wir das Dorf durchschritten hatten und uns dem Forsthause näherten, meinte Alfred scherzend: „Mein wackerer Förster Hubert, der dort wohnt, könnte auch seinen Stammbaum aufstellen, wenigstens bis zum dreißigjährigen Kriege, denn schon der alte Obrist Gustav erwähnt seines Försters Hubert, wie du in den Annalen vielleicht bemerkt hast. Der Dienst ist immer vom Vater auf den ältesten Sohn übergegangen und ich habe noch die strohbedachte Hütte gekannt, unter welcher dies Jägervolk von Geschlecht zu Geschlecht gehaust hat; mein Vater erst hat dies neue, freundliche Häuschen an die Stelle der baufälligen Hütte setzen lassen. Nun, dem alten, guten Hubert geht's wohl in dem neuen Häuschen, er ist an das vereinsamte Leben gewöhnt und wirthschaftet dort mit einer einzigen Tochter; seine Frau verstarb noch in dem alten Hause."

Unter diesen Mittheilungen hatten wir die Försterwohnung und den von einem grün angestrichenen Stacket sauber eingezäunten Garten erreicht. Hunde meldeten uns mit lautem Anschlag, aber Niemand erschien, uns zu empfangen. Wir traten in das freundliche Gärtchen und musterten die Astern und Georginen, welche in hübscher Anordnung die Beete zierten. Da näherten sich leichte Schritte, wir schauten auf und blickten in

das liebliche Gesicht eines jungen Mädchens, von überwältigender Schönheit.

Entschuldigen der Herr Baron gütigst, sprach die Holde mit tiefer Verbeugung, der Vater ist zur Holzabfuhr in den Forst gegangen, wird aber bald zurück sein.

Zu meiner höchsten Ueberraschung ergriff Alfred die Hand des erschrockenen und tief erröthenden Mädchens mit lustigem Lachen und sprach: „Nun sieh mir mal den kleinen Heuchler, wie förmlich er zu thun weiß! Kannst eine vortreffliche Schauspielerin werden. Marie, da gib mal meinem Freunde hier eine treue, deutsche Hand und stelle dich ihm als Marie Hubert, Verlobte des Baron Alfred von Waldheim vor!" —

Die Ueberraschung machte mich fast erstarren und ich konnte kein Wort über die Lippen bringen. Zu einem plumpen Scherz wußte ich Alfred nicht fähig; auch sprach mich der tiefste Ernst aus Mariens Benehmen an, denn sie warf sich heftig weinend an Alfreds Brust und er führte traulich kosend und plaudernd sie den Garten entlang, ohne sich weiter um mich zu kümmern.

Ich setzte mich auf die nächste Bank, denn ich mußte mich förmlich von der unerwarteten Scene erholen. Was soll das heißen? Alfred verlobt, der reiche Baron mit der Tochter seines Försters, und kein Mensch weiß davon? Wunderlicher Mann! Und warum weint das Mädchen so heftig? Da werd' ein anderer klug draus, dachte ich bei mir.

Ich hatte noch nicht lange in meinem verwunderten Nachsinnen da gesessen, als sich mir auch schon neue Ueberraschungen bieten sollten. — Der alte Hubert, ein rüstiger Sechziger, erschien mir gegenüber am Stacket des Gartens und sah mit einem Gesicht, in welchem sich Zorn und Schmerz auf die unbeschreiblichste Weise malten, zu dem im Hauptgange des Gartens Arm in Arm wandelnden Paar herüber. Der Garten lag hoch, so daß vor aller Welt gesehen werden konnte, was hier vorging.

Marie! rief der an allen Gliedern bebende Mann mit wilder, halberstickter Stimme ...... Vater! ach lieber Vater! rief ihm das Mädchen entgegen, riß sich von Alfreds Arm los und flog auf den Alten zu. Der rüttelte grimmig an der Thür des Stackets und da sie seinem Reißen nicht nachgab, trat er sie mit heftigem Fußtritt zusammen, sprang in den Garten und stieß mit wilder Gebährde die aufgehobenen Arme der Tochter von sich. Marie! keuchte er, was heißt das .... und Herr Baron, sprach er mit zorngedämpfter Stimme zu dem herantretenden Alfred, ich bin die längste Zeit in Ihrem Dienst gewesen. — Sie — Sie, das hätte ich nicht gedacht, daß Sie mit der Ehre eines ehrlichen Mannes Ihr Spiel treiben würden! —

Den Aerger hättet Ihr Euch sparen können, alter Vater, entgegnete Alfred ruhig und ergriff die Hand des weinenden Mädchens; ich hoffe, es wird den ehrlichen Mann nicht schänden, wenn ich ihn als künftiger Schwiegersohn um seinen Segen bitte!

Der Förster war wie vom Donner gerührt, er schwankte und duldete es, daß Marie ihn in ihren Armen aufrecht erhielt.

Nun, lieber Hubert, damit sie aus dem Traum kommen, fuhr Alfred fort, wollen wir die Sache schnell zu Ende führen, Sie wissen, ich liebe das Verfahren zur kurzen Hand. Marie liebt mich und ich liebe Marien, das wußten Sie freilich nicht und Keiner wußte es. Was ging das auch einen Dritten an! schloß er lachend und legte dem Förster die Hand auf die Schulter. Jetzt aber Alter, sprach Alfred nach einer Pause im höchsten Ernst weiter, wollen wir bald Hochzeit machen und da muß Eure Einwilligung und eine öffentliche Verlobung vorhergehen! — —

Herr Baron, ich weiß nicht, ich glaube zu träumen, stotterte der Förster mit zitternder Stimme......

Ei was Traum, unterbrach ihn Alfred, Träumen das ist Eure Art gar nicht, mein praktischer Forstwart! Heda, Heinrich! Riekchen! rief er mit einer Stentorstimme nach dem Hause zu, Alle heran! Die Verlobung wird bei dem Markobrunner gefeiert, den ich gestern hergeschickt, und zwar hier im Garten. Heda, Doctor! rief er mir zu, immer heran, damit wir auch einen fremden Zeugen zu Gaste haben.

Dem alten Hubert traten die Thränen in die grauen Wimpern, er konnte noch immer keine Worte finden und griff mechanisch nach Alfreds Hand um sie zu küssen. Der aber wehrte es, legte seine Arme um

Vater und Tochter und schritt mit ihnen dem Jägerburschen und der hübschen Magd entgegen, welche aus dem Hause herbeisprangen. — „Die Marie nehme ich nun bald mit mir fort, da könnt ihr mit dem Alten allein haushalten,“ rief er den Leuten entgegen, die mit offnem Munde wie eingewurzelt stehen blieben; „die Marie ist nun meine verlobte Braut, daß ihr's nur wißt! Jetzt holt den gelbgesiegelten Wein herauf den mein Fritz gestern brachte, rasch, sputet euch!“ —

Der Bursche und das Mädchen machten rasch Kehrt, als sie aber hinter dem Stallgebäude verschwunden waren, hemmten sie ihre eiligen Schritte und überließen sich den lebhaftesten Ausbrüchen der Verwunderung.

Nein, so was lebt doch nicht, meinte Heinrich, die Hände zusammenschlagend. — Jesses! die Marie wird eine gnädige Frau, wer hat so etwas je gehört! flüsterte Riekchen mit Hast.

Nun weißt du was, Riekchen, sprach der Bursche geheimnißvoll, das mußte so kommen, ich habe nur nichts sagen mögen, die Beiden sind sich schon lange gut gewesen.

Da hättest du mir was Rechts verrathen, wenn du mir das auch gesagt hättest, du Duckmäuser du, erwiederte Riekchen; seit Frühjahr hat ja der Baron jeden Tag mit dem Herrn zu thun gehabt, wenn auch nichts zu thun war. Man hat doch auch seine Augen, aber ich hab' gedacht, es wär' halt nur so eine Liebschaft.

Nun freilich, bestätigte Heinrich, dacht' ich doch das

auch, die Mannsleut' nehmen's auch nicht immer gleich so ernst, wie's der Baron da vor hat.

Ei du Galgenstrick, fuhr ihm Riekchen in's Wort und schüttelte den Burschen derb am grünen Wamms, du meinst es wohl auch nicht ernst mit mir, he?!

Närrchen du, lachte der Jäger, preßte das frische, üppige Mädchen an sich und verschloß ihr mit einem Kuß den schmollenden Mund: gewiß mein' ich's ernst; hör' was mir durch den Kopf fährt. Der Förster ist alt, den kann der Herr Schwiegersohn zu sich nehmen, mir gibt er die Försterstelle, und dann hast du am längsten Riekchen Busch geheißen, dann heißt's Frau Försterin ...

Heinrich! Riekchen! wo bleibt ihr mit dem Wein! fuhr Alfred's mächtige Stimme zwischen die Plaudernden. — Wir kommen schon! Wir kommen, gnädiger Herr! logen die Sausewinde und stürzten dem Keller zu, um den ihnen gewordenen Auftrag zu vollziehen.

Wir saßen indeß in der großen Lindenlaube, Alfred und Marie im süßen Geplauder, der Förster und ich noch immer schweigsam und von den unerwarteten Eindrücken überwältigt. — Da erschienen endlich die ersehnten Flaschen und Gläser. Bald erfaßte die Goldfluth des Weins unsere Seelen und hob sie hoch empor, hoch über alle irdischen Zweifel, Bedenklichkeiten und Rücksichten dem Himmel reiner Freude und tief gefühlten Glückes zu.

Ich trank aus tiefster Seele auf das Wohl des

Brautpaars und des braven Hubert und in mein Hoch stimmten draußen am Gartenzaun herzlich und jubelnd die heimkehrenden Schnitter ein, welchen Heinrich und Rieckchen in geflügelten Worten verkündet hatten, was sich Wunderbares begeben und zugetragen.

Wir saßen noch lange beisammen. — Das Abendroth warf seine letzten purpurnen Lichter durch die im leisen Lufthauch spielenden Zweige in den goldfunkelnden Wein und auf die freudestrahlenden Gesichter der glücklichsten Menschen; uns zur Seite, über dem blauen Gebirge, flammte in mächtiger Scheibe der Mond auf, das Rauschen und Murmeln des fernen Waldstroms drang vernehmlicher und vernehmlicher durch die abendliche Stille zu uns herüber und verschwamm mit dem gedämpften Gesang der Fischer, welche in schaukelnden Nachen und mit plätscherndem Ruder weithinleuchtende Furchen durch den See zogen. — Die beiden Liebenden plauderten leiser und der alte Hubert starrte still und träumerisch in das vor ihm stehende Glas.

Da stellte Heinrich eine brennende Kuppellampe auf den Tisch, und vor dem grellen Licht schwanden mit einem Schlag die Reize der stillen Abendlandschaft zusammen, wir sahen nur uns und das Zunächstliegende, und wurden wieder lauter und lebendiger. Hör', Heinrich, sprach Alfred, du trägst wohl noch für mich einen Brief nach dem Posthause?

Sehr gern, Herr Baron!

Nun so bring' mir Papier und Schreibzeug.

Bald stand das Verlangte vor ihm, er falzte einen halben Bogen und schrieb darauf:

„Alfred von Waldheim
Marie Hubert. Verlobte,"

faltete den Brief zusammen und addressirte ihn an die Expedition der Neuen Preußischen Zeitung in Berlin. Fröhlich und schalkhaft lachte er nach diesem Werke mich an und meinte: Die Crême des Kreuzzeitungs-Publikums wird ihr blaues Wunder haben über diese neue Mesalliance! —

Der Bursche bekam ein gutes Geschenk und machte sich eilig mit dem Briefe davon. Auch wir brachen auf; noch ein herzliches Umarmen und Küssen des Brautpaars, ein treuer Händedruck des alten Hubert, und die Verlobungsfeier war beendigt.

Vater und Tochter gaben uns das Geleit bis an den See und wir traten in den Nachen. „Laß mir die Ruder, sagte Alfred und setz dich, dir wird's nicht so schwer wie mir, der Marie den Rücken zuwenden." — Mit kräftigem Ruck schoß der Nachen in die blinkende, funkensprühende Fluth, und noch lange sah ich Alfred's Augen nach dem Ufer zu leuchten und grüßen. Endlich entzog der waldige Abhang das Forsthaus seinen Blicken, er zog die Ruder ein und ließ den Kahn ein Weilchen treiben. Jetzt glaubte ich, daß es an der Zeit sei, mein Erstaunen und meine Verwunderung über die rapide Verlobung auszusprechen; ich that das in etwas pedantischem Schulmeisterton, berührte die verschiedenen

Verhältnisse, den Unterschied des Standes, das Aufsehen, was die Sache machen würde und dergleichen mehr.

Statt eingehender Erklärungen und Rechtfertigungen welche ich erwartete, lachte mich Alfred aber nur derb und lustig aus: „Kannst ganz ruhig sein, mein Junge, meinte er, das ist Alles lange und wohl überlegt, ich bin ein so freier und unabhängiger Edelmann, wie's nur einen im Lande gibt und darf thun, was ich vernünftiger Weise will. Mariens Geist und Gemüth ist mir mehr als sechzehn Ahnen werth, wir leben ja im Jahr 1856; — ja, wenn's hundert Jahr früher wäre!" schloß er bedeutungsvoll mir zuwinkend, und setzte dann wieder mit kräftigem Zuge ein. — Ich verstand seine Anspielung und schwieg. —

Als wir den Park erreicht hatten und den breiten Kiesweg zum Schlosse hinaufwandelten, legte Alfred munter und traulich den Arm um meinen Nacken und sagte: „Weißt du was, Alter, ich kann heute sobald nicht schlafen, da wird's am Besten sein, du liest mir deine langweilige Geschichte vor, aus welcher ich erst einige Bruchstücke und den fatalen Schluß kenne; dann wird's schon besser gehen mit dem Schlafen und ich weiß, du hast doch nicht eher Ruhe, bis du an den Mann bringst, was du aus des Onkel Kaspar's Notizen zusammengebraut hast."

Ich war mit dem Vorschlag einverstanden und zog die Glocke. „Noch ein Glas Punsch, Friedrich," rief Alfred dem uns empfangenden und leuchtenden Diener

zu, „bring's auf mein Zimmer!" — Wir machten's uns bequem bei der strahlenden Lampe, bald dampfen Cigarren und Punschgläser, und ich las, mit Uebergehung der schon im Eingang mitgetheilten Kerkerscene, die folgende Geschichte.

Der herrschaftliche Büchsenspanner und Leibjäger Robert war des Meuchelmords überwiesen und zum Tode verurtheilt unter der Regierung des Freiherrn Ehrhardt. Die Herrschaft Waldheim dehnte sich damals über mehr als sechs Dörfer und Weiler aus; Acker auf Acker, Weide auf Weide und Forst auf Forst war erworben unter der langen und sparsamen Regierung von Ehrhards Vater. Den Freiherrn Josef hatten die Unterthanen heimlich, und die benachbarten Cavaliere öffentlich, nur einen „Filz" genannt, aber sie mochten flüstern und schwatzen, der alte Baron hatte nicht umsonst gespart, und seinen Söhnen an liegender und fahrender Habe ein Vermögen hinterlassen, mit welchem diese fürstlich leben konnten. Das erkannte besonders der succedirende Erstgeborne dankbar an, und das war ihm lieb, denn er war nicht dazu gemacht, sein Leben wie ein Bauer mit Ackern und wie ein Krämer mit Feilschen, oder wie sein Bruder Kaspar hinter Büchern hinzubringen. War er doch am kurfürstlichen Hofe vom Pagen bis zum Jagdjunker avancirt und eine Zierde der jungen Cavaliere gewesen! Wenn's ihm auch Andere in feiner Courtoisie zuvorthaten, so übertraf er dafür Alle in der Kunst des edlen Waidwerks, und das

brachte ihn bei seiner kurfürstlichen Gnaden in hohe Gunst. Man hatte sich schon an den Gedanken gewöhnt, in dem Freiherrn von Waldheim einst den Oberhofjägermeister zu sehen; drum war es dem Fürsten sehr unlieb, Waldheims Neidern aber um so lieber, daß der Jagdjunker um gnädige Entlassung einkam, als der Tod seines Vaters ihn zum Antritt der Herrschaft berief.

Kaum war der neue gnädige Herr in vergoldetem Wagen und mit großem Gefolge durch die von den getreuen Unterthanen errichteten Ehrenpforten auf Schloß Waldheim eingezogen, als auch ein neues Leben begann in Schloß und Park, in Wald und Feld. Die neue, aus Wild- und Gartenmeistern, Besuchknechten, Pikeuren und Jagdlakeien bestehende Dienerschaft, welche mit dem gnädigen Herrn eingezogen war, kehrte des Untere zu Oberst, so daß die alte Dienerschaft sich scheu in die Winkel verkroch und heimlich die Hände über den Köpfen zusammenschlug.

Nach wenigen Tagen war so mancher Raum, welcher dem bisherigen Dienstpersonal zu allerlei eingewohnten Bequemlichkeiten gedient hatte, zu einer Bestimmung umgewandelt, die dem verstorbenen gnädigen Herrn ein Gräuel gewesen wäre. Der alte Leibdiener und der noch ältere Kutscher mußten ihre Kammern mit wildfremden, ausgelassenen Besuchknechten und Hundeburschen theilen; eine Anzahl bestaubter, schwerfälliger Kutschen wurde zum Jammer ihres greisen Lenkers aus den

Remisen geschoben und statt ihrer bezogen bellende und heulende Meuten „gutgearbeiteter" Hunde die Räume. Selbst ihre liebste Waschküche mußte die betagte Haushälterin Katharine den tobenden, bissigen Eindringlingen überlassen, und sie meinte nicht anders, als es sei ihr Letztes, als die Maurer mit ihren schmutzigen Fäusten mir nichts dir nichts die blankgescheuerten Kessel aus dem Herd brachen, die Hundeburschen Stroh auf den saubern Estrich schütteten, die Bänke, Böcke und Schemel, auf welchen Katharine so manches schöne Stündchen verplaudert, hinauswarfen und dafür Hundetröge hineinschleppten. — Was half aber alles Klagen und Jammern! Der neue gnädige Herr wollte es so haben.

Auch Park und Garten war bald nicht mehr wiederzuerkennen, und Thränen in den greisen Wimpern sah der Gärtner Valentin seine besten Schöpfungen an den Tannen und Taxushecken und auf den Blumenbeeten vernichtet. Der neue Gartenmeister legte Alles englisch an, stutzte die grünen Taxuspyramiden und wilden Männer zu plumpen Hecken ab, faßte die mit Seemuscheln und Schneckenhäusern so sorgsam umschnörkelten Blumenbeete mit kahlem Buchsbaum ein, und, was den alten Valentin fast bis zum Widerspruch gereizt hätte, riß sogar auf den Blumenbeeten die herrschaftlichen Wappen und die Hirsche, Löwen, Achtecke und Kirchenfenster aus, die der Alte mit so großer Kunst und Mühe hineingesäht. — Gott erbarm's, der gnädige Herr wendet sich im Grabe um! seufzte Valentin. Doch

was half's, er mußte wohl wie die Andern zu den Neuerungen stillschweigen.

Am meisten wurden die Forsten um und umgekehrt, der Förster Hubert kam nicht aus dem Angstschweiß. Er hatte bei Lebzeiten des hochseligen Herrn Josef, Maaßstab und Pürschbüchse zu vollkommener Zufriedenheit desselben geführt, denn der verstorbene gnädige Herr war kein Freund von großer Jägerei gewesen und hatte sich damit begnügt, durch den getreuen Hubert Forst und Wild so ausnutzen zu lassen, daß die Einkünfte ansehnlich dadurch vermehrt wurden. Wie wurde das aber jetzt anders! Der neue gnädige Herr hatte ein vollständiges Jagdpersonal mitgebracht und bald wimmelte es im Forst von Grünröcken und Holzhauern. Der aus Sachsen mit herüber gekommene Oberpikeur Walter hatte nun allein zu befehlen, wenn nicht der gnädige Herr in höchst eigener Person zugegen war und die Arbeiten anordnete. Da wurden in die Kreuz und Quere Sternalleen und Schneisen durch den Forst gehauen, Dämme gemacht und Brücken geschlagen, so daß Hubert kopfschüttelnd begriff, der Herr denke es nicht beim Pürschen und Streifjagen zu belassen, sondern habe vor, wie hochgeborne und mächtige Fürsten, den edlen Hirsch parforce zu jagen und hauende Schweine zu hetzen. In den besten Dickichten wurden Saugärten eingezäunt und zahme, schwarze Sauen zur Vermehrung eingetrieben.

Ueberhaupt wollte der Freiherr einen Schwarz- und

Rothwildpretstand herstellen, wie er hier noch nicht gesehen war, und das gelang nach einigen Jahren unter der geschickten Pflege Walters, zur großen Freude des jagdlustigen Herrn und zum heimlichen Jammer der Bauern, ganz vortrefflich. Das Rothwild äsete die jungen Saaten ab und das Schwarzwild brach über Nacht oft durch die Aecker, daß sie am andern Morgen aussahen wie gepflügt.

Da wurden viele Klagen laut, aber was konnte der Freiherr thun? Kam ihm doch von Gott und Rechtswegen das Plaisir der edlen Jägerei zu! Der gnädige Herr war auch keineswegs ein Tyrann und Bauernschinder; er ersetzte hin und wieder gar den angerichteten Schaden, was er doch zu thun nicht nöthig hatte, wie der Amtmann ihm submissest vorzustellen sich erlaubte. Allgemach wurden die guten Unterthanen das Jagen und Feldschädigen auch gewohnt und meinten es müsse so sein; zumal da einst nach einem großen Parforcejagen, welches einen guten Theil der Seedorfer Feldmark wie ein Hagelwetter zugerichtet, der Herr Pastor Erasmus Leberecht ihnen scharf in's Gewissen geredet hatte.

Ehren Erasmus hatte nämlich am Sonntag nach jene Jagd ein Buch, noch viel größer als die Bibel, mit auf die Kanzel gebracht und daraus der gläubigen Gemeinde, nach einer scharfen Predigt über den Gehorsam gegen die Obrigkeit, gedruckt bewiesen, daß sie, die Bauern, neidische, mißgünstige und ungehorsame

Gesellen seien, die dem Kaiser nicht gönnten, was dem Kaiser zukomme. „Denn," las der Pastor und schlug mit frommem Eifer so heftig auf das Buch, daß die Gemeinde erschrocken zusammenfuhr, „die durch ihre hohe Conduite einer Republik, einem Lande oder Reiche vorstehen, solches regieren und beherrschen, erweisen demselben die meisten Wohlthaten und sind der Sonne gleich, die mit ihren Strahlen allgemach das Wasser von der Erde in die Höhe ziehet, damit sie dadurch die Erde befeuchte. Da nun die Fürsten hier auf Erden Götter sind, auch selbsten in der Schrift so genannt werden, so kann es nicht anders sein, als daß sie ein besonderes, ausnehmendes, von den gemeinen und täglichen Ergötzlichkeiten ganz abgesondertes Vergnügen sich zueignen, und sind diejenigen böse, undankbare, ungehorsame und strafbare Unterthanen, die Sie in der Ihre Regimentssorgen erleichternden Anmuth stören und hindern, oder ihnen dieses Plaisir berauben und entwenden wollen." — — Merkt's! rief Erasmus und schlug kräftig das Buch zu. —

Da muckten die Bauern nicht mehr, und der Freiherr blieb die langen Jahre seiner Regierung hindurch ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Selbst ein grausamer Unfall, welcher seine edle Gemahlin auf einer Parforcejagd traf, konnte seine Jagdlust nur auf kurze Zeit hemmen. Die edle Frau, selbst eine feurige Jägerin, hatte bei der Anjagd einen Sturz mit dem Pferde gethan, an dessen Folgen sie starb. Sie hinter-

ließ dem Freiherrn zwei Junkerlein, Rudolf und Friedrich. Der ältere, Rudolf, war ganz des Vaters Ebenbild, zog schon als Knabe mit dem Jagen aus, half bei den Hatzen die Schweine durch Schwärmer und Brandracketen erboßen und ließ selbst schon unter dem Beistande des Oberpikeurs Frischlinge und schlechte Bachen auf's Eisen laufen. Der Junker Friedrich dagegen zeigte wenig Neigung für das Waidwerk: er schloß sich dem Onkel Kaspar an, welcher im entlegensten Winkel des Schlosses einige Zimmer inne hatte und hier als alter Junggesell zwischen Büchern, physikalischen Instrumenten, Tiegeln und Retorten ein beschauliches Leben führte.

Dem Onkel Kaspar war die Prunksucht und der Jagdlärm, welcher mit dem regierenden Bruder eingezogen war, geradezu zuwider; er sah mit tiefem Kummer, daß bei solchem Treiben die Ersparnisse des Vaters wieder drauf gehen müßten, unterließ es aber, um des lieben Friedens willen, seinem Bruder Vorstellungen zu machen und war herzlich zufrieden, wenn man ihn bei seinen harmlosen Beschäftigungen nicht störte und ihm die Erziehung seines Lieblingsneffen Friedrich überließ, welcher er sich mit Liebe und Eifer hingab.

So waren mehr als zwanzig Jahre vergangen, als der Junker Rudolf von Paris, wo er lange Zeit in standesgemäßen Kreisen verkehrt hatte, nach den Begriffen der Zeit als ein vollendeter Cavalier zurückkehrte.

Rudolf von Waldheim wurde weit und breit das

Ziel aller Damen und das Ideal der edlen Herrn; mit dem derben, mannhaften Wesen eines deutschen Jägers verband er jene Eleganz und Grazie, jene Zierlichkeit der Manieren, welche damals den französischen Edelmann auszeichnete. Es that dem Junker in der Achtung seiner Standesgenossen durchaus keinen Eintrag, daß er nicht im Entferntesten daran dachte, seinen tollen Muthwillen und seine frivole Genußsucht zu zügeln oder nur zu bemänteln; ein eleganter Edelmann jener Zeit war eben unbekümmert um jede moralische Schranke, die, wie man meinte, nur der beschränkte Verstand der „Roturiers“ gezogen hatte; dem Edelmann gehörte die Welt mit ihren Freuden und seine Weisheit bestand darin, den gebotenen Freudenbecher mit Grazie bis auf den Grund zu leeren.

Mit einem **Ah bon jour** Gnaden Papa,“ trat der Junker Rudolf an einem Octobermorgen zu dem Freiherrn ein, der mit Zirkel und Reißbrett beschäftigt war, um den Riß zur Absteckung neuer Jagdzeuge zu machen, „wohl geruht?“

„Ja, mein Sohn, soweit es die Sorgen erlauben,“ erwiederte der Freiherr und legte sich seufzend in den Fauteuil zurück; noch niemals haben mir die Vorbereitungen zu dem Hubertusfest so viel Arbeit und Chagrin gemacht, es ist zum Verzweifeln! Ich möchte doch den Dottenheims, den Morfelden und den Feldecks einmal zeigen, wie man den dritten November fürstlich feiert, und da fehlt's nun an allen Ecken und Enden.

3*

Faune und Satyrn haben wir übergenug und der lahme Kuhhirt wird leidlich den Pan machen. Aber die Nymphen und die Göttin! Daß Gott erbarm! Wie sollen wir damit zurecht kommen? Die plumpen Bauernmenscher, über welche wir verfügen können, passen dazu, wie der Esel zum Lautenschlagen. Ich sage Dir, der Aufzug wird ein Spott für die Feldecks und Moorfelds. Die prahlen mit ihrem Geschmack und ihrer Conduite und denken doch so kleinlich **comme le menu peuple**, sonst würden sie keine Indecenz darin sehen, daß, wie ich vorschlug, ihre Damen selbst die Rollen übernehmen möchten. Ach, lieber Sohn, wenn ich da an Deine hochselige Mutter denke, welch eine Dame, welch eine Artemis!"

Der Freiherr fuhr mit dem spitzenbesetzten Schweißtuch über die Augen und seufzte: „Nur eine Diane! eine Diane von Taille und Manieren, dann möchte noch Alles wohlgehen; aber woher eine Diane nehmen!"

„Die Diane ist gefunden, Gnaden Papa," fiel Rudolf dem Freiherrn mit vielversprechendem Lächeln in's Wort, „und bei Gott! Sie sollen mir Recht geben, daß die Delierin sich ihres Contrafaits nicht zu schämen haben würde."

Ciel! Rudolf, wie Du mich überraschest," rief der Freiherr lebhaft erfreut; „wie, was? Eine Diane von Tournure? Du machst mich glücklich! Dann ist Alles gut, die Bauernmenscher können ihr zur Folie dienen. Aber wo, wer ist sie, wo steckt Deine Diane, mein

kleiner Sohn?" fragte der Freiherr mit dem glücklichsten Gesicht und klopfte dem Junker auf die Wangen.

„Meine Artemis," lächelte Rudolf, „wohnt ganz ihrer würdig unter wohlgearbeiteten Hunden und Jagdtrophäen drüben am See."

„Foltre mich nicht, halt grad' auf's Blatt, mein Sohn," sprach der ungeduldige Freiherr mit Hast; wer ist's?"

„Nun, ich meine des Försters Tochter Cläre," antwortete der Junker schmunzelnd.

„Bei St. Hubert, seinem Namensvetter," fuhr der Freiherr auf, „der Förster muß uns die Diane liefern. „Schau', so haben mich die Sorgen verwirrt, das keiner meiner Gedanken auf diese zierliche Person fiel. Aber der Alte ist ein eigensinniger Wirrkopf und nicht eigenhörig, ich fürchte, er wird bornirt genug sein, dem Mädchen das Spiel zu verbieten, und das Mädchen selbst —"

„Das ist meine Sache, Gnaden Papa," fiel der Junker hastig ein; „mein Wort darauf, die Cläre ziert als Diane unsern Aufzug."

„So ist uns Allen wohl geholfen, mein Sohn." versetzte der Freiherr mit ruhigem Behagen. „Aber halt! da fällt mir bei, mein Büchsenspanner und Leibschütz Robert ist ja mit dem Mädchen versprochen; er soll zureden und ich will seinen Gehalt erhöhen, dann kann er Hochzeit machen, verstanden, Rudolf?"

„Sehr wohl, Papa," erwiederte der Junker mit

schelmischem Lächeln; „der Robert ist zwar ein eifersüchtiger Tölpel, aber es soll doch nach Wunsch gehen, selbst ohne ihn!“ — — Lachend verabschiedete sich der Junker, und der gnädige Papa machte sich beruhigter wieder an seine Zeichnung.

Einige Tage später, während im Schloß und in den Forsten eifrigst Vorbereitungen zu dem Hubertusfeste gemacht wurden, zog der Leibschütz Robert mit einem Leithunde durch die unwegsamsten Dickichte des dem See zunächst gelegenen Forstes, um den Hund „auf Sauen zu arbeiten“. Der Hund schnob und suchte gierig durch das welke raschelnde Laub, welches von den bereiften Bäumen niederregnete; aber sein Herr folgte lässig und zerstreut. Selten ermunterte er ihn durch ein: „Ho, ho! Sau, Sau! wo wechselt!“ Der Hund verlor endlich die gut aufgenommene Fährte und fuhr wild und toll nach allen Seiten; da faßte Robert das Hängeseil kürzer, brach den Hund vom Suchen ab und zog ihn mit sich unter das volle, rothe Blätterdach einer Blutbuche, um dem fein herabrieselnden Regen zu entgehen, welcher durch die herbstlichen, halbentlaubten Bäume niederfloß.

Der Jäger lehnte sich mit verschränkten Armen an den Stamm, der Hund legte sich wedelnd zu seinen Füßen nieder und rieb schmeichelnd den schlanken Kopf an den derben Jagdstiefeln des Herrn. Dieser aber stieß den Hund unsanft zurück; herbe, drückende Empfindungen und Gedanken schienen das Gemüth des

Mannes zu bewegen, der, nachdem sich der Hund beruhigt, starr und steif wie ein Bildstock dastand. Nur das unter den zusammengezogenen Brauen düster hervorblitzende Auge, die gegen die krampfhaft verschlungenen Arme aufwogende Brust und die bitter zusammengepreßten Lippen verriethen, daß Leben, ja, daß ein durch Schmerz und Kummer verbittertes Leben in diesem kräftigen, männlich schönen Körper wohnen mußte.

Robert hatte mit seinen 28 Jahren mehr erfahren und durchlebt als mancher Greis; sein Vater, ein Landprediger, hatte ihn für das Studium vorbereitet, aber des Sohnes unüberwindliche Neigung zum Waidwerk hatte ihn von den Büchern in den Wald getrieben, wo er einen Lehrprinz fand, der ihn zum hirschgerechtesten Jäger ausbildete.

Als der junge Waidmann kaum 19 Jahre zählte, hatte seine stattliche, ungewöhnlich hohe Gestalt die Augen preußischer Werber auf sich gezogen, und da der grüne Riese sich weigerte, das Corps der Potsdamer Enakssöhne zu vermehren, suchte man ihn zu pressen. Robert aber war nicht der Mann, der ungerächt Gewalt an sich kommen ließ; sobald er sich überfallen sah, erschoß er den Unteroffizier, verwundete die Helfershelfer lebensgefährlich, und ward flüchtig. Er gerieth in holländische Dienste, lebte auf der See und unter tropischem Himmel ein Leben voller Gefahren und Mühen und kehrte als ein an Körper und Geist ge-

härteter Mann in sein Vaterland zurück, nachdem er vernommen, daß dem König der Potsdamer Garde der König eines Heldenheers gefolgt sei. Robert ward jetzt freiwillig Soldat, trat aber nach Beendigung des ersten Schlesischen Kriegs, seiner alten Neigung folgend, als Besuchknecht in die Dienste des jagdlustigen Freiherrn von Waldheim, und dieser ernannte ihn wegen seiner Geschicklichkeit im Waidwerk bald zu seinem Büchsenspanner und Leibschützen.

Da lächelte dem jungen Mann das Leben freundlicher und freundlicher, sein Dienst war seine höchste Lust, und um sein Glück vollkommen zu machen, gewann er sich einen herzlichen Schatz an Huberts Cläre, der einzigen Tochter seines Freundes und lieben Waidgesellen. Cläre war ein muntres, liebliches Mädchen von achtzehn Jahren; ihre schlanke und doch volle Gestalt, auf welcher sich ein Lockenköpfchen von edlem, antiken Schnitt wiegte, ließ sie allerdings sehr passend erscheinen, die Rolle der Göttin zu übernehmen, welche der Junker Rudolf für sie ausersehen. Auch ihre Bildung befähigte Cläre vollkommen für diese Rolle; sie war bei einer reichen Tante sehr gut erzogen, und wenn sie hier auch nicht des gekrönten Poeten Wilhelmi „züchtigen und wohlanständigen Olympus für junge Dames“ in die Hände bekommen hatte, so mangelte es ihr doch keineswegs an Geschmack und Verständniß für diese Lectüre, als der Junker Rudolf so gnädig gewesen war, dem lieblichen Kinde mit einem in Sammet und Sil-

derblech gebundenen Exemplar dieses wohlanständigen Olympus ein Geschenk zu machen.

Der Junker hatte sie zugleich so herablassend und in so zierlichen Worten gebeten, am Hubertusfeste die Rolle der Diana zu übernehmen, daß es, wie Clärchen meinte, sehr grob und unhöflich erscheinen würde, wenn man das dem jungen Herrn abschlüge. Auch Clärens Mutter war dieser Ansicht und damit waren die Einreden des alten Hubert, der von Possenspielen und Narrheiten in den Bart murrte, beseitigt, zumal als ein herrschaftlicher Diener einen köstlichen, grünseidenen Stoff nebst Silber- und Goldflittern mit einem schönen, gnädigen Gruß vom Junker überbracht hatte; „daraus solle sich," bestellte der Diener, „die Demoiselle unter dem Beistand einer geschickten Nähterin ihr Costum verfertigen, und der Junker wollten so gnädig sein, ab und an selbst im Forsthause vorzusprechen, um Schnitt und passende Ausführung des Dianenkleides unter seine selbsteigene Aufsicht zu nehmen."

Cläre war unbeschreiblich glücklich; mit sehnsüchtigster Spannung sah sie dem bevorstehenden dritten November, dem Tage der Hubertusfeier, entgegen. Sie war nicht frei von Eitelkeit und Coquetterie; der Reiz, in Gold und Seide als eine Göttin vor aller Welt zu prangen, die schmeichelhaften Auszeichnungen, welche ihr der hübsche, gnädige Junker zu Theil werden ließ, machten sie taub gegen die Einreden ihres Verlobten, dem ihr Vorhaben in tiefster Seele zuwider war. Ver-

gebens hatte Robert erklärt, daß es durchaus unpassend und ungebührlich sei, daß sich ein Frauenzimmer zu dieser Rolle hergebe; er habe Jagdaufzüge an fürstlichen Höfen gesehen und da hätten junge, unbärtige Cavaliere, nicht aber Weiber, solche Rollen übernommen. Der Junker suche etwas anderes dahinter, hatte Robert mit finsterem Groll gemeint; Cläre und die Frau Mutter sollten doch einsehen, daß das heidnische Affenwerk sehr unschicklich für eine wohlgezogene Jungfer sei; es würde ihm durch die Seele schneiden, wenn Cläre es über sich gewinnen könne, halb barfuß in den Narrenschuhen da vor aller Welt einherzugehen.

Mit diesen Worten hatte er das Paar allerliebster Corduan-Sandalen, welches der Junker selbst überbracht hatte, an sich genommen und hinter den Ofen geschleudert. Der alte Hubert hatte verstohlen Beifall genickt. Mutter und Tochter aber kamen außer sich. Die Mutter sprach von einem groben, ordinären Betragen, Cläre verließ heftig weinend die Stube und Robert ging in verzweifelter, ingrimmiger Stimmung davon.

Es waren nicht allein die Corduan-Sandalen und das Dianencostüm, welche den Leibschützen quälten; er hatte, seitdem der Junker im Posthause verkehrte, mit scharfem Jägerblick so Manches bemerkt, was ihm glühend durch die Seele schnitt. Die Dame, die da am Fenster auf der Estarde saß und Goldflittern auf grüne Seide heftete oder in einem gelehrten Buche las, war nicht mehr das liebe, muntere Clärchen, das ihm

sonst so fröhlich entgegensprang, wenn er in das Haus trat! Die Cläre war augenscheinlich gegen ihn erkaltet. Als er sie neulich, wie er doch sonst oft gethan, auf seine Arme gehoben und geküßt hatte, hatte sie seufzend den Kopf weggebogen und gemeint, das schicke sich nicht; als aber bald darauf der Junker eingetreten war, und, gleich einem Schneider, ihre Taille zu dem Dianenkleide gemessen hatte, war ihr das durchaus nicht unschicklich vorgekommen. Auch hatte sie sich wiederholt von dem Junker, der gar nicht gethan als wäre ein verlobter Bräutigam zugegen, die Hand küssen lassen. Außerdem waren böse Zungen die Zeit her geschäftig gewesen, sich gleich giftigen Dolchen in Roberts Gemüth zu bohren; ach, er hatte sich noch nie so unglücklich gefühlt.

Es war am folgenden Morgen nach jener heftigen Scene wegen der Corduan-Sandalen, als Robert, um seinen Unmuth und seine bitteren Empfindungen zu verscheuchen, das mühsame, alle Aufmerksamkeit anspannende Geschäft vorgenommen hatte, einen jungen Leithund auf Sauen zu arbeiten. Doch, wie wir sahen, wollte ihm das schlecht gelingen. Clärens augenschein-Kälte und des Junkers rücksichtslose Zudringlichkeit fuhr ihm heißer und heißer durch den Sinn. Robert liebte Clärchen mit einer Gluth, deren sich der stolze eisenfeste Mann fast schämte; er verbarg drum das Feuer seiner Leidenschaft unter einer gemessenen Haltung. Mit einem innigen Händedruck, mit einem Kuß oder einem freundlichen Wort war er indeß nicht sparsam gewesen; und

dennoch plagte ihn Clärchen seit den letzten Wochen mehr als billig mit Vorwürfen über Kälte und Gleichgültigkeit. O! er merkte es wohl, daß es „der falschen Dirne“ gerade recht erwünscht gewesen wäre, wenn er in Wirklichkeit ein kaltes und gleichgültiges Herz für sie gehabt hätte!

Grimme Eifersucht tobte in ihm auf, und die Qualen dieser Furie durchschnitten sein Gebein heftiger als je, als er dort in der Waldeinsamkeit unter der Blutbuche stand. Sein Auge wurde unvermerkt von Thränen feucht, er fuhr mit der Hand danach und brach, als er die Hand naß zurückzog, in ein häßliches, heiseres Lachen aus. Nun, das ist doch zu toll, sprach er laut; das ist mir doch nicht begegnet, seitdem ich den Laufrock abgelegt; so kindisch kann man um ein Mädchen werden! Um ein verführtes, falsches Mädchenherz! fuhr er düster und leise fort, griff dann hastig nach dem Hängeseil und rief mit schlecht erzwungener Munterkeit in den wiederhallenden Wald:

„Hin, hin! frisch und ritterlich, der helle Tag scheint über dich! Ho! ho! ho! ho! trauter Gesell, hin! hin!“ Der so angerufene Hund antwortete mit lautem, fröhlichem Anschlag und suchte mit verdoppeltem Eifer nach der Fährte; nach kurzem Zeichnen fiel er auch die Fährte begierig an, aber sein Herr ließ ihn schießen und ermunterte das wackere Thier durch keinen Zuruf mehr.

Plötzlich hob der Hund die Nase und lautete heftig an, das Gebüsch erkrachte ganz in der Nähe, der

Hund ward wilder, beruhigte sich aber, als er einen bekannten Mann die Zweige auseinanderbiegen und näher kommen sah.

Es war der Oberpikeur Walter, der vom Vorsuchen kam; munter und lustig bot er Robert die Hand und sprach: „Ho! ho! mein lieber Waidmann, woit gut, was ist dir auf deinem Zuge gangen an!?“

„Der Teufel und die Hölle!“ erwiederte Robert knirschend und stampfte mit dem Fuße auf.

„Tausend Schock Enten, Robert! das ist eine sonderbare Respons, wie ich sie noch auf keinen guten Waidspruch gehört, meinte Walter und that verwundert; ist der Hund nicht führig, oder hat er keine Nase, so laß doch die Bestie laufen und plag dich nicht umsonst!“

„Ach, Walter, es ist nicht um des Hundes willen,“ erwiederte Robert mit finsterm Blick, „der Hund ist gut, aber der Jäger taugt nichts mehr, ich wollt' es käm' mir heut ein Wildschütz in den Weg und jagte mir eine Kugel durch die Weste, ich bin des elenden Lebens herzlich satt.“

„Ei, was sind das für Reden, schäm dich der Sünde, Robert!“ zürnte Walter; „ein Kerl wie du sollte sich doch nicht niederzwingen lassen, und zumal nicht, — fuhr er leiser und dem Schützen näher tretend fort — durch eine leichtfertige Dirne! Ich weiß, die bethörte Cläre ist's, nebst ihrer hoffährtigen Mutter, der schlechten Bache, was dir den Kopf toll macht! Gelt!?“

Robert prallte zurück und krampfhaft in Walters

Arm packend, rief er außer sich: „Was sagst du da? Ist Clärens Schande schon so offenkundig, daß man's über den Weg schreit!? Mensch, sprich! sag' mir Alles, halt Nichts zurück, ich will" — —

„Oho! gemach, wilder Gesell," unterbrach ihn der Oberpikeur; „gieb mich los, mein Arm steckt ja in deiner Faust wie in einem Wolfseisen! Aber du hast recht, du mußt und sollst Alles wissen, damit du weißt wie du dran bist. Ich sage dir, das Mädel gehört dir nicht mehr, laß es laufen und denk nicht mehr daran; für einen so schmucken, hirschgerechten Jäger sind schon bessere gewachsen!"

„Komm, Walter, mach' daß wir aus dem Wald kommen; es ist als ob die Bäume über mich zusammenfallen wollten, und die feuchte, dumpfe Luft erstickt mich. Komm, komm, sag Alles heraus, hab' keine Angst, ich bin ganz ruhig, ich bin kein Kind, Walter!"

„Armer Junge," sprach Walter mit tiefer Theilnahme und nahm des Waidgesellen Hand; „Gott weiß es, und du weißt es selbst, wie es mir durch die Seele geht, daß ich dir nichts Angenehmes sagen kann. Immer besser du hörst's von mir, dem alten Freund, als sonst von einer Otterzunge, die dich anzischelt, um sich an deiner Qual zu weiden. Aber darum sollst du mir auch folgen, sollst dir den Zorn nicht über die Leber laufen lassen und Thorenstreiche machen. Verstanden? Das Mädchen ist's nicht werth, auf Waidmanns Wort

nicht werth, daß ein braver Kerl seinetwegen zu Schanden wird!"

„Her! her mit dem Gifttrank, laß das Brimborium weg!" fuhr Robert wild in die Rede.

„So nun erst recht nicht," sprach Walter ruhig fort, „jetzt will ich sehen, ob du Ruhe halten kannst und ein vernünftiger Gesell bist, drum hol ich just noch weiter her, und unterbrichst du mich, so wird's lang währen, eh du Alles hörst."

Wild den Kopf schüttelnd und mit schmerzlich zusammengepreßten Lippen, fügte sich Robert der unerschütterlichen Ruhe des Pikeurs.

„Siehst du Robert," fuhr dieser fort, „es war just vor Jahr und Tag, als der niederträchtige Mathes, der Teufel hab' ihn seelig! dir das Gewehr beschrien, damit er dich vor dem gnädigen Herrn und dem alten Hubert zum Stümper mache, denn er wollte dich schwarz streichen, weil es im Werk war, daß du dich mit der Cläre, auf welche er selbst ein brünstig Auge hatte, versprechen wolltest. Da hab' ich dir nicht allein mit dem Häherherzen das Rohr wieder gutgesprochen, sondern auch des Mathes schlechte Streiche von A bis Z dem Herrn aufgedeckt, so daß er mit Schimpf und Schande weichen mußte. Seitdem hast du wie ein Sohn auf mich gehalten, und das zieht mir vereinsamten Kerl ganz wunderlich durch die Brust, so daß es mir nicht anders ist, als müßte ich auch wie ein rechter Vater zu dir stehen. Ein Vater aber darf dem Sohn auch

böse Zeitung nicht ersparen, wenn's darauf ankommt, ihn zu warnen und zu retten. Also hör zu, du sollst wie ein rechter Mann, wie ein Kerl, der was auf sich hält, von der Dirne lassen, die dich betrügt. Nimm's ein, wenn's auch bitter schmeckt, wirst doch hoffentlich gesund danach.

Also: Gestern in der Eulenflucht hatte ich mich ohne eines Menschen Wissen in der Krähenhütte verschlossen, um ein gutes Kunststückchen **per Sympathiam** in's Werk zu setzen. Als ich das gute Werk gethan, schau' ich durch ein Astloch nach dem Wetter aus und sehe im Dämmerlicht ein sauberes Pärchen daher kommen. Ha! dacht' ich, es ist richtig, was die Leute sagen; es ist weit genug gekommen. Der Junker Rudolf war's, Robert, der mit deinem Schatz die Einsamkeit aufsuchte und sich mit dem Mädel traulich auf der Bank vor der Hütte niederließ. Das Pärchen glaubte sich allein und dachte nicht daran, daß in der verschlossenen Hütte scharfe Ohren und helle Lichter sein Treiben belauschten. Da hab' ich's denn mit diesen meinen Augen gesehen und mit meinen Ohren gehört, daß die Cläre nicht mehr dein ist. Der Junker hat vor ihr gekniet und große Liebesbetheuerungen und Lamentationen gemacht. Die thörichte Dirne weinte zwar und suchte sich dem zudringlichen Schleicher zu entwinden, er aber hat sie wild geküßt und mit lügenhaften, schändlichen Versprechungen gekirrt. Sie solle doch nicht mehr an den groben Leibschützen denken, hat er gesagt, sie habe

den Bedienten ja auch nie geliebt, sondern sich nur mit ihm verlobt, weil es der Vater so gewünscht, ihre Mutter aber wisse besser, was ihrem Kinde bestimmt sei, und sein Herz sage es ihm, daß die Flieder-Grete, die Kartenschlägerin, eine wahre Prophezei gemacht, wenn sie der Mutter gewahrsagt, daß die Cläre nicht für einen herrschaftlichen Diener, sondern für die Herrschaft selbst gewachsen sei. „So ist's, du holde Göttin," flüsterte er leiser und schlang den Arm fester um sie, „du bist, so will es mein liebeglühend Herz, zu meiner Königin und Herrin geboren." — Weißt du, Robert, rief der Pikeur laut und mit sichtlicher Empörung, — weißt du, was das in die rechte Sprache übersetzt heißt: Das heißt: du bist grade gut zu meiner Maitresse! Das Gänslein aber, — wenigstens will ich's zu seiner Ehre glauben, — ist einfältig genug, sich einzubilden, der Junker wolle es zur Freifrau machen."

„O daß die Erde den Buben nicht verschlang!" knirschte Robert und wischte sich die heiße, schweißperlende Stirn. „Fahr fort, Walter, gieb Gift, gieb mehr Gift," keuchte er, „ich will Alles hinunter würgen, vielleicht erstick' ich dran, und dann ist mir wohl!"

„Ruhig, Leibschütz," sprach Walter; „du weißt jetzt Alles; nachher sind sie Arm in Arm dem Forsthause zugegangen. Besser noch ist, was ich den Tag zuvor im Schloß gehört, dort hast du doch einen Freund unter der herrschaftlichen Sippe. Es hat einen Auftritt mit dem Onkel Kaspar gegeben. Denk' nur, der alte

gute Herr, der sonst Jedem ängstlich aus dem Weg geht, hatte durch mich und andere von dem neuen, saubern Stücklein des Junkers erfahren, und hat ihn drum bei dem gnädigen Herrn zur Rede stellen und verklagen wollen. — Ich blieb dem Onkel heimlich auf der Fährte und hab' im Corridor gehört, was vorging. Der Onkel meinte, und schrie es laut aus: „Das sei kein edelmännisch Betragen, einer armen Dirne den Kopf zu verrücken und einen so braven Kerl wie den Leibschützen zu betrügen!" Da ist der Junker sehr schnöde geworden, hat den Onkel ausgelacht und gemeint, er wisse ohne ihn, und besser, was edelmännisch sei; er der Onkel, kenne die Welt nicht; Könige und Kaiser hätten ihre kleinen **Amours**, und kein Cavalier von Conduite dächte übel davon. Der gnädige Herr fuhr dazwischen: Sie sollten um einer einfältigen Dirne willen keine Zänkereien machen! Das Fest stehe vor der Thür und er habe keine Zeit, Lappalien anzuhören; auch müsse die Dirne die Diane machen und das sei eine Ehre für sie, Rudolf habe ja das wohl besorgt? „Nun ja," fiel der Junker ein, „Gnaden Onkel thut, — es ist wahrhaftig ridikül! — als ob ich das Frauenzimmer dem Schützen da, dem Robert, davon tragen wolle! Es fehlt nur noch, daß Gnaden Onkel sagen, ich wolle mit dem hübschen Persönchen eine Mesalliance eingehen! Es ist zu toll, Gnaden Papa!" — Drauf hat der Onkel so schnell und ingrimmig das Zimmer verlassen, daß er mich fast beim Horchen er-

wischt hätte. Der gnädige Herr aber, der jetzt nur das Hubertusfest im Kopf hat, muß dem saubern Herrn Sohn nicht eben scharf in's Gewissen geredet haben, denn ich sah den Junker ganz munter und fröhlich von ihm weggehen." — —

„Ich danke dir, Walter," sprach Robert mit finsterer Ruhe; „ich weiß genug. Lebwohl! Waidmannsheil! ich kann am Forsthaus nicht mit dir vorbeigehen, der Junker ist dort."

„Brav mein Junge, brav, so ruhig und besonnen will ich dich haben," sagte Walter und legte dem Schützen beide Hände traulich auf die Schultern; „du setzest mir bei Hubert keinen Fuß wieder über die Schwelle und verlierst außer einem kurzen, runden Abschiedsbrief kein Wort mehr an die Dirne! Nicht so?"

„Ja, so will ich's halten," seufzte Robert, drückte dem Pikeur die Hand und schritt rasch dem Dorfe und seiner einsamen Wohnung zu.

Einige Tage drauf und zwar grade am Tage vor dem Feste, welches Cläre als Göttin verherrlichen sollte, gab es im Forsthause heftige Scenen. Robert hatte einen Brief geschickt, in welchem er mit wenigen, dürren Worten, ohne allen Vorwurf, die Cläre ihres Wortes entband; ein zerbrochenes Ringlein und eine schöne Hornfessel, welche Cläre dem Verlobten einst geschenkt, begleiteten den Brief.

Da fiel der Cläre das Bewußtsein ihrer Schuld doch schwer auf's Herz, sie klagte sich unter strömenden

Thränen selbst der Treulosigkeit an und die harten Worte des Vaters, welche diesmal ohne Rücksicht auf die bestürzte Ehehälfte über sie hindonnerten, thaten ihr wohl; sie fühlte, daß sie strafbar sei. Flüchtig berührte sie der Gedanke, den Junker zu fliehen und durch ein freudeloses, vereinsamtes Leben zu büßen; aber ach, es war zu spät. Ihr Schicksal lag schon ganz in des Verführers Hand, und Cläre liebte den Verführer, liebte ihn mit aller Gluth und Leidenschaft der ersten Liebe, denn, wenn sie auch den schmucken Leibschützen recht gern gesehen hatte und eine Verbindung mit ihm ihr ganz erwünscht gewesen war, so war ihr Herz doch erst in überwältigender Gluth aufgelodert, nachdem der schöne Junker sich ihr mit seinen Schmeichelkünsten dreister und zärtlicher genähert hatte. — „Ach Rudolf ist ja so engelgut, so zärtlich und so treu gesinnt, rief sie schluchzend dem tobenden Vater zu, er wird mich nicht unter Spott und Schande vergehen lassen!"

„Einfältige, nichtsnutzige Dirne! und du thörichtes Weib, die du den Marder auf den Taubenschlag lockst!" schnob Hubert die Tochter und die beklommene, ganz verstummte Mutter an, — „in dem todten Dachs da ist mehr Verstand als in eurem Hirn! Verdammt sei das teuflische Mensch, die Flieder-Grete, die euch mit lügnerischen Zauberkünsten um allen Verstand gebracht! In meinen jungen Jahren hätte man das Teufelsweib mit seinen Karten und Glaskugeln auf ein Feuer gesetzt;

aber es ist kein Recht und keine Gerechtigkeit mehr in der Welt! Die Cläre würde eine gnädige Frau, hat sie gesagt!? Ja, der lügenhafte Teufel hat ihr das in's Ohr geblasen! Ein Reichsbaron soll eines niedrig gebornen Forstmanns Tochter zur Freifrau machen? Mehr als kindische Dummheit das! würde sich fein ausnehmen, wenn der Pastor von der Kanzel läse: „Seiner Gnaden, der Herr Baron Rudolf von Waldheim und Jungfer Cläre Hubert sind gewillt in den Stand der heiligen Ehe zu treten!" Ha! ha! ha! lachte der Förster wild, „ja, verdammt daß ich's selbst sagen muß, der Robert hat als ein braver Kerl gehandelt, der ist auch zu gut für eine herrschaftliche Maitresse! — Komm Heinrich!" wandte sich der erboste Vater an seinen Sohn, der apathisch hinterm Ofen saß, „komm heraus von den Weibern, sie sind nicht werth, daß — —"

Der Förster konnte nicht austoben, denn die Thür that sich angelweit auf und mit Grandezza trat der Junker Rudolf ein.

„Wie! meine holde Göttin in Thränen!" rief der Junker und that höchst überrascht. „Was soll das heißen, was geht hier vor?" wandte er sich dann streng an den zornglühenden Vater. Und .... der Förster stotterte eine Entschuldigung.

Der tiefen Devotion und dem stupiden Knechtssinn gegen Hochgestellte und Vorgesetzte unterlagen damals selbst die kräftigsten Charaktere; und es mußte sehr

hart kommen, es mußte, wie beim Leibschützen Robert, glühend durch Mark und Seele schneiden, wenn einen tiefgekränkten und in den Staub getretenen Diener oder Unterthan der Gedanke gepackt hätte: „Du, der du wie ein Gott befehlend vor mir stehst, bist ein Mensch wie ich, und du bist ein elender, ungerechter, boshafter Mensch! wenn ich will, so windet sich deine Göttlichkeit zu meinen Füßen und ich kann dich zermalmen wie einen Wurm.“ — — Solche Gedanken hatte wohl die Tage hindurch das Selbstgefühl dem starken Robert durch das fiebernde Hirn gejagt, aber der im Dienst und auf der herrschaftlichen Scholle grau gewordene Förster hatte nie in seinem Leben daran gedacht, den Respect gegen den gnädigen Herrn oder die Glieder seines Hauses auch nur einen Augenblick aus den Augen zu setzen. Hubert hatte sich auch nur gegen Frau und Tochter zum Zorn ermuthigt; was der gnädige Junker that, kam seiner Beurtheilung nicht zu; Hubert gehörte eben zu der Mehrmenge des Volks, welches derzeit treuherzig und einfältig glaubte, Verschwendung und Ausschweifung seien den höhern Ständen nach göttlichem Rathschlusse zugetheilt.

Hubert gewann es endlich über sich, dem strengblickenden Junker gegenüber von Roberts Brief zu sprechen, und überreichte dem Junker das Schreiben.

„**Tant de bruit** um den Wisch,“ rief dieser, als er kaum einen Blick hineingeworfen, „um den Tölpel? Und Sie meine süße Huldin, machen mir den Schmerz,

Ihre schönen Augen roth zu weinen, Ihre Augen, aus welchen morgen die Majestät der schönsten Göttin erglänzen soll!?"

„Hubert," wandte er sich befehlerisch an den Alten und drehete sich schnell und zierlich auf dem Absatz um: „Er sollte einsehen, daß jetzt keine Zeit ist, sich über einen groben Menschen zu ärgern, Er weiß doch was wir morgen vorhaben! Um 8 Uhr geht der Zug vom Schloßhof nach der Sternallee Nr. 4, und von da ab nach dem Lauft. Macht jetzt, daß ihr dort an die Stellflügel kommt und seht mit Walter die Tücher nach. Es ist ein Rudel starker, grober Sauen bestätigt, morgen 10 Uhr spätestens ist Hatz, also alle Hände voll zu thun! Fort, fort! Auch hier gibt's Arbeit, in einer Stunde ist der Friseur hier, um unserer holdseligen Diana das Lockenköpfchen zurechtzusetzen. Also fort, Jeder an sein Werk!"

„Zu Befehl, gnädigster Herr," sprach Hubert unterthänigst, und verließ mit seinem Sohn das Haus.

Cläre war den Bewegungen und den Worten des heißgeliebten Junkers mit thränenfeuchten aber seligen Blicken gefolgt.

Als sich auch gleich nach dem Vater die Mutter knixend entfernt hatte, küßte der Junker seiner Charmanten Mund und Augen, schnitt ihr kosend jedes Wort ängstlichen Zweifels und banger Ahnung ab, und ließ sich kaum in seinen Liebeständeleien durch das Klopfen beirren, welches wiederholt an der Thür ertönte.

Cläre entzog sich sanft dem Ungestümen und auf ihr „Herein!“ trat mit tiefem Bückling ein mit Schachteln und Puderbeutel beladenes Männlein in die Stube; es war der erwartete Friseur, der dem Junker viel zu früh kam.

„Ihr seid pünktlicher als man verlangt, Latour,“ redete ihn der Junker ärgerlich an.

„Bitte tausendmal submissest um gnädige Verzeihung,“ erwiederte der Haarkräusler mit pfiffigem Grinsen, „Frisur und Coiffure müssen des gnädigen Fräuleins würdig sein und da kostet's Sorgfalt und Arbeit.“

Während der Friseur seine Bänder, Kämme und Pommaden auskramte, auch einen saubergearbeiteten, silbernen Halbmond aus einem feinen Etui nahm, setzte sich Clärchen im Pudermantel, mit dem glücklichsten Gesicht vor dem Spiegel zurecht, und der Junker, der ihr gegenüber Platz genommen, nahm den „wohlanständigen Olympus“ zur Hand, um seiner Schönen durch Vorlesen die Zeit zu kürzen.

Die Mutter trippelte ab und zu und konnte sich nicht satt sehen an dem wunderbaren Haarbau, der sich aus Locken und Löckchen unter des Künstlers geschickten Händen höher und höher aufthürmte; sie dachte lebhafter als je daran, daß die Cläre zur Freifrau geboren sei, und daß der Flieder-Grete Prophezeihungen noch immer eingetroffen wären. Gern hätte sie ihrem Gefühl von Glück und Behagen in einigen Worten Luft gemacht, aber sie wagte nicht den vorlesenden Junker auch nur

durch einen Hauch zu stören, sie bemühete sich andächtig wie in der Kirche zuzuhören, selbst als der Junker an's Latein kam und mit etwas seltsamer Betonung las:

»**Manet sub Jove frigido**
Venator tenerae conjugis immemor.«

Dies hatte der Lorbeergekrönte Verfasser des Olympus folgendergestalt in's Deutsche vertirt:

„Der tapfre Jäger streicht durch Wald und dicke Hecken,
Und wann er gleich sich muß mit kalten Wolken decken,
Auch Die zurücke sehn, so einzig ihn ergötzt,
So läßt er doch nicht nach, bis er sich satt gehetzt."

„Solche Verse zielen," las der Junker weiter, „dahin, weilen bei dem Jagen so vielerlei Lust und Ergötzlichkeit mit unterläuft, daß man darüber seine eigene Liebste oder andere Lust vergisset, und ist darum die Diana als Göttin der Jägerei auch jederzeit für eine Jungfrau gehalten worden, so sich der Liebeslust enthalten und bei der Jägerei ihre Ergötzlichkeit gefunden."

Der Passus machte den Junker lächeln und er war eben im Begriff, seiner Schönen ein paar feine Glossen darüber zu machen, als ein Besuchknecht eintrat und den gnädigen Junker auf's Schloß beschied, weil seine Gnaden, der Freiherr, über Anordnung des Zuges mit ihm verhandeln müsse.

„Mein Gott, es ist ja Alles bestimmt und festgestellt," murrte der Junker ärgerlich, „Gnaden Papa ist allzu eifrig! Hab ich doch auch hier noch so Manches

anzuordnen, und Ihnen, liebe Clara, hätte ich so gern die Zeit verkürzt; Sie werden sich ohnehin die ganze Nacht über nicht zur Ruhe legen dürfen, damit die Frisur nicht derangirt wird."

„Bei Leibe nicht!" fiel der Friseur eifrigst ein, „um des Himmelswillen nicht niederlegen, das gnädige Fräulein wird im Fauteuil sich eines kleinen Schlummers erfreuen können, nur aber nicht zu hart anlehnen, muß ich recht sehr bitten."

Der Junker verabschiedete sich mit graziösem Gruß und zärtlichem Blick, und hoffte nach Beendigung der Geschäfte wieder das Glück zu haben, seine Aufwartung machen zu dürfen.

Cläre fürchtete die schlaflose Nacht nicht, welche die kostbare Frisur ihr aufzulegen drohete, sie war ohnehin zu aufgeregt und zu gespannt durch die wechselnden, gewaltigen Eindrücke des Tags und durch die Vorstellungen von dem morgenden Feste, als daß sie hätte auf einen ruhigen Schlummer rechnen können, auch gab es noch bis tief in die Nacht zu thuen.

Nachdem mit dem beginnenden Abend der Haarkünstler unter tiefen Bücklingen zur Thür hinausgetänzelt war und die entzückte Mutter sich satt gesehen hatte an der Tochter kunstvollem Lockenbau, auf dessen höchster Spitze sich der silberne Halbmond wiegte, erschien die Nätherin, welche im Forsthause übernachten wollte, um jederzeit der schönen Diana bei der Toilette behülflich

sein zu können, der gnädige Junker wollte ihr dafür ein Douceur geben.

Da Cläre wegen der Frisur nun doch einmal im Lehnstuhl übernachten mußte, so beschloß sie, sich sogleich in's ganze Costüm zu werfen, damit sie morgen ohne allen Verzug zur Abfahrt bereit dastehe. Cläre und die beiden Frauen legten darum die letzte Hand an das kostbare Dianenkleid und den übrigen Putz.

Das emsig betriebene, eitle Geschäft und die Gegenwart der Fremden ließen Mutter und Tochter nicht eben viel an das Vorgefallene denken oder davon sprechen. Der alte Hubert war mit dem Sohn noch auf dem Lauft, wo sie bei Laternen- und Fackelschein noch bis spät in die Nacht arbeiteten, so hatte denn Cläre volle Muße, sich ungestört und sorgfältig mit ihrem Göttercostum zu schmücken.

Das grünseidene, mit Silber- und Goldflittern und feinen, künstlichen Rosen besetzte Kleid war freilich so wenig antik, wie der Lockenthurm der Frisur, doch stand es der Rokoko-Diana wunderhübsch. Das Kleid umspannte über dem steifen Corset die schmalste, zierlichste Taille, welche man sehen konnte, und fiel in weiten, knisternden Bauschen auf die niedlichen Füßchen herab, welche mit rothen, goldbesetzten Riemen umwunden von Zeit zu Zeit neckisch und kokett unter den rauschenden Falten des Kleides hervorblickten. Cläre machte ein reizendes Figürchen; Mutter und Nätherin kamen nicht aus dem Entzücken, und die Schöne selbst, welche sonst

so sehr gefürchtet hatte, Abends beim Lichtschein ihr Bild im Spiegel zu sehen, kannte diese Furcht nicht mehr und ward nicht müde, den Glanz und die Schönheit ihrer Gestalt von dem hellpolirten Spiegelglas wiederstrahlen zu lassen. —

Liebliches, eitles Kind! Ob du nach vierundzwanzig Stunden, ob du morgen um diese Zeit noch so hell in Gold- und Silberglanz erstrahlen wirst? Ob deine schönen, klaren Augen noch eben so heiter und entzückt über den fein gerötheten Wangen leuchten werden?

Warum nicht? Das Hubertusfest währt ja fünf Tage und auf den morgenden Abend ist Cläre von dem gnädigen, leutseligen Herrn zum Balle auf das Schloß befohlen, da wird sie mit Cavalieren tanzen und da giebt's ganz andre Spiegel und andere Beleuchtung, als hier im schlichten Forsthause! —

Es war schon tief in der Nacht, als die Frauen sich anschickten, zur Ruhe zu gehen; Vater und Bruder waren noch immer nicht heimgekommen. Cläre setzte sich vorsichtig in den Lehnstuhl, die Mutter legte ein feines Daunenkissen hinter ihre von einem zarten Tuch umwundene Frisur und meinte, nachdem sie das grelle Licht der Lampe durch einen grünen Schirm gemildert hatte, Töchterchen solle doch nur ein wenig einzunicken versuchen, damit sie morgen nicht überwacht und blaß ausschaue. — Halb im Scherz und halb respectvoll, als habe sie schon die gnädige Frau vor sich, küßte die

Thörichte der lächelnden Tochter die Hand und verließ mit der Nätherin das Gemach.

Als Cläre sich allein sah in der düster beleuchteten Stube, trat ihr Roberts Bild vor die Seele; sie schrak davor heftig zusammen und rang nach anderen Gedanken. Ihr liebeheißes Herz half ihr mächtig bei diesem Ringen und zauberte ihr das Bild des schönen Junkers vor die Phantasie. Da klärten sich nach und nach die schreckenbleichen, bekümmerten Züge des Mädchens zu einem seeligen Lächeln auf; mählig senkten sich die weichen Lider über die schmachtenden Augen und der Schlummer umgaukelte die Schöne mit süßen Träumen.

Die Nacht schützte mit tiefem Schweigen den sanften Schlummer und umfächelte mit schwarzem Fittich das einsame Haus; selbst der Holzwurm schien im Getäfel leiser und zaghafter zu picken, um die Ruhe der wunderholden Schläferin nicht zu stören, deren rosengezierter Busen sich mit sanftem Athemzuge senkte und hob. Der stillste Frieden lag auf dem Gemach, in welchem den Tag über die verschiedensten Leidenschaften laut getobt oder in heimlicher Glut gebrannt hatten.

Da knurrt und winselt ein Hund — gewiß ist's der Förster, der mit dem Sohn heimkommt, denn wär's ein Fremder, so würde lauter Anschlag den Schlummer der holden Diana verscheuchen. Leise knarrt die Thür, leise betritt es die Hausflur, — das sind die Männer nicht, welche in's Haus gehören! Ist's ein Schreckgespenst, ein nächtlicher Unhold, der hier die tiefe Ruhe stören

will? — Da erscheint's am Flurfenster, entsetzliche Blicke aus einem verzerrten, fahlen Gesicht, aus roth unterlaufenen Augen bohren durch die Scheiben und fallen auf die reizende, süß lächelnde Schläferin. —

O schützender Schlummer, verschließe fester die schönen Lider dieser Augen; denn strahlten sie auf, auch nur einen Moment, und begegneten jenem Medusenhaupt am Fenster, sie würden erstarren für immer, und das in dem sanftwogenden Busen schlagende Herz würde die eiskalte Hand des Todes mit einem Griff zum ewigen Stillstand zwingen!

Cläre schläft und lächelt im Traum, und das Gesicht am Fenster verschwindet mit tiefem Stöhnen. Cläre erwacht und schaut sich schlaftrunken um in der schweigenden Einsamkeit; ein Schauder durchrieselt ihre schönen Glieder, ängstlich schließt sie wieder die Augen und versucht den entflohnen Schlummer zu locken. Die Hausthür legt sich keinem Ohr hörbar wieder in's Schloß und draußen durch die schwarze Nacht irrt mit wirrem Haar und Bart, mit blutigen Lippen und mit keuchender Brust ein Mann über die öde Haide, es war Robert. — —

Jetzt näherten sich dem Hause schwere Tritte, Cläre schrack auf, doch es waren Vater und Bruder, die endlich heim kamen und ohne Gruß in die Stube traten. Cläre stellte sich schlafend, sie sah unter leichtem Blinzeln, wie der Vater einen langen, kummervollen Blick über sie hingleiten ließ und sich kopfschüttelnd mit dem Sohne

entfernte. Das Haus ward verriegelt und bald lag alles wieder in tiefster Ruhe.

„Auf! auf! edle Damen und Herrn,
Ritter, Reuter und Knecht!
Auf ihr Jäger gut und hirschgerecht!
Auf! auf! ihr edlen Waidleut,
Sanct Hubert Euch den Gruß entbeut!
Rüstet Euch fein balde,
Ihr sollt ziehn zu Walde!
Ein hauend, ritterlich Schwein
Fällt dort auf Eure Eisen ein!"

So rief der Oberpikeur Walter am Morgen des Hubertusfestes mit gewaltiger Stimme über den Schloßhof. Die Herrschaften im Schloß und die Dienerschaft in den Ställen und Jägerhäusern waren wohl gerüstet und des Spruchs gewärtig; ein donnerndes Waidmannsheil! Waidmannsheil! Waidmannsheil! ein schmetternder Tusch der Flügelhörner und Zinken, und der dröhnende Hochlaut der Meute gaben dem Pikeur „Respons".

Draußen auf dem Anger und vor den Gittern des Schloßhofs jubelte eine zahllose Menschenmenge dem Schauspiel entgegen, welches sie meilenweit hergelockt hatte, und die Bäume rings an der Mauer waren überreich mit muntern, neugierigen Buben beladen, welche von ihren schwankenden Warten herab sich die Anordnung und erste Entwickelung des Festzuges nicht entgehen lassen wollten.

Der Freiherr Ehrhard erschien als König des Festes im rothen, goldbordirten Rock auf einem reichgeschmückten und mit Federbüschen verzierten Jagdroß in der Mitte der sich tummelnden Waidgesellen. Eine große Zahl berittener Cavaliere umgab den König des Festes und unter ihnen strahlte Rudolf als der stattlichste und schönste Jüngling. Ausgelassene Heiterkeit leuchtete aus seinen feurigen Augen und die Glut angenehmer Aufregung brannte auf den frischen Wangen. Er war heute liebenswürdig und leutselig, selbst gegen das gemeine Volk; den lahmen, grotesk in Ziegenfelle vernäheten Kuhhirten begrüßte er jubelnd als den Gott Pan, ritt an der aufgestellten Reihe plumper und ganz mit Laubwerk umwundener Nymphen entlang, nannte diese und jene bei ihren Namen und sagte den hübschsten unter ihnen zierliche Schmeicheleien.

Indeß ordneten die Besuchknechte und Pikeure die Meuten der Saufinder und Hatzhunde, und der Friseur Latour bewegte sich seiner Aufgabe gemäß mit unvergleichlicher Behendigkeit unter den Masken, stellte zusammen, was zusammengehen sollte, zupfte hie und da einem „Wildenmann" die Laubperücke zurecht oder gab dem Kuhschwanz eines Waldteufels durch emsig eingesteckte Nadeln eine malerische Richtung.

Der gnädige Herr brannte vor Ungeduld und trieb eifrigst zum Aufbruch; er wollte nun einmal kein ordinäres Hubertusfest feiern, sondern gleich mit einem Hauptstück, mit der Sauhatz beginnen. Er hätte gern

Hatz-, Streif- und Kampfjagen auf einem Lauft gehabt, und soviel sich's thun ließ, sollte es heute eine Jagd geben, die alles das in sich vereinigte; darum mußte man aber eilen auf den Platz zu kommen, und deshalb hatte der Freiherr auch keine „Assemblee" auf der Haide veranstaltet, sondern den Herrschaften und Dienern schon vor dem Aufruf des Oberpikeurs eine gute „Recreation" und Erfrischung reichen lassen.

Es war jetzt alles zusammen und geordnet, aber noch immer fehlte die Hauptmaske, die sehnsüchtig erwartete Diana. — Mein Gott, Rudolf! wo bleibt unsere Artemis, rief der gnädige Herr in Verzweiflung; es ist ein viertel nach neun und schon um sieben Uhr habe ich den Gallawagen nach der Försterei befohlen!"

Ha! da kommt sie ja, unsere Königin, unsere Göttin! rief der Junker jubelnd, schwang sich vom Roß, warf einem Pikeur die Zügel zu und war in wenigen Sprüngen an der Einfahrt, um seine Königin zu empfangen. Die Statskarosse fuhr in den Schloßhof und an der Hand des Junkers entstieg die Göttin dem Wagen.

Ein allgemeines Ah! des staunenden Volks und ein lautes Beifallrufen und Klatschen der Cavaliere begrüßte die Schöne, welche durch den Glanz ihrer Gewandung und durch ihr morgenfrisches, von stolzer Freude sanft geröthetes Gesicht alles überstrahlte und an der Hand des Junkers graziös dem Wagen entstieg. Der alte Freiherr war entzückt, er umhalste jubelnd seinen Ru-

dolf und führte die Göttin höchst eigenhändig zu ihrem mit goldbordirter Sammtdecke belegten Thron, welcher auf einem offenen mit Laubgewinden geschmückten Wagen stand und von Pferden gezogen wurde, denen man stattliche Hirschgeweihe an die Köpfe gebunden hatte; des Contrastes wegen lenkte der häßlichste Waldteufel das schöne Gespann.

Die Cavaliere kamen nicht aus dem Enthusiasmus und grade die gefürchteten, mokanten Feldecks waren die ersten, welche dem überglücklichen Freiherrn die verbindlichsten Complimente über seinen Geschmack und über die Wahl der Göttin sagten. Selbst die Edeldamen, welche in offenen Jagdwagen saßen, um sich dem Zuge anzuschließen, mußten gestehen, daß das Persönchen recht passabel aussehe und gaben es nach einigen schwachen Versuchen auf, hie und da an Clärens Erscheinung einen Tadel zu entdecken.

Jetzt gab der Freiherr, mit einem Tannenzweige winkend, das Zeichen zum Aufbruch und unter jubelnder Hornmusik und dem lufterschütternden Anschlag der hochlautenden Hunde setzte sich der Zug in Bewegung. Voran ritt eine Abtheilung Cavaliere in vollem Jägergeschmeide, mit Hirschfänger und Hornfessel, quer vor ihnen auf dem Sattel lagen ihre Kugelbüchsen, weniger um sie heute zu gebrauchen, als um das Costüm zu vervollständigen. Der ganz in Scharlach und Gold gekleidete Freiherr führte diesen Zug und hinter ihm ritt sein Leibschütz Robert, der einzige Mann unter den

Festtheilnehmern, welcher sich abgewandt hatte, als Diana dem Wagen entstieg; eine Todtenblässe bedeckte sein markiges, wie aus Marmor gehauenes Gesicht, von welchem der kohlschwarze Bart scharf und seltsam abstach.

Diesem ersten Zug folgten, von Walter geführt, Besuchknechte und Pikeure, welche tobende Meuten gewaltig reißender und drängender Hatzhunde zwischen Pferd und Peitsche hielten.

Hinter ihnen bewegte sich der Maskenzug, die holde Diana voran, umschwärmt von schwerfälligen Nymphen und Satyrn. Der Junker Rudolf hatte es über sich genommen, den Maskenzug zu beaufsichtigen, und dies Geschäft führte ihn häufig an den Wagen der Göttin; er sprach zu ihr französisch über den pfeilgefüllten Köcher, welcher der Schönen malerisch an der nackten Schulter hing, und über den versilberten Bogen in ihrer Hand. Der Sinn seiner zärtlichen Worte war der, daß seine Herzenskönigin der Inbegriff aller Göttlichkeit und Schönheit sei; sie sei nicht nur Diana, Luna und Proserpina, sie sei zugleich die schaumgeborne Aphrodite, der neckische, pfeilbewehrte Eros und vereinige die Anmuth und Kindlichkeit der Hebe mit der Majestät der Königin der Götter. — Cläre, die französisch gelernt und den „wohlanständigen, züchtigen Olympus" nach des Junkers Wunsch eifrig studirt hatte, verstand den Geliebten vollkommen und belohnte ihn mit den zärtlichsten Blicken.

Den Maskenzug schlossen wieder zwei Abtheilungen

berittener, wohlgerüsteter Jäger, welche Fangeisen trugen, deren Schaftenden sie auf die Spitze des Stiefels oder auf den Steigbügel gestellt hatten. Zwischen ihnen fuhren in offenen Wagen die Edeldamen und hinterher wälzte sie, von Hundeburschen und Amtsknechten häufig mit der Peitsche bedroht, eine zahllose Menge Volks aus Stadt und Dorf. So ging's unter dem rauschendsten Jubel zu Holze nach dem durch starke Tücher in weitem Umfange wohl abgesteckten Lauft, wo die „ritterlichen Schweine" eingetrieben werden sollten.

Das Jagen war so abgesteckt, daß es einen bedeutenden Raum von Wald und Heide umfaßte und inmitten wie auch hie und da an den Seiten des Terrains waren „Schirme", das heißt feste und zum Theil reichverzierte Zelte mit Schaubühnen angebracht, auf welchen die Damen Platz nahmen. Auch für die Hunde und Pferde, welche vom Jagen zurückgezogen oder noch nicht gebraucht wurden, waren feste stallartige Schirme hergerichtet.

Auf die Schaubühne des am reichsten verzierten Schirms ward der Thron der Diana gestellt; dort ließ sich die Holde nieder, um der wilden fröhlichen Jagd zuzuschauen, welche bald hier toben sollte. Der Junker Rudolf sprach häufig freundlich zu der Göttin hinauf, aber ihr Herz schlug bei den Worten des Junkers nicht mehr so fröhlich wie vorhin; sie wußte selbst nicht, was sie so beklommen machte. War es der flüchtige Blick aus Roberts todesbleichem Gesicht gewesen, der sie

vorhin gestreift hatte? Wenigstens vermied sie's ängstlich, diesem Blick wieder zu begegnen, als Robert an den Schirm trat und aus den dort aufgestellten Fangeisen nach langer Prüfung eines wählte, womit er dem gnädigen Herrn beim Abfangen secundiren wollte. Robert sah nicht zu der Ungetreuen auf, er nahm seinen Platz neben dem gnädigen Herrn und eine große Zahl von Cavalieren vertheilte sich im Lauft und war des Wildes gewärtig.

Schon ertönte im Dickicht das Ho! Rido! Ridderedo! Ho! ha! ho! Die Saurüden und Finder waren in den Kessel gebrochen und scheuchten mit den Treibern das schnaubende, grunzende und wilderboste Rudel vor sich her dem „Jagen" zu.

Es waren meist „Hauptschweine" und starke, grobe Keiler, welche durch das krachende Gebüsch brachen und in den Lauft stürzten; die wenigen schlechten Bachen und Frischlinge ließen die behenden Besuchknechte meist seitwärts durch die Falltücher wieder entschlüpfen, so daß nur hauende Schweine in's Jagen kamen. Plötzlich gab ein Schuß das Zeichen zum Attaquiren. Ho! Rido! Ridderedo! Ho! ha! ho! erdröhnte der Jagdruf durch den hallenden Wald; brennende Schwärmer fuhren zwischen das Rudel und in rasender Wuth stob das borstige Wild auseinander. Wilde, alle Nerven anspannende Scenen zeigte jetzt das Jagen allerorts: Hier läuft auf den Anruf: Hui Sau! Hui Sau! ein schnaubender und das „Gewerft" grimmig wetzender Keiler

auf das Eisen eines kühnen, handfesten Jägers; dort stürzt sich eine Hatz blutgieriger Packer auf den hauenden ritterlichen Feind und faßt ihn mit wildem Knirschen in's Gehör oder in die weichen Wammen, daß der rothe Schweiß die heißen Schnauzen überströmt; aber der Feind ist stärker, von seinem ehernen Nacken gleitet das Gebiß und bis auf den Tod geschlagen liegt dort der tapfere Asso; der wilde Bellmann schleppt heulend das Gescheide nach, gelähmt winselt Nero auf dem Kampfplatz und noch würde es manches braven Hundes Leben kosten, wenn nicht ein behender Jäger mit raschem Fang das schäumende Wild verenden machte. —

Eine große Zahl abgefangener und erlegter Sauen war bereits zu den Schirmen getragen und der Ordnung gemäß rangirt, die den Gebissen und Mordmessern entgangenen Thiere drängten sich wieder scheu vor Hund und Jäger weg und suchten nach bergendem Dickicht, gleich als merkten sie's, daß die mordlustigen Verfolger eine Pause in der Blutarbeit machen wollten.

Walter blies zur Rast, die Jäger ordneten sich um die Schirme und der Oberpikeur rief, „die Hand auf den Hirschfänger gestützt" und mit zierlicher Verbeugung gegen den Freiherrn, laut und klangvoll:

„Ridderedo ha! ho! mein lieber Waidmann, woit gut,
Wie war dem ritterlichen Schwein zu Muth!?"

Jubelnd und mit überglücklichem Gesicht „respondirte" der Freiherr:

„Auf Brechen und Schlagen gut, stand sein Muth,
Auf Werfen und Hauen heiß,
So sagt sein rosenrother Schweiß!“

Waidmannsheil! Waidmannsheil! Waidmannsheil! donnerte es aus tausend Kehlen gleich dem brandenden Meer und unter dem Tusch der Riedehörner vertheilten sich die Jäger in fröhliche, eifrig erzählende Gruppen.

Da zog ein heftiges Zanken und ein Zusammenlauf in der Nähe des Dianenschirms die Aufmerksamkeit auf sich. Der Junker Rudolf fuhr dort heftig gegen den Leibschützen los, nannte den vor Wuth Bebenden einen Esel und ungeschickten Flegel, und hätte sich wohl gar an dem Mann thätlich vergriffen, wenn nicht der gnädige Herr abwehrend dazwischen getreten wäre.

Den Grund zu des Junkers Zorn gab sein Lieblingshund, Rival, der mit zerschnittenem Vorderlauf zu seinen Füßen winselte; Robert hatte der mit dem Hunde streitenden Sau, die einer der Cavaliere gefehlt, den Fang gegeben und dabei den Hund verwundet.

„Das kann dem besten Jäger passiren, wenn der Hund das Blatt deckt,“ sagte der Freiherr begütigend, warum so viel Aufhebens?!“

Aber der Junker hatte nur eine Ursache gesucht, den verhaßten Robert zu demüthigen und zu beschimpfen, und diese glaubte er nicht besser gefunden zu haben, als hier unter Clärens Augen. „Ei was!“ brauste der Junker heftig auf, der Tölpel hat sich heut das ganze Jagen durch wie ein ungeschickter Federschütz benommen,

weiß der Teufel an was er zu denken hat; er hat gar kein Auge auf Hund und Wild!" —

Die umstehenden Pikeure und selbst einige Cavaliere schüttelten, des Junkers ungerechte Heftigkeit mißbilligend, die Köpfe, und Walter unterdrückte einen grimmen Fluch. Robert erbebte an allen Gliedern, seine Augen droheten aus den Höhlen zu treten und seine Lippen zogen sich unter den knirschenden Zähnen zusammen. — Doch er schwieg. —

Das Machtgebot des Vaters, der bereits auf den Wiederbeginn des Jagens brannte, brachte den Junker endlich zur Ruhe; aber er war noch nicht müde, den Leibschützen zu demüthigen und ihm seine Obergewalt hart fühlen zu lassen: „Hier tritt Er her zu mir," schnob er ihn an, „Er soll mir secundiren, ich will Ihn lehren, wie man den Fang gibt!"

Robert schwieg und trat mit dem Eisen dem Junker zur Seite.

Da erklang Walters Hornruf. Ho! Rido! Ridderedo! ho! ha! ho! erdröhnte auf allen Seiten die Antwort, und das Gemetzel begann von Neuem.

„Ab da mal! Lieber Feldeck, mir den Keiler!" rief der Junker. „Hunde weg! Treibt her, hui Sau! Hui Sau!" — und einer der größten und grimmigsten Keiler stürzt, aus mehreren Bißwunden schweißend, auf den Junker los; keuchend, wetzend, schäumend, mit blutgerötheten Augen rennt das borstige Ungeheuer blindlings in den Tod. Ha! Allmächtiger Gott! Welch tausend-

stimmiger Schreckensruf! Welch Getümmel! — „Stirb Hundsbub, der du mir zu der Liebe auch noch die Ehre genommen, sei zermalmt und vernichtet!" kreischt Robert und bohrt dem von dem Keiler überlaufenen und geschlagenen Junker das Fangeisen mit wildester Rachgier wiederholt durch die Brust! — —

In dem Moment als der knirschende Keiler aufrennen wollte, hatte Robert Arm und Eisen des Junkers in die Höhe geschlagen, so daß der Stoß machtlos am Kopf wegglitt; der Junker stürzte mit aufgerissener Seite unter die „Schalen" des über ihn wegstürmenden, hauenden Thiers und Robert, weit grimmer noch und wüthiger als das gehetzte Wild gab dem sterbenden Junker den Rest.

Das Alles war das Werk weniger Augenblicke gewesen. Aber diese wenigen Augenblicke hatten hingereicht, über dreier Menschen Glück und Leben den Stab zu brechen und andere bis in den Tod zu verwunden. —

Wer könnte das Höllenschauspiel der wilden Aeußerungen des Schreckens, der Wuth, der Verzweiflung beschreiben, welche jetzt das Jagen durchtobten! Wie mit einem Mark erschütternden Aufschrei die holde Diana, so waren viele Frauen ohnmächtig zusammengesunken und der Freiherr hatte Bewußtsein und Sprache verloren. Robert wehrte sich wie ein angeschossener Bär gegen die ihn wild umtobenden Cavaliere: „Nur dem Walter geb ich mich gefangen!" keuchte er und schwang das schwirrende Eisen um sich, „Walter! Walter!" — Der

Junker von Feldeck gewann zunächst Fassung und den Oberpikeur, dem fast die Knie brachen, vorschiebend, rief er: „Da ist Walter; Keiner lege Hand an den Mörder, er gehört dem Henker!“

Robert riß den Hirschfänger von der Seite und warf ihn nebst dem Fangeisen dem Oberpikeur zu, der mit bebenden Knien und zitternden Händen die Waffen aufhob.

Jammer und Wuthgeschrei rief diesmal statt des lustigen Flügelhorns die Jagd ab. Niemand dachte mehr an das Wild, das theils in ungeordnete tolle Hatzen fiel, theils sich ungehindert durch die Zeuge schlug.

Grauenhaft und satanisch erschien die Verwirrung durch die Masken der Waldteufel und Satyrn, welche jetzt in den schreckenbleichen, drängenden Menschenknäueln all ihre Komik und Lächerlichkeit verloren hatten. So heult, balgt und windet sich, wie's ein alter Maler zeigt, der Teufel Legion durch eine Schaar Verzweifelnder Verdammter, die der Posaune Donnerton zum Gericht ruft.

Man zerstreuete sich nach allen Seiten, die geladenen Edelleute fuhren mit ihren Damen heim, der noch immer sprachlose Freiherr ward in einer Senfte zu Hause getragen, die blutige Leiche seines Sohns auf den Dianenwagen gelegt und, dicht mit Tannenzweigen bedeckt, hinterdrein gefahren. Finster und apathisch schritt Robert von Bewaffneten umgeben dem Kerker zu, dessen finstre Mauern ihn aufnahmen. —

Auf dem Jagen war unter den die Hunde koppelnden Besuchknechten der Förster Hubert zurückgeblieben; er suchte vergebens nach seiner Tochter, und als auch die Mutter kam und heulend nach der Tochter rief, hatte er knirschend die Frau mit dem Kolben gestoßen und ihr geflucht. — Die holde, gefeierte Diana war verschwunden.

Aber am folgenden Tage lag sie im Amthause auf einer Schütte Stroh, ihr seidenes Gewand lag durchnäßt und schlaff auf den schönen, für immer erkalteten Gliedern; Fischer hatten sie am Morgen aus dem See aufgefischt und das Gericht die Selbstmörderin abgeholt, — und oben im Schlosse lag auf atlassenem Paradebett und im funkelnden Jägergeschmeide der Junker Rudolf. — —

Was weiter kam, ist mit wenigen Worten zu sagen. Robert ward zum Rade verurtheilt, aber den Bemühungen und Vermittelungen des Onkels Kaspar, der viel Theilnahme für den Verurtheilten hatte und die Milderungsgründe der raschen Rachethat mit aller Wärme seines Rechts- und Billigkeitsgefühls dem Bruder gegenüber geltend machte, gelang es, das Urtheil dahin umzuwandeln, daß der Mörder enthauptet, sein Körper aber auf das Rad gelegt werden sollte. Doch auch dazu kam es nicht. Walter, der den Schließer bestochen hatte und den lieben Waidgesellen oft heimlich im Kerker besuchte, ließ sich, als der Tag der Hinrichtung nahe bevorstand, durch Robert überreden, ihm ein geladenes

Pistol zu verschaffen. „Ja, so sei es denn, hatte Walter gemeint, „du sollst nicht durch Henkers Hände sterben und für die Sünde des Selbstmords wird der liebe Gott diesmal ein gnädig Auge haben. Gott gnade dir, lieber armer Gesell, sei Gott befohlen!“ — —

Ein die Kerkermauern erschütternder Schuß schreckte eines Tags die Leute zusammen und man fand Robert mit zerschmetterter Stirn in seinem Blute; der Schließer entzog sich mit Walters Hülfe durch schnelle Flucht der Untersuchung. Robert's Leichnam ward vom Freimann hinausgeschleift und auf das Rad gelegt, aber am andern Morgen war der Leichnam fort. Der treue Walter hatte ihn heimlich begraben in tiefster Waldeinsamkeit, nur Walter wußte das Grab. Da ruheten die Gebeine des Unglücklichen fürder ungestört, und noch drei Jahre hindurch stand oft ein alter, immer grauer und grauer werdender Mann bei der Gruft im kühlen Waldgrund und sprach ein kurzes Gebet. Endlich erschien auch der nicht mehr, weil er selbst unterm grünen Rasen lag. Gras wuchs über Clärchen, Robert, Walter, über dem alten Hubert und über der thörichten Mutter; der Freiherr Ehrhard, durch das Unglück tief erschüttert, war schon wenige Monde nach der That gestorben und ruhete neben dem gemordeten Sohn in kühler Marmorgruft. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verblich das Andenken an die wilde That und ihre Folgen mehr und mehr im Gedächtniß der Menschen,

und Walter hatte Recht: Nach hundert Jahren sprach kein Mensch mehr davon.

„Und nun hast Du die Todten wieder aufgewühlt!" sprach Alfred, als ich die zu Ende gelesene Erzählung in die Mappe schob. „Das Leben soll leben!" rief er fröhlich und stieß mit mir an, „und trotz Deiner Mordgeschichte sollen sie sich doch noch kriegen, die Jungfer Hubert und der Herr von Waldheim! Ich schließe Deine Geschichte mit der Hochzeit!"

So geschah's. Am Hubertustage des Jahrs 1856 ward Marie Hubert die glückliche Gattin eines glücklichen Gatten, und an demselben dritten November feierte auch der Jägerbursch Heinrich mit seinem Rieckchen die Hochzeit; er wurde herrschaftlicher Förster, denn der greise Hubert, der letzte des alten Jägergeschlechts, zog mit auf das Schloß und nahm Park und Garten in seine Pflege.

Die Metilsteiner.

I.

„Doch war das Leben auch finster und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.“

Schiller.

Der Tag der Sommersonnenwende des Jahres 1260 nach unsers Herrn Geburt war nicht festlich und fröhlich aufgegangen über dem wonnigen Eisenacher Lande, ein dichter Nebel hatte Erde und Himmel zu einer einzigen Wolkenmasse verwoben und die Frühsonne blickte trüb wie der bleiche Mond durch die feuchten, dichtgewebten Schleier, welche ihr strahlendes, Leben weckendes Auge der Welt verhüllten. Da schoß wie ein matter Blitz ein Strahl durch das weiße, duftige Gewölk, dann ein zweiter, dritter, und endlich scheuchten und warfen ganze Büschel goldener Pfeile das widerspenstige Gewölk zurück, bis die siegende Sonne frei und herrlich, wie ein triumphirender Held in goldenem Panzer das dunkelblaue Feld behauptete. Gleich gewaltigen Schneestürzen wälzten sich jetzt die fliehenden Nebel zu Thal, und über ihnen tauchten von goldenen Strahlenkränzen umzittert die

waldigen, burggekrönten Bergkuppen auf und schauten auf das weite Nebelmeer, welches sich tiefer und tiefer im ganzen Gau lagerte und wie mit krausen, schaumspritzenden Wogen an den grünen, thauglänzenden Ufern aufwallte gleich einem sturmbewegten See.

Da regte sich in Hain und Flur tausendfaches Leben, und wie im Jubel über den Sieg der Sonne erschallte hundertstimmiger Vogelsang in den morgenfrischen Wäldern; vom höchsten Gipfel der Fichten herab schaute die Amsel in die sonnebeglänzte Welt und verkündete ihr wonniges Fühlen in langen, süßen Tönen, unter ihr durchhüpfen mit fröhlichem Zirpen die Meisen und Zeiserlein die Zweige, der Specht schlug meisterlich den Takt, und hoch, hoch über all dem Singen, Zwitschern, Hacken und Flöten schwebte der Sonne nah der königliche Adler und rief mit starker, weithallender Stimme dem Himmel und den silbernen Wölkchen sein Frohlocken zu. Vom Thale her trieb der Hirt zu den grünen Hügeln und Wiesengeländen auf; das Geläut der Heerdenglöcklein verschmolz wonniglich mit dem feierlichen Klang der Klosterglocken, welche zur Mette riefen, und von den hohen Zinnen der Burgen ertönten in lieblichen Weisen die Hörner und Zinken der Thurmwarte.

Das war ein wunderlieblich Klingen und Singen in der weiten, schönen Gotteswelt, die sich jetzt von aller Nebeldecke frei in buntester Pracht entfaltete. Wie man weiße und rothe Blumen auf grünen Teppichen gewirkt sieht, so glänzten die baumumrauschten Dörfer

Meierhöfe und reichen Klöster auf den grünen Auen des Hörselthals; längs dem vielfach gewundenen Silberfaden der Hörsel hin, zog unter flatternden Kirchenfahnen und hoch erhobenen Kreuzen eine große Wallerschaar das Thal entlang der Stadt Eisenach zu und sang laut und inbrünstig zu unserer lieben Frau, die ihrer harrte mit Wunder und Heilkraft in der neuen Kapelle, welche der erlauchte Markgraf jüngst ihr zu Ehren im Waldgrunde unter der Wartburg hatte bauen lassen. Als die Wallbrüder die Stadt erreicht hatten, wuchs ihr Zug ansehnlich durch die Frommen, welche sich zu ihnen schaarten, der ehrwürdige Vater Gereon von den Predigermönchen empfing mit andern Ordensbrüdern die Pilger am Leprosenhäuschen vor dem Sanct Jürgenthor, sprach zu ihnen und den armen aussätzigen Leuten, die so recht jammervoll im Häuschen zu Gott riefen und die Brüste schlugen, viel tröstliche und erbauliche Worte und zog dann, das Hochheilige tragend, der Wallerschaar voraus der Stadtmauer entlang dem Predigerthor zu. Ihm zunächst gingen barfuß und im häreren Gewand wohl fünfzig Romfahrer, welche bei der letzten Elenden-Herberge zu den Wallern gestoßen waren. Diese gottbegeisterten Romfahrer sahen schon im Geist das hehre Ziel ihrer frommen Fahrt und huben an mit gewaltiger Inbrunst, daß Berg und Thal wiederhallte:

O Roma nobilis, orbis et domina
Cunctarum urbium excellentissima,
Roseo martyrum sanguine rubea,

Albis et virginum liliis candida:
Salutem dicimus tibi per omnia,
Te benedicimus, Salve per saecula!

So schritten sie zur Wartburg auf, und als der kühle Waldgrund sie längst dem Auge entzogen, stieg noch immer in lieblichem, die tiefsten Tiefen des Herzens aufrührendem Getön ihr frommes Lied aus der Waldnacht in die sonnigen Lüfte, bis es leiser und leiser erklingend endlich mit dem Summen und Läuten der nahen und fernen Glöcklein verschwamm. —

Das wunderliebliche Klingen und Singen hatte auch wohl dem Mann recht in's Herz gegriffen, der unter der Eisenacher Burg hinter dem Schlehdornhag auf dem neuen Markstein saß und in tiefem Sinnen seine großen, blauen Augen auf das stattliche Haus Metilstein richtete, welches unter seinem dermaligen Besitzer, dem reichen und prunkliebenden Bannerherrn, Döring von Falkenstein, zu einer großen Hofburg ausgebaut war. Ein Bergfried, höher und stärker als ihn der gegenüber liegende Wartberg trug, hob mächtig seine prangende Mauerkrone über den weiten Pallas und die festen Wikhänser empor und hielt, wie ein hochthronender König seine Mannen, die Thürme und Thürmchen der Twingmauer um sich versammelt. Das mit vielfarbigen Ziegeln geschmückte Dach des Pallas glänzte wie Pfauengefieder und die Glasfenster der Kemenaten strahlten den Goldschein der Sonne weithin in das Land zurück. —

Der Mann, welcher sich diese Macht und Pracht aus

der Ferne so ernstsinnig beschauete, war in einem kurzen, grünen Rock von grobem „Dirdendei“ gekleidet, seine langen, kräftigen Schenkel stacken in rothen, enganliegenden Hosen von „Baragan“, ein breiter Gürtel von hartem, gepreßtem Leder hielt ihm die knappen Hosen eng über den Hüften zusammen und von dem Gürtel herab hing ihm ein kurzes, starkes, wunderlich geformtes Schwertlein oder Messer ohne Scheide. Man mochte wohl nicht leicht einen so schönen und gewaltigen Mann sehen, das Haar floß ihm lang und rothgelb von dem mächtigen Scheitel zu den Riesenschultern herab und ein röthlicher Bart hob sich gelockt über die einer starken Schildeswölbung gleichen Brust und wallte bis zum Gürtel. Als der Mann, wer weiß von welchem grimmen Muth gepackt, plötzlich aufschnellte und die gewaltige Faust drohend gegen den Metilstein schüttelte, stand er da wie ein riesenhafter Recke aus der Heidenzeit und sein blaues Auge leuchtete in einem so grimmen Zorn, wie wohl der Vorväter Augen in tosender Römerschlacht leuchteten, wenn sie mit wildem Schlachtenruf sich auf die in ihrem Erz erbebenden Feinde warfen.

Der riesige Mann schlug, als er so wild gedroht, die breiten Hände vor's Gesicht und ließ sich wieder auf den Markstein nieder; da saß er mit heftig arbeitender Brust lange starr und stumm an dem einsamen Gelände, ein Wieselein lief ihm über den Schuh, ein Finkenpärchen schlug und lockte dicht vor ihm im Schlehdorn und achtete ihn wohl für ein steinern Gebilde.

Auch hörte es der schmerzengrimme Mann nicht, als es lauter raschelte im Busch und mit leisen Tritten heranhuschte; das kam von einem alten, wunderbar häßlichen Weibe, das mit einem durchlöcherten Sack, aus welchem sich allerlei Kräutig hervordrängte, heranschlich und sich dicht hinter des Mannes Rücken niederduckte. Das Weib verzog die Falten des gelben Gesichts zu einem listigen Grinsen und tippte drauf dem stummen Mann mit dem dürren Zeigefinger auf die Schulter. Wie ein getroffener Edelhirsch schnellte jetzt der Mann empor, bekreuzte sich und starrte erschrocken auf das häßliche Weib. —

„Wafen!" rief er dann, „Gepa, du Teufelinne! Wie hast du mich erschreckt! Denke ich doch, ein Pilwicht oder Waldschratel geht mich an! Doch nun freue ich mich, dich zu sehen; da schlag ein, Alte, und sei willkommen, dank ich's dir doch, daß ich diese Hand noch habe! Ohne deine Pflege und deinen heilkräftigen Theriak wäre ich wohl um Hand und Hals gekommen, als ich vor Jahresfrist als ein todtwunder Mann auf der blutigen Wahlstatt bei Hadmersleben lag. Aber was führt dich in diese Lande, weise Frau?"

Mit freundlichem Grinsen hatte das Weib dem Recken zugehört und sprach: „Eia, Wulbrand, wie freu ich mich, dich so wohl aufzufinden; schaust ganz anders aus, wie vor Jahr und Tag, als du rechtzeitig den Schild zu heben vergessen und eines Weigands Mordhacke dir über Schläfe und Schulter gefahren war. Mußt eiserne

Knochen haben, Wulbrand; da, laß mal sehen, wie alles schön heil und vernarbt ist die ganze Wange herab! Aber nun hüte dich, Goldsöhnchen, daß du heil und ganz bleibst; mir hat ein Vöglein gepfiffen von schwerem Kampf und „Wehrding“ auf Tod und Leben, schau her, Wulbrand — nun was fährst denn auf wie ein gestochener Bär? — schau ruhig her, Mann, da liegt mein Schatz, der nicht nur Wunden heilt, sondern auch vor Wunden wahrt.“ — Mit solchen Worten deutete die Alte auf ihren Kräutersack, den sie vor sich aufs Gras geworfen hatte und schauete mit den Augen einer Füchsin zu dem Recken auf. Der war stumm und fast erschrocken einen Schritt von der Alten zurückgetreten, dann sammelten sich wieder Zorneswolken auf seiner Stirn und er sagte leise und hastig: „Was soll das heißen, Gepa, welcher Höllenrabe hat dir von Kampf gekräht? Birgst du böse Tücke im dunklen Wort? Was soll's mit dem nahen Kampf, hält doch mein Herr und oberster Schaarmeister, der erlauchte Lomar, vor der Hand Frieden mit der Brabanter Sophie und ihrem Anhang! Kampf, ja Kampf möchte ich selbst wohl einem ritterbürtigen Schächer bieten oder ihn mit Fehde schädigen bis er kröche vor mir wie ein Wurm! Aber verdammt! Ich bin ja ein Ungenosse und nicht zu Schildesamt geboren, ich habe weder Kampf- noch Fehderecht gegen den räudigen Hund, der mich von Haus und Hof getrieben und zum elenden Mann gemacht hat!“ —

Viele böse Wünsche stieß der starke Wulbrand aus

und redete sich so in Zorn, daß er der dunkeln Worte der listig zu ihm aufschauenden Alten ganz vergaß, dann fuhr's ihm wieder wild durch den Sinn und grimmig faßte er mit gewaltiger Faust das Weib, drückte es auf den Kräutersack nieder und seine zornige Stimme tönte wie ein Wisendhorn: „Rede deutlich, Unholdin, was willst du sagen mit Wehrding und Kampf auf Leben und Tod, was hast du, Tückebold, erkundschaftet? Ist der Anschlag verrathen, komme ich um Recht und Rache, so zerbreche ich dir Arm und Bein, daß du's durch kein Kräutig der Welt wieder zusammenleimen sollst!"

„O weh, laß los, laß los, du böser Valant!" ächzte das Weib, „laß los oder ich schieße dir durch den Rücken mit bösem Zauber, daß du für alle Zeit erkrummst und erlahmst!" — Wulbrand ließ die Hand ab. — „O weh!" seufzte Gepa und rieb sich die Schulter, „so geht's, wenn man mit Bären spielt! Setz dich da wieder auf den Stein, du ungefüger Mann, mein' ich's doch gut mit dir. O, über das holzhäuptige Mannsvolk, das nichts gelernt hat als Dreinschlagen und Raufen! Was ist denn dran groß zu verwundern, daß eine weise Frau um Anschläge weiß, die man im dunkeln Hain schmiedet? Auf dem Wolfswinkel im Kalbengrunde habe ich's erlauscht, als ich gestern die Forsten durchstrich, daß der Markgraf den Döring von Metilstein zwingen will, dir zu Recht zu stehen; das hat dir Herr Schenk von Varila nochmals

in die Hand gelobt. Sei ganz ruhig, Goldsohn, und leuchte mich nicht so grimmig mit den Augen an, mein's ja gut mit dir; was wär' ich denn dem Metilsteiner Dank schuldig, der mich als eine Landstreicherin und Wildfang durch seinen Vogt greifen, peitschen und Schmach auf mich häufen ließ? Schmach, Wulbrand, eine Schmach, die mir noch grimmer im Herzen brennt, als das dir geschehene Unrecht, von welchem du schon dunkel in deinen Fieberträumen erzähltest, als du, ein todtwunder Mann in meiner Pflege lagst. Hör fein zu, Wulbrand; wenn ich dir gesagt habe, was ich bin und was man mir that, wird dir's hell sein, daß eher dort die steinerne Nonne oder der felsige Mönch euern Anschlag verrätherisch ausschreien möchte, als die alte Gepa! Doch husch! still! Duck dich, Wulbrand, laß erst den Schlecker da mit seinen Knechten vorüberziehen, das ist der junge Eckewart von der Malittenburg, der will noch zum Morgenimbiß auf dem Metilstein einreiten, von Settelstedt her rührt noch eine ganze Schaar Reisiger den Staub auf, die wollen heute alle zum Sommerfest Lanzen brechen und guter Dinge sein beim gastlichen Metilsteiner. Aber gelt, Wulbrand, wenn die Sonne hinter den Bergen ist, kann noch ein Scharfrennen droben werden?" flüsterte Gepa listig zu dem Riesen auf, der legte ihr die breite Hand auf den Mund, duckte sie tiefer auf den Kräutersack und glitt leise von dem Stein herab, so daß ihn der dichte Schlehdorn ganz den Blicken der Reisigen entzog. —

Der junge Ritter Eckewart, ein kühner und zierlicher Degen, stampfte ganz nah an den Lauschenden mit seinen Edelknechten vorbei, er war in voller Rüstung herrlich gewaffnet, die Stahlringe des Harnisches erglänzten im bläulichen Schein, sein langer Waffenrock von feinem „Pfellel“ und mit buntem Pelzwerk ausgeziert, floß ihm golddurchwirkt bis zur Spitze des langen Schwertes herab, dessen vergoldetes Kreuz an einer Borte hing, in welche mancher edele Stein gelegt war. Von seinem leuchtenden Helm strahlte als Zimier ein silberner Falke, dessen Schnabel ein blauseiden Bändchen hielt. Das war ein minnigliches Zeichen von seiner trauten, versprochenen Braut, der wunderholden Bertha auf dem Metilstein. Der silberne Falke sammt Helm und Rüstung war dem stattlichen Ritter nicht so werth als das eine Haarbändchen, welches seines Herzens Freudenschein mit eigener Hand aus den gelben Locken genommen und ihm aufgeheftet hatte. Das war das erste Zeichen von der minniglichen Jungfrau gewesen, das sie ihm gab, als er ihr zu Ehren im tosenden Tiost sieben Lanzen gebrochen, ohne auch nur im Sattel zu rücken. Herr Eckewart, als er so durch die morgenfrischen Felder ritt, dachte an das Bändchen, dachte an die herzliebe, wonnigliche Bertha, die droben im Schloß wohl seiner schon harrte auf der Laube hinter dem breiten Wikhaus, und es überwallte ihm das Herz ein Lust- und Lebensstrom, der ihm in lustigen Weisen zur Kehle ausdrang. Und wie er anhub zu singen, da sangen auch die edlen

Knappen, welche den leuchtenden Schild, den kantigen Streitkolben und die andern ritterlichen Waffen des Herrn trugen, laut mit hinein und dachte wohl jeder an seine süße Frau, der er Dienst und Leben geweiht:

„Minniglich und gut, hübsch und reiner Sinne
Ist sie und wohlgemuth, die ich mit Treuen minne,
Sie ist Königinne
In meines Herzens Grund,
Da sie bestehet inne
Nun und zu aller Stund.
Freundlich befangen hat mich ein rother Mund
Und zwei lichte Wangen, dabei eine Kehle rund.

Lichte Augen klar, minniglich ein lieblich Kinne,
Machen mich Sorgen bar: ach, Genade, Königinne,
In sehnender Noth ich brinne
Nach Euch zu aller Stund,
Helft mir, daß ich gewinne
Trost, meines Glückes Fund.
Freundlich befangen hat mich ein rother Mund
Und zwei lichte Wangen, dabei eine Kehle rund.“

Als die Reisigen so gesungen, trabten sie hurtiger dahin, manch tönende Schelle erklang laut an der Rüstung der muntern Rosse und bald war der ganze reisige Zug gleich einer lichten Wolke hinter dem Hügel verschwunden. —

„Daß euch alle das Wetter erschlüg!“ fluchte Wulbrand, setzte sich wieder auf den Stein und hörte vergrillt der alten Gepa zu, die eifriger denn vorher

anhub: „Wisse, Wulbrand, ich war nicht immer das ehr- und rechtlose Weib, das mit den Spielleuten und Galliarden die Lande durchzieht und von den Brocken lebt, die man ihm von Herrentischen zuwirft. Ein viertel Jahrhundert ist nun wohl darüber hingegangen, Wulbrand, da war ich schön und kräftig wie du, da war ich eines freien Friesen Frau. Wo die weiten, fetten Marschen an den Niederungen der Weser sich hinziehen, im Stedinger Gau, lag unser reiche, wohlumhegte Hof. Mein Mann war ein Weigand wie du, Wulbrand, und blieb nicht dahinten, als die Sturmglocken und Hörner den Stamm gegen den zehntgierigen Bremer Bischof und den jungfernräuberischen Adel unter die Waffen riefen. Hei! wie lustig flatterte der Schlachtenrabe den Mannen voraus, als die Marschen unter ihren Tritten erdröhnten und das „Eala frea Fresena!“ donnernd durch die Lüfte schallte. Da fielen von unserer Männer Kraft zermalmt die Zwingburgen der oldenburgischen Grafen in Schutt und Staub, wie mächtige Ostrafeuer aus alter guter Zeit schlug allerorts die Lohe auf und kündete weit in die Lande das Verderben der frechen Bedrücker. Ihre stolzen Schädel zerkrachten unter den Schwertern und Aexten unserer Männer, wir Weiber freuten uns der Rache und hetzten, die uns angethane Schmach erzählend, die Kriegerschaaren zu löwengrimmem Zorn. Doch schärfer, Wulbrand, als der Helden Schwerter schneidet der Priester Wort; die häuften auf uns Fluch und Bann. Irrer und Ketzer wären wir,

predigten sie aller Welt, und riefen kreuzgeschmückte Mörderschaaren her, die wogten vertilgend durch unsern Gau, wie der heulende Wassersturz durch den gebrochenen Deich. Da rächten die eisernen Zwingherren grausam ohne Maß der freien Männer kühne Waffenthat, die Ochtum wallte roth von unserm Blut, und unter Tausenden, die der Eisenreiter Speer getroffen, lag auch mein Mann und röthete den Klee. Zu einer Wüste ward der ganze Gau und Gräul aller Art erschauten die entweihten Fluren, ehrbare Frauen sah man fortgeführt mit abgeschnittenem Haar, mit Fesseln bedeckt die freien Jungfrauen, zu schmachvoller Hörigkeit verdammt; auch mich, als ich in lautem Jammer den erschlagenen Mann umschloß, riß an dem Haar, das damals mir in langen Zöpfen auf das Mieder fiel, ein frecher Edelknecht empor, doch schnell erlahmte seine Hand durch meines raschen Messers grimmen Stoß. Fort flog ich über die blutgetränkte Haide, bis ich matt zusammenbrach. Wälder und Büsche waren nun meine Wohnung, das Wasser der Quellen und die Wurzeln des Feldes meine Speise. Da, Wulbrand, verbrannte der Rache Glut meine Thränen, als heimathloser „Wildfang" strich ich durch die Lande und — hör wohl zu, Wulbrand! — wo's Verderben gab, da war die wilde Gepa und mancher Zwingburg hat der weisen Gepa Rath zermalmender in die Mauern gebrochen, als die Felsstücke der Blieden und Mangeln!" —

Der starke Wulbrand starrte mit Ehrfurcht auf das

Weib, das unter dem Erzählen gleichsam vor ihm aufwuchs und ihn mit den Blicken einer gereizten Wölfin anfunkelte. „Heil dir, Gepa, Freundin!“ rief er dann und fing die dürren Hände auf, die vor ihm in der Luft fochten, „weise Frau, du bist mir werther jetzt als ein Waffenbruder, nun höre mich.“ —

„Nein,“ fiel die Alte ihm in's Wort, „ich bin noch nicht am Ende, Wulbrand, hör mich an. Wo Recht und Rache rufen, ist die alte Gepa, drum dien' ich, wisse es, verschwiegener Mann, auch seit Jahren deinem Herrn, dem erlauchten Markgrafen mit Kundschaft und weisem Rath. Was geht mich Frau Sophie und ihr Kind von Brabant an? Aus Brabant und den Niederlanden, Wulbrand, hat mancher Wolf im Eisengewand die Stedinger Gauen durchwüthet. Brabanter Ritter Lanzen, Wulbrand, haben meines Mannes Blut geleckt. Nieder drum mit allem, was Brabant heißt und ihm anhängt! Der erlauchte Lomar, der Markgraf Heinrich, ist durch kaiserliches Wort und Lehn der rechte Herr des Thüringer Landes. Und, wär er's nicht, Wulbrand, ich wär ihm hold, da er so eifrig Burgen bricht. Hei, wie das die alte Gepa freut, wenn die Flammen durch die Fenster knattern, die Lohe sich aufwindet in den hohen Bergfrieden, über den berstenden Zinnen flackert, braust, zum Himmel empor leckt und den dunklen, blauen Grund mit Nordlichtsleuchten malt! Hei, Wulbrand, da möchte sich die alte Gepa gleich hineinstürzen in die vertilgende, wabernde Lohe! Ist mir's dann

doch, als ob auch in meiner alten, dürren Brust die lang genährte Racheglut zu hellen Flammen aufschlüge und als ob Feuer zu Feuer müsse! — Des Markgrafen Krieger, der so fleißig Burgen brennt, sind auch meine Krieger, drum scheuchte ich durch meine Kunst schon von manchem wunden, markgräflichen Mann den Tod, der gierig ihm am Herzen fraß, und darum pflegte ich auch dich, den tapfersten und gewaltigsten Söldner des markgräflichen Heers."

„Schweig, Gepa, mit dem Söldner," brauste Wulbrand auf, „ich mag's nicht hören. Durch des Metilsteiners Schuld bin ich ein armer Söldner worden, der nichts sein nennt, als was der Feldhauptmann ihm giebt. Ich war ein freier Landsasse und hob den siebenten Heerschild, eh mich des Dörings Tücke um diese Hufe Landes brachte, auf welche er diesen vermaledeiten, falschen Markstein mit seinem ehrlosen Wappen gesetzt. Aber, Gepa, schau her, ich bin ein ehrloser Mensch und Wegwurf mein Leben lang, wenn ich ihm nicht Schädel und Burg zerscheitere, wie ich diesen Stein zermalme." In wilder Wuth packte der Zornige ein naheliegendes Felsstück, drei andere Männer hätten's kaum gehoben, und schmetterte es gegen den Markstein, daß er in Staub und Splitter zerkrachte. —

„Gemach, gemach, du wilder Wulbrand!" sprach Gepa, der zerschmetterte Stein nützt uns nichts, vorher konnte er dir noch zum Schemmel dienen, nun lege dich in's grüne Gras und höre andere Märe von dem, was

der Metilsteiner an mir verbrach. Du weißt sowohl als ich, daß der Döring trotz Friedensschlusses und Gelöbnisses wieder heimlich mit den Eisenachern und zu Frau Sophien hält, die Mannschaften der Frauenburg und der Eisenacherburg, die den Markgräflichen Mannen die Thore verschlossen halten, sind in geheimen Verkehr mit dem Metilsteiner. Um Pfingsten hatten sie's mit Anschlägen auf die Wartburg vor; auf meine Kundschaft aber war die Besatzung unter dem edeln Schenken von Varila auf der Hut und der Anschlag erstickte im Versuche, sie merkten wohl, daß ein Vogel von ihrem Vorhaben gepfiffen hatte. Daß ich's aber verkundschaftet, davon wußten alle und auch der Metilsteiner nichts, sonst hätte ich's qualvoll mit dem Leben büßen, und wohl lebendig unter die Erde kriechen müssen. Nur aus bloßem, üppigem Frevelmuth ließ mich der Metilsteiner, als ich vor seinen Zingeln Gauchheil, Gerwich und Wundkraut brach, durch den Zwinger-Vogt greifen und, Wulbrand, nun kommt's! — kaum sag ich aus die Schmach! Auf des gemeinen Kochs, des hörigen Schalks wüste Angabe ließ er mich alte Frau entkleiden, mit Pech bestreichen und unter teuflischem Hohnlachen des ganzen Ingesindes in Federn wälzen. So zum schändlichen Heidengräul gemacht, trieb mich der Vogt mit der Geißel durch's rohe, wüste Küchenvolk und durch das ganze Ingesinde; der Metilsteiner lehnte im Burghof an der Linde und lachte, daß er sich die Seiten hielt. Da trat in meiner höchsten Noth und auf mein

wildes Jammerschreien des räudigen Wolfes Tochter aus dem Baumgarten. Gott schütze das Jungfräulein, auf ihr Geheiß und Bitten ließ der Thorwart mich hinaus und durch die Zingeln schlüpfen. Nun, Wulbrand, da du weißt, daß ich einst eine freie Friesin war, nun sag mir, ob ich um solcher Schande willen dem Metilsteiner noch die Hände lecken und Recht und Rache gegen ihn verhindern soll?"

„Vergieb mir dummen Wicht, weise Gepa," sprach Wulbrand, „daß ich Falsches in dir gesucht habe und dir so grob begegnet bin. Bei Sanct Jürgen und allen Eiden, Frau, ich räche dich und mich, so wahr und fest des Markgrafen Wort steht, das mir Recht und Rache gegen den Metilsteiner zugesagt hat. Nun hör an, Gepa, es thut mir wohl, all mein Herzleid vor einer so kundigen Frau auszuschütten." — „Ja, sprich, mein Wulbrand, Goldsohn, aber bleibe ruhig! Horch, auf der Frauenburg blasen sie zum Morgenimbiß und auch vom Metilstein dringen lustige Töne herüber." — „Der Teufel gesegne ihnen den Imbiß!" fuhr Wulbrand auf. „Ha, ich werde euch zum Abendessen und zum Covenanz aufblasen, daß ihr zu Fenster und Scharten hinaustanzen möchtet! Ich wollt' —." — „Husch, still, mein Wulbrand!" hemmte Gepa seinen Fluch, „dein Drohen bricht keinen Stein aus der Mauer; bleib fein ruhig, du wolltest mir ja von dem Unrecht sprechen, wofür du blutige Sühne heischest."

„Ja so," hub tiefaufathmend Wulbrand an, „da

muß ich weit herholen aus alter Zeit. Merk's, Gepa, du bist meine Landsmännin, wir sind verwandten Stammes. In grauen Zeiten lebten auch meine Väter im reichen Sachsenlande an der breiten Weser, doch nicht da, wo sie wie eine lebenssatte Alte durch die Niederungen schleicht, sondern weiter gen Mittag, wo sie gleich einer rüstigen Jungfrau waldumkränzt durch die Berge rauscht. Mein Ahn erzählte oft die wunderbaren Abenteuer gewaltiger Sachsen-Helden, die unter ihrem Herzog Hatagast eine Heerfahrt in's Thüringer Land gethan und sich hier seßhaft gemacht hatten. Mit dem Heer fuhren noch die alten Götter, denn es war lange bevor der große Schlächter Karl die väterlichen Lande in Blut tauchte und freie Sachsen zinsbar machte. Mit dem Hatagast war, so ist's von Kind zu Kind gesagt, auch der älteste der Wulbrande in dies Land gezogen. Ich bin aus freiem, edelem Geschlecht, Gepa, schau das kurze, starke Schwert, das mir am Gürtel hängt, es ist das Zeichen meines alten Stammes. Seit Jahrhunderten hat sich das Messer in der Sippe von Schwertmagen zu Schwertmagen fortgeerbt; das sei dir ein Zeichen, daß wir begüterte, seßhafte Leute waren. Im Hellthal brach meiner Väter Pflug wohl zehn Hufen Landes um, bis, es sind auch wohl mehr als einhundert Jahre seitdem vergangen, wegen des verwünschten Zehntens mit dem Mainzer Bischof eine lange, blutige Fehde entbrannte. In jenem Krieg focht meiner Urahnen einer noch zu Roß mit stattlichem

Gefolge, unsere Sippe hatte nichts zu Lehn, alles, was sie besaß, war ihre wirkliche „Gewehre" und freies Eigenthum. Damals war unsere Sippe ritterbürtiger als die Frankensteine, die erst seit kurzen Jahren den Metilstein an sich gebracht haben. Der jetzige böse Döring ist erst seit der Schlacht bei Mühlhausen ein Bannerherr und Mittelfreier geworden, weil er durch Betrug, Gewalt und böse Künste aller Art so viel Land und Leute an sich gerissen hatte, daß er zehn Helme in's Feld stellen konnte. Doch hol' der übele Feind den Metilsteiner sammt seinen Dienstmannen. Ich wollte dir ja von unserer edlen Sippe sprechen. —

„Der böse Zehntkrieg hatte dem alten Urahn wohl alles genommen, mit weniger fahrenden Habe zog er hier nach Eisenach herauf und erwarb diese Hufe Landes, welche mir der Metilsteiner entrissen, auch einige Wiesen dort, wo sich die Hörsel krümmt. Die Wulbrände waren jetzt nicht hoch begütert, aber die Erstgeborenen blieben freie Landsassen fort und fort, sie führten freie Jungfrauen heim, so daß keiner minderfrei geboren wurde und der ärgern Hand hätte folgen müssen. So hob auch ich, der letzte meines Stammes, als freier Mann den siebten Heerschild; arm war ich zwar und brach meine wenigen Aecker mit sauerm Schweiß um, Gepa, aber der Stolz meiner freien Väter war mir ein theurer Hort, den ich sorgsam hütete. Ich dünkte mich, obwohl nur zum letzten Heerschild geboren, besser als die ritterbürtigen Dienstmannen, die den sechsten Schild heben,

wenn ihr Graf oder Bannerherr sie ruft. — So lebt ich friedlich hier, brachte nach und nach noch einige Aecker zusammen und dachte dran mich zu beweiben, als der Metilsteiner mir frech in Eigenthum und Rechte griff. Er hatte durch Geld und Gewalt von Bürgern Eisenach's, von Freisassen und Gemeinden schon manche Hufe zusammengebracht, und bald war all das Meinige von seinen Marksteinen umschlossen. Da konnte es der Unersättliche nicht mehr ansehen, daß ein freier Mann unbekümmert um ihn mitten in seinen Gemarkungen wirthschaftete, und ließ mir antragen mein Eigenes ihm abzutreten und als ein Pfleghafter in seinen Dienst zu ziehen, versprach mir auch mich zum Wildwart zu machen und allerlei knechtische Ehren auf mich zu häufen. — Da hab' ich ihm wohl eine trotzige Antwort gegeben, aber er ließ mich's büßen. Nachts wurden meine Saaten niedergetreten und mit Wagen, denen man die Hinterräder abgenommen, niedergeschleift; einer meiner Hörigen, ein alter treuer, vom Vater ererbter Schalk, ward mir von Metilsteiner Knechten unter nichtigem Vorwande hinter dem Pflug erstochen. — Da fing mir's im Herzen zu brennen an, hier lag ich mit der Doppelaxt hinterm Hag, dort stand mein Gespann Ochsen, ich ließ sie feiern Stunden lang, ich lag und lauerte. Endlich trabt's um den Bühl, drei schnöde Metilsteiner Knechte, nicht Knappen waren es, sondern elend leibeigen Volk, der eine gar ein gemeiner Kämpfer, der im Kampfgericht um Lohn ficht; flugs sind die bösen

Zagen bei den Ochsen und stoßen den Thieren ihre Messer in den Leib. Aber ich war auch da, Gepa! Meine Axt schwirrte ihnen wie ein Donnerhammer um die zagen Häupter und verächzend lag das elende Volk auf den sterbenden Thieren. —

„Da ruft's mich an mit Zeter ho! Mordio! Mordio! Der Metilsteiner selbst sprengt mit Edelknechten und gezogenem Schwert heran, die Wucht ihres Anpralls wirft mich unter die Hufen der Rosse und ich hätte auf der Stelle mein Leben lassen müssen, wenn nicht der Eisenacher Rathsherr Felsbach, jetzt des Markgrafen und unser bitterer Feind, aber doch ein Mann, der auf Ehre und Recht hält, im Gefolge des Metilsteiners gewesen wäre. Der Felsbach zwang, als ich mich aufgerafft hatte und um Recht schrie, sein Roß zwischen mich und den Metilsteiner, der mit dem Schwert auf mich einhauen wollte und rief: „Halt, Bannerherr, der Mann schreit über Nothwehr und ruft zu Recht, laßt Euerm Zorn nicht blinden Lauf, gewährt ihm, wie sich's gebührt, ein rechtlich und wohlgehegt Gericht!" — Bürger und Freibauern liefen von der Feldarbeit auf das Mordgeschrei und den Hader in großer Zahl zusammen, sie kannten wohl des Metilsteiners Uebermuth, schlugen sich zu Felsbach und schrien laut: das Recht müsse gewahrt werden, man solle warten bis zum nächsten „Echteding" oder früher ein Gericht entbieten, daß die Sache vertragen würde nach dem Landrecht. Da war Gewalt am Ende, knirschend ritt der Metilsteiner mit

seinen Knappen davon und sprach mit Hohnlachen über den Bart weg: „Gut, der Landrichter soll einen Tag beschicken, ich werde Fürsprecher, Zeugen und Eidhelfer senden!“ —

„O Gepa, hätte damals mein jetziger Herr, der Markgraf und eigentliche Richter dieses Landes, zu Recht sitzen können, so wären die schnöden Rechtssprüche nicht gefällt; aber der hatte sich damals gegen den Mainzer Bischof zu wehren und war machtlos in den Eisenacher Landen. Der Gerichtstag kam, der von dem Metilsteiner gewonnene Landrichter, den jüngst auf offnem Feld der Donner erschlug, hegte das Gericht. Aber wie hegte er's! Der ganze Umstand schüttelte die Köpfe, die Alten seufzten laut. Aber was konnten sie thun? Dort bei den drei Steinen saß man zu Gericht, und drüben hinter dem Gehöft funkelten die Lanzenspitzen des Metilstein'schen Gesindes in den Büschen. Gewalt ging vor Recht. Ha, daß ich's kurz mache, Gepa, nicht lange darf's mir im Haupt herumfahren, sonst möcht's mir das Hirn sprengen. Ich ward verurtheilt für die beiden elenden Hörigen, denen nur ein ganz geringes Wehrgeld zukam, und gar für den gemeinen Lohnkämpfer, dem, wie ein Kind weiß, keine andere Buße gebührt als der Glanz eines Kampfschildes, eine Sühne zu zahlen, die meine liegende und fahrende Habe weit überstieg, könnte ich die Buße nicht vollwichtig zahlen, so solle ich dem Herrn Döring von Frankenstein zu Metilstein als Schuldgefangener zu Hand und Halfter übergeben werden!

„Da aber war's aus, Gepa; mit einem Fußtritt stieß ich die Bank dem Landrichter und den schnöden Schöffen vor die Füße, schalt laut das Urtheil, zog es an meine rechte Hand und bot dem Metilsteiner nebst Genossen gerichtlichen Kampf, damit Gott sie als meineidige, rechtschändende Schelme erweise und richte. Das gab ein wild Getümmel, Schergen wollten mich und Kunz aus dem Winkel, meinen Fürsprecher, greifen, aber sie griffen hart getroffen vor uns in den Staub. Die Metilsteiner Lanzen sprengten vor, aber der Umstand war zu einem großen Volk angewachsen, das erhob Drohworte und Feldsteine und schrie: hier sei ein schandbar Urtheil gefunden, das Landrecht sei gebrochen, der Wulbrand wollt's durch Kampf beweisen, man müsse den Rechten den Lauf lassen! — Da half dem Metilsteiner kein Schäumen und Knirschen, er mußte mich in befreundeter Bürger Geleit gen Eisenach führen sehen, wo ich den Austrag meiner Sache abwarten wollte. Der Felsbach versprach mir ein ordentlich Gericht im Weichbild und schickte den Frohnboten mit der Ladung auf den Metilstein. Da hat der Döring wild gewüthet, selbst über gebrochenen Frieden und Unrecht geschrien und getobt: was das für neue Rechte seien, ob er sich von den Bürgern Recht zu holen habe? Ich sei ein „Ungenosse“ und elender Bauer und er ein Bannerherr, der nur ritterbürtigen Genossen zu Kampf und Wehrding stehe. Lieber wolle er sich ja einem gemeinen Lohnkämpen vor den Knittel stellen, eh' er

solch niedrigem Bauer zu Kampf stände. Die Herrn von Eisenach sollten sich hüten vor ihm und seinen Gesippten, Stadt und Land wolle er schädigen, bis man mich ausliefere, wie einen Juden zwischen räudigen Hunden wolle er mich aufhängen! —

„Auf diesen schmählichen Bescheid drohete großer Zwist auszubrechen zwischen den Eisenachern und den umliegenden Edeln, die bisher mit den Bürgern so fest gegen den erlauchten Markgrafen zusammengehalten hatten. Ein Bote von Frau Sophien traf ein und stellte dem Rathe vor, daß man um eines gemeinen Landsassen willen das gute Einvernehmen nicht stören möchte. Der Markgraf dringe wieder mit Heereskraft von Erfurt vor und habe eine Abtheilung der Braunschweigischen Reisigen versprengt, die Herr Herzog Albrecht zu der Eisenacher und aller Verbündeten Schutz geschickt habe. Die Sachen ständen übel, man solle doch um eines einzigen Mannes willen die gemeinsame Macht nicht schwächen und des Enkels der hochheiligen Elisabeth, des armen, bedrängten Kindes von Brabant gedenken. — Da änderte der Rath seinen Sinn und hätte mich wohl gar dem Döring ausgeliefert, wenn ich nicht auf treuer Freunde Rath zeitig das Weite gesucht. So stand ich denn nackt und bloß am Ausfallpförtchen vor dem Frauenthor, um in's Elend zu laufen. Noch war ich nicht weit gegangen, als rauchende Trümmer mir's entgegenqualmten, daß ich auch nichts mehr mein nannte; die Metilsteiner hatten vor wenigen

Tagen meine Gebäude weggebrannt. Da, Gepa, that ich einen theuern Eid, mein Leben und all mein Thun daranzusetzen, daß mir Recht und Rache würde gegen den Räuber und Brenner. Dazu konnte nur der erlauchte Markgraf helfen, ich fand sein Heer, er nahm mich als Söldner auf, ihm habe ich drei Jahre treu gedient, und jüngst, o Gepa, fing vor Kreuzburg mein Schildrand einen tückischen Bolz auf, der des Erlauchten Brust entgegenflog. Da hat er mir's als seinem Lebensretter in die Hand gelobt, mir den Metilsteiner mit Zwang und Gewalt vor's Schwert zu stellen. Die Hand hat er mir auf die Schulter gelegt und es mit seinem gewohnten Spruch betheuert. „Wulbrand, der Döring soll dir zu Recht stehen, so wahr mir kein Weib obsiegt!“ Wenn ich auch ein Ungenosse gewesen sei, so sei ich's dem Döring gegenüber jetzt nicht mehr, der Döring habe seinen ritterbürtigen Stand durch schnöden Rechtsbruch und Felonie erniedrigt, er, der Markgraf, sei Herr und Richter hier im Lande, und vor ihm solle die Sache ausgetragen werden. Wohl wisse er, daß der Döring heimlich wieder mit den Feinden halte, und meine Sache käme ihm eben recht. „List gegen List, Gewalt gegen Gewalt, ich zwinge den Döring, so wahr mir kein Weib obsiegt!“ —

„Das war des Markgrafen letztes Wort, Gepa. Hei, der Tag der Rache naht! Sechshundert Krieger harren des Winks auf der Wartburg, wo heute noch der Markgraf selber eintrifft. — Ha, Gepa, durch

meines Schwertes Wucht seh' ich ihn fallen, den bösen Zagen vom Metilstein, wie ein Wurm soll er sich unter meinem Fußtritt krümmen und matt und lahm dem Frohnboten anheimfallen, wenn mein Zorn ihm nicht auf der Stelle den Schädel bricht!"

Im wilden Jubel sprang und tanzte Wulbrand gleich einem Besessenen um die alte Gepa; die saß da und grinste zu dem tollenden Riesen auf wie eine Hexe, die einen Berggeist in ihren Bann und Kreis gezogen hat. Endlich erfaßte sie den tobenden Mann beim Rock und sprach: „Ei, spare deinen Tanz bis nach dem Siege! Wulbrand, hör mich ruhig an. Kommt dir denn gar nicht das zweifelhafte Waffenglück in den Sinn? Zwar bist du ein gewaltiger Weigand, aber es sind schon stärkere Männer von schwächern niedergezwungen, und der Döring ist ein schwertgewohnter, starker Mann, der sich viel versucht hat mit Kampf in Schimpf und Ernst. Jetzt vernimm, Goldsohn, was die alte Gepa heute von dir wollte. Schwach ist mein alter Arm, aber oft erweist sich des Weibes kluger Rath und „Theriak" gewaltiger als die stärkste Mannesfaust. Schau her, Wulbrand, dies Büchslein hab ich für dich bereitet, mit diesem Theriakel salbst du heimlicher Weis Schwert, Arm, Kniegelenk und Sohlen, dann, glaub's mein Sohn, bringt dich kein Held der Welt um Sieg und Hals. Nun warum schüttelst du das Haupt und ziehest die Stirne kraus, thörichter Mann?"

„Nein, Gepa," versetzte Wulbrand stolz und finster,

„ich bedarf deines Zaubers nicht. Lebt denn nicht etwa ein rächender Gott über uns? Heidenweib du, soll denn Gott unrecht richten? Wie wär's denn möglich, daß der Döring siege, hat er mir denn nicht offenkundig himmelschreiend Unrecht gethan? Drauf wollt ich ja den Ring aus dem wallenden Kessel nehmen und das feuerige Eisen tragen von hier bis auf den Hörselberg und Arm und Hand müßte mir unverletzt bleiben! Aber mit dem Schwert will ich ihm das Gottesurtheil weisen, ich muß ihn treffen, fassen, auf seinen Nacken treten muß ich, Gepa! Dazu wird Gott helfen. Heil dir, Gepa, lebewohl!" rief der wilde Mann und schlug mit raschen Schritten den Weg zur Wartburg ein. — Die alte Gepa verfolgte ihn kopfschüttelnd lange mit den Augen, barg dann das zauberische Büchslein im Sack und ging ihre Straße. —

II.

Derweil der grimme Wulbrand mit der Gepa auf Verderben dachte gegen das stattliche Haus Metilstein, hallten dort Pallas und Thürme von lautem Freudenschall wieder. Der Bannerherr hatte zum Sonnenwendefest eine große Zahl befreundeter Edeln geladen, darunter viele Braunschweig'sche Ritter von der Besatzung der Eisenacherburg und Frauenburg, die nach und nach einritten mit ihrem Gefolge, um bei ritterlichem Spiel und holden Frauen ein Weilchen der schweren Zeitläufte zu vergessen. Die Geladenen waren fast alle heimliche

oder offne Feinde des erlauchten Markgrafen, Heinrich von Meißen, genannt der Lomar, den nach Heinrich Raspo's Tode der Kaiser schon im Jahr 1247 durch feierliche Darreichung der Fahne mit der Landgrafschaft Thüringen belehnt hatte. Dazu war der Markgraf ein Enkel des Landgrafen Hermann und dachte als solcher das Thüringen als sein Erbe anzutreten. Aber Sophie, eine Tochter Ludwigs des Heiligen und Gemahlin Herzogs Heinrich von Brabant, hatte ihm das Erbe streitig gemacht; drum entspann sich lange, blutige Fehde, welche Recht und Brauch umkehrte und keines Landfriedens achtete. Die adeligen Dienstmannen bauten allerorts Burgen und schädigten unter dem Vorgeben, der einen oder der andern Partei zu dienen grausam das platte Land. — Der Herzog von Brabant starb schon im ersten Jahre des Krieges, und seine Gemahlin Sophie führte nun für ihren unmündigen Sohn, das Kind von Brabant, den Krieg gegen den Markgrafen kühnlich fort. Der aber brachte im Wechsel der Kriege und Friedensschlüsse das Thüringerland mehr und mehr in seine Gewalt und war in seinem kühnen Muthe des endlichen Siegs über Frau Sophien so gewiß, daß er sich an den vermessen klingenden Schwur gewöhnte: „So wahr mir kein Weib obsiegt!“

In der Sommerzeit des Jahrs 1260 saß denn auch der erlauchte Lomar wie ein grimmer Leu auf der Wartburg und hielt das Land unter seinen Pranken. Nur die Stadt Eisenach, die keinen andern Herrn über sich wissen

wollte als das Kind von Brabant, widerstritt ihm noch mit Hülfe der umliegenden festen Schlösser und unterstützt von dem Herzog von Braunschweig. Zu besonderm Schutz und Trutz dienten der Stadt die Malittenburg des befreundeten Ritters Eckewart, die Frauenburg und die Eisenacherburg. Die Frauenburg war erst vor kurzen Jahren gebaut und bedrohete die Wartburg, drum führte der dem Markgrafen treuergebene Schenk, Rudolph von Varila, eine Gegenburg auf, den Rudolfstein. Das gab dem Döring von Falkenstein auf Metilstein einen gewünschten Vorwand auch sein Haus gewaltig auszubauen und zu befestigen, so daß nach und nach eine wirkliche Hofburg aus den Felsen erwuchs. Als der Schenk den Burgherrn nach den Ursachen so großer Zurichtungen und Werke fragen ließ, hatte der Döring trotzige Antwort gegeben: Der Bau werde von seinen Hofhörigen und von seinem Gelde aufgeführt, da habe keiner drein zu reden; aber wenn man's denn durchaus wissen wolle, nun ja, der Rudolfstein sei ihm zu nah unter die Zingeln gebaut, wer wisse, wie es bei den ewigen Kriegsläuften kommen könne, jeder müsse sich zunächst selbst schützen, der Schenk habe wie im Schachzabel mit dem Rudolfstein gegen ihn gezogen und er schiebe ihm dafür den wohlbewehrten Metilstein zu. — Das mußte der Schenk vor der Hand verschlucken, dacht's ihm aber bei guter Gelegenheit wieder einzutränken, und der Markgraf dachte auch so. — Wie nun die Burg zu einer drohenden Veste geworden war, trat

der Metilsteiner immer kecker mit den Feinden des Markgrafen in den Bund; heute wollte er mit dem Sonnenwendefest denen auf der Wartburg und dem Rudolfstein rechten Trotz bieten, auch wollten die brabantisch Gesinnten beim Metilsteiner nach dem Fest von ernstlichen Dingen reden und Rath pflegen über einen neuen Anschlag, durch welchen die Wartburg der Erde gleich gemacht werden sollte. — Aber der Markgraf, dem alles gut verkundschaftet war, hatte auf heimlichen Wegen eine überaus starke Besatzung an sich gezogen und auf des Metilsteiners Treiben, wie auf eine rechte Thorheit herabschauend, brummte er lächelnd in den breiten Bart: „Du läßst mir die Wartburg stehen, so wahr mir kein Weib obsiegt!“

Der übermüthige Döring vom Metilstein war ein harter, habsüchtiger Mann, er hatte große Güter zusammengerafft und sein Fähnlein war schon seit Jahren zum Banner abgestutzt, so viel Helme konnte er in's Feld stellen. Früher geschah all sein Raffen und Scharren um seine beiden Söhne Günther und Heinrich, die ihm sein Weib nebst einer holden Tochter, der dem Ritter Eckewart verlobten Bertha, hinterlassen. Aber Heinrich blieb todt in der Schlacht bei Oldisleben, und Günther, ein böser raubsüchtiger Mann, der mit den Schächern ausritt, ward bei einer Weglagerung von einem rüstigen Kaufmannsknecht erstochen. Da war der alte Döring der letzte Mann seines Stammes, das griff ihn grimmig an's Herz und machte ihn noch immer wilder und härter;

er ward der Schrecken seines Ingesindes und des umliegenden Landes, mancher Unschuldige schmachtete unterm Bergfried im Verließ, und viele hätten in dem Wurmloche eines grausen Todes sterben müssen, wenn die holde Bertha nicht gewesen wäre, denn die nahm sich mit Bitten und heimlicher Hülfe der Geplagten an und waltete als ein Engel in der Burg. Es erhob sich allerorts im Schlosse viel heimlich Weinen und Klagen, als es laut wurde, bald nach der Sonnenwende werde Herr Eckewart die Bertha als sein ehelich Gemahl mit nach der Malittenburg führen; da würde es von Tag zu Tag übler werden, meinten die Leute, wenn dieser Augen- und Herzen-Trost das Haus verließe, dann sei keiner mehr, der den wilden Herrn mit Bitten zähme, denn die Jungfer Irmentrut, des gestrengen Herrn alternde Schwester, sei eine wahre Teufelinne und fast schlimmer als der Bruder selbst. —

Ach du himmlische Güte, wie hatte die Irmentrut wieder im Schloß und in der Küche getobt die Tage vor dem Feste! Feuerbrände und Messer hatte sie nach den Leuten geworfen, die ihr nichts zu Dank machen konnten. Vom Saal bis auf die letzte Kemenate mußte alles gescheuert und polirt werden, und wehe den Scheuermägden, wenn der Irmentrut stechendes Auge nur einen einzigen Fleck auf dem Estrich oder den Faden eines Spinngewebes an der Wand erschaute. Im Frauenhause arbeiteten die Mägde Tag und Nacht an neuen Festgewändern und mußten sich von der Irmentrut scharf

auf die Finger sehen lassen. Dem Gärtner und den andern Hofhörigen schwirrte fort und fort ihr Gezänk vor den Ohren, denn sie konnten nicht genug Rosen und frische Binsen einbringen, die Irmentrut wollte nun einmal den Estrich mit Rosenblättern und Grünem so hoch und dicht bestreut haben, als ob man auf Teppichen wandele. Selbst durch das Pfeilschnitz-Häuschen und die Schmiede fuhr wie eine rußige Höllentaube Jungfer Irmentrut hin und her, sah die Waffen nach, wog die Speerschäfte, putzte mit dem Fürtuch über das Ringgespänge, und wo ihr etwas nicht wohlgefügt schien, warf sie's den Leuten an den Kopf. Die meisten Ohrfeigen und Zwicke aber mußten die armen Weiber im Frauenhause leiden, die hatten ihr nun schon das dritte Festkleid zugeschnitten und durchnäht, aber immer noch war's der hoffährtigen alten Jungfrau nicht zu Dank. Erst hatten sie ihr einen scharlachnen Rock gemacht und goldene Nähte durchgezogen, auch grünseidene Oberärmel angehängt, die ihr, wie sie's haben wollte, bis auf die Schuh fallen mußten. Als aber das köstliche Gewand fertig war und in weiten Bauschen um ihren dürren Leib schlug, schauete sie aus den rothen Falten wie ein häßliches Gewürm aus einer Klatschrose, auch schleiften ihr die langen Aermel im Sande nach, so daß sie sich grimmig daran ärgerte. Da riß sie im großen Zorn gar das theuere Gewand vom Leibe; trat es mit Füßen und schrie: die faulen Mägde hätten ewig des Teufels Huf vor den Ohren, sie wolle ja gar keinen

scharlachnen Rock, der „Schürbrand" stände ihr nicht zu Gesicht, sie wolle arabische Seide tragen und habe einen Rock von „Baldekin" mit kurzen Aermeln bestellt! Die Frauen schüttelten heimlich die Köpfe und schnitten arabische Seide zu. Als aber der Baldekin-Rock fertig war, riß die Unholdin das herrliche Gewand vom Hauptloch bis zum Schweif gar durch, denn der Rock, zeterte sie, sei ihr wieder viel zu lang und zu weit und schlüge ihr um die Lenden, daß sie keinen Fuß vor den andern setzen könne. Nach der armen Else, einem dienstbaren Edelfräulein stach sie gar mit der Scheere und hätte dem armen Kinde ein Auge ausgedrückt, wenn die gute Bertha nicht gewesen wäre, die ihr behend in den Arm fiel. Endlich machten sie der Höllentaube einen Rock von rothem Zindal „kurzlecht und blockecht," setzten weiße Aermel von „Sabe" hinein und sparten das Gold und Silbergeflitzer nicht, denn die Irmentrut liebte es, ihren wüsten Leib wie ein Pfauhahn zu putzen. Das Gewand war erst am Morgen des festlichen Tags fertig geworden und Irmentrut schoß eiligst damit fort in eine Kemenate um sich zu schmücken, denn unten im Thal glänzte es schon von Waffen und Zimieren, das kam von den edlen Gästen, die noch zum Morgenimbiß einreiten wollten. —

Als die Andern allein waren und hie und da noch an den Gewändern besserten, Nähte versteckten oder mit Gold durchzogen und edele Steine in die Borten legten, machten sie ihrem bekümmerten Herzen Luft und schmählten

weidlich auf die böse Irmentrut; das durften sie vor der guten Bertha wohl thun. — „Was der alte Sarbalg sich nur so herausputzt, als ob aller Ritter Augen auf ihm ruheten?“ flüsterte Else; „all Gold und Silber an ihrem Kranz kann ihr doch nicht die rothen Augen und kein noch so köstlich Gewand die schiefe Hüfte verstecken.“ — „Ei Else,“ fuhr die Gerlint, ein anderes Dienstfräulein, der Schmählenden in die Rede, „die Irmentrut weiß wohl, zu wessen Augenweide sie sich putzt, der Ritter Apetz wird seine Freude haben.“ — Ein schallendes Gelächter folgte auf den Spott, denn mit dem Ritter Apetz meinte die schalkische Gerlint keinen andern als den hörigen Koch, mit dem, wie böse Zungen sagten, die alte Irmentrut eifriger und traulicher verkehrte, als es Küchen- und Keller-Wirthschaft nöthig machte. — Da aber gebot Bertha den losen Mägden ernstlich Schweigen und hatte es zur guten Stunde gethan, denn wie eine Wetterhexe stürmte Irmentrut wieder in's Gemach und schrie: „Hol euch alle der übele Feind, ihr faulen, nichtsnutzigen Sarbälge! Was habt ihr mir da für Nesteln und Haftbänder vor den Brustfleck gesetzt, soll ich mich etwa damit einschnüren wie in einen Krebs? Wo soll ich bei dem Gebausch mit der Fürspange hin? zur Stund mit dem Genestel da herunter, oder —“. —

„Jaria! Schwester, halt auf!“ unterbrach eine tiefe Mannesstimme die Keifende. Das kam von Herrn Döring, der die Thür zum Gadem aufgeklinkt hielt und

recht grämlich auf die verschüchterten Frauen blickte; er war ein starker, kurzer, überkräftiger Mann und gehörte schon ein weiter Harnisch dazu, um seinen gewaltigen Leib, der jetzt in einem sammtenen, Pelz-verbrämten Hausrocke steckte, zu umschließen. — „Euer Gekeif macht euch blind und taub,“ eiferte Herr Döring, „also daß ihr nicht einmal das Horn des Thurmwarts hört, der eben Herrn Eckewart ankündet.“ — „Herr Eckewart, Herr Eckewart!“ riefen die Mädchen laut und freudig durcheinander, und die liebeheiße Bertha griff im freudigen Schreck nach dem Herzen. Wie ein hurtiges Reh sprang sie an der brummenden Irmentrut vorbei, umhalste hastig den Vater, trippelte hurtig die hohen Stiegen hinunter und stand im Burghof, wo eben das Schlagthor in den Gewinden aufknarrte und Herrn Eckewart mit seinen Edelknechten einließ.

Sogleich erblickte der Ritter seine minnigliche Traute und wartete nicht ab, bis die eilig herzulaufenden Knappen und Jungherrlein ihm vom Rosse halfen; trotz des schweren Eisenkleides schwang sich der herrliche Degen zierlich aus dem hohen Sattel und im raschen Lauf, also daß die Panzerringe laut um ihn erklangen, flog er auf die Bertha zu, drückte die Holde sanft an die stahlbewehrte Brust und küßte sie inniglich auf den rothen Mund. Da war ein Küssen und Wiederküssen, ein Fragen, Händedrücken und Jubeln zwischen den Beiden, während die Knappen die Rosse der Gäste in die Ställe führten, daß sie gar nicht acht hatten auf

das, was um sie her vorging, bis Herr Döring hinzutrat und sprach: „Nun, Herr Eckewart, habt Ihr denn gar keinen Gruß für mich, und willst du deinen lieben Friedel nicht erst entwaffnen, Bertha?“ — Da schauten sich die Leutchen um und ergriffen mit freudigem Drücken des Metilsteiners Hände; der führte die Beiden zur Stiege hinauf auf den Pallas und schloß einen schönen, geräumigen „Fieselgadem“ auf. „Da, Berthel,“ sagte er, „entwaffne hurtig den Ritter, ich will dir noch die Gerlint und die Else schicken. Es war warm, Herr Ritter, Ihr werdet des Bades sehr bedürfen.“ — Der Vater ließ die Kinder allein, und mit zitternden Händen begann Bertha dem Ritter, der ihr so süß vorplauderte und nach ihren Händen haschte, den Helm von der Halsberge zu lösen und die Haftbänder des Harnisches aufzuknüpfen! dabei flüsterte ihr der fröhliche Ritter aus der Aventüre Iwein in die Ohren:

„Eine Jungfrau, die mich empfing,
Die entwaffnete mich.
Einen Schaden klage ich.
Daß der Waffenriemen also wenig ist,
Daß sie nicht längere Frist
Mit mir mußte umgehen,
Es war gar zu balde geschehen!“

Da hüpften unter dem Singen und Scherzen auch Gerlint und Else herein, um der Bertha zu helfen und dem Ritter anzuzeigen, daß sein Bad bereitet sei. „Gerlint, Else,“ redete Bertha die Mägde hastig an,

„es thut nicht noth, daß ihr selbst Herrn Eckewart badet; die Knappen Hunolt und Hermann werden seines Badens Fleiß haben. Horcht, der Thurmwart kündet wieder Gäste an; ihr werdet genug zu thun haben all die Ritter zu entwaffnen. Hurtig, ruft noch Gertrud, Beate, Gisel, Agnes, Ita und Mechtild! Herrn Eckewart übergebt den Badeknappen, die schon unten an der Stiege stehen. Hurtig, hurtig, Gerlint! Schau, da reitet schon der mannliche braunschweig'sche Ritter, der lange Johann von Fallersleben ein, der Riese wird vor dir höfisch seine ungefügen Knie beugen müssen, Gerlint, wenn du ihm den Helm abnimmst.“ —

Ritter Eckewart, jetzt nur noch mit seinem dichtgesteppten Untergewand bekleidet, warf eine Kappe um, folgte den Edelmägden und gab der Bertha noch einen langen, inbrünstigen Blick mit feinem Lächeln. — Die Knappen Hermann und Hunolt empfingen den Ritter mit tiefem Neigen und führten ihn in das frische Bad, das ihm überaus wohlthat nach dem Ritt in Staub und Hitze. Als die Badeknappen den Ritter wohl gerieben und gezwagt und mit Badelaken und Handzwehlen getrocknet hatten, setzten sie ihn aufs neu in ein frisches Bad und schütteten, wie es auf guten, höfischen Burgen üblich, einen Korb mit Rosenblättern über ihn aus. Das ließ sich Herr Eckewart wohl gefallen und saß eine gute Weile mit Behagen und in süßen Gedanken verloren in der frischen Kühle, während

die Knappen die Festkleider für ihn zurechtlegten und von jedem Stäubchen säuberten. —

Herr Eckewart war einer der zierlichsten und höfischsten Ritter weit und breit im Thüringerlande; er hatte, wie noch die gute, wohlgesittete Gisela, des Metilsteiners Ehgemahl lebte, als Knappe den Ritterdienst auf dem Metilstein gelernt, die holde Bertha war sein Gespiel gewesen und schon, als er noch ein kleines Junkherrlein war und Bogen und Gabilot im Zwinger und im Baumgarten handhabte, hatte er die Süße zur Frau seines Herzens erklärt. Eine zarte, heimliche Minne wuchs mit den edlen Kindern auf und verschlang mit den Jahren ihre Herzen fester und fester, bis es offenkundig wurde und die böse Irmentrut es merkte. Die wurde eberwild und trat mit Klage vor den Bruder, aber der hatte gemeint, sie sei ein alter neidischer Gauch, er habe nichts gegen den Eckewart, den begüterten Alleinerben der Malittenburg, der nun bald einundzwanzig Jahr zähle, so daß er zum Ritterschlag reif sei. Er, der Vater, wisse längst von der Sache und die Kinder hätten sich ihm vertraut, habe auch keiner mehr drein zu reden; der Eckewart solle jetzt sein Schildknapp sein. — Da hatte die Irmentrut ihren Grimm verschlucken müssen und Bertha und Eckewart wurden ein verlobtes Paar. —

Wie wonnig schwanden den minniglichen Edelkindern da die Tage hin auf dem waldumrauschten Schlosse, der Himmel konnte keine so große Freude bergen, als

sie in beider Herzen hüpfte und jubelte. Wenn die liebliche Jungfrau und der schmucke Schildknapp so Hand in Hand in den Fensternischen oder auf den Lauben saßen und von der luftigen Höhe tief herabschauten auf den grünen Wald und die bunten Felder, wenn das tausendfache Schwirren, Rauschen und Klingen aus den belebten Thälern zu ihrer traulichen Einsamkeit herauftönte und mit ihren süßen Gedanken verschwamm, da gab es doch keine Wonne, die sich dem vergleichen mochte! Oft saßen sie so in den Fenstern, bis der Abend still heraufzog und der Mond die Gipfel der unter ihnen rauschenden Bäume versilberte; bald rauschten die leuchtenden Kronen der mächtigen Buchen und Eichen vom Windstoß bewegt ineinander und wallten auf, wie ein weites wogendes Silbermeer, bald hoben sie mit heimlichem, neckischem Flüstern ihre funkelnden Zweige in die stille, laue Luft; in süßen Tönen sang die Nachtigall ihr minnigliches Lied und sang und flötete bis tief in den Grund der liebenden Herzen. Dann trat wohl eine Wonnethräne heimlich und unvermerkt der Bertha in die blauen Augen, daß sie im Mondlicht glänzten wie bethauete Veigelein, aber stürmisch umschlang der liebeselige Junker die Gute, küßte die Thräne weg, küßte den rothen Mund und hielt mit inniglichem Geflüster die holde Braut in seinen starken Armen. —

Das Liebesleben, welches den Eckewart in den letzten Jahren seiner Knappenschaft auf dem Metilstein beglückte,

hatte ihn auch zu einem rechten Dichter und Sänger gemacht, denn der edle Schildknapp war ein gar „höfischer, junger Mann und so gelehrt, „daß er in Büchern las“. Was Herr Walter gedichtet in jenen schönen Zeiten, als noch drüben auf der Wartburg der edle Landgraf Hermann holde Frauen und meisterliche Sänger um sich versammelt hielt, das wußte Eckewart alles zu sagen und zu singen. Dazu schlug er das Saitenspiel meisterlich und sang vor seiner Minne Wonneborn oft ein lieblich Lied im Pallas oder im duftigen Baumgarten. Hei, wie rauschte und klang es durch die Bäume, wenn er so recht aus Herzensgrunde anhub:

„Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen,
Es ward mir nichts so Wonnigliches anzuschauen
In Lüften, auf Erden, noch in grünen Auen;
Lilien, Rosenblumen, wo die leuchten
Im Morgenthaue durch das Gras, und kleiner Vöglein Sang,
Das ist gegen solche wonnevolle Freude krank;
Wo man eine schöne Frau sieht, das kann trüben Muth erfeuchten,
Und löschet alles Trauern an derselben Stund,
Wenn lieblich lachet in Liebe ihr süßer rother Mund,
Und Strahlen aus spielenden Augen schießen in Mannes Herzensgrund!“ —

Selbst die langen Winterabende schwanden der Bertha und dem Eckewart wie ein holder Frühling dahin. Da saßen sie, während Wetter und Wind um die Burg tobte, im warmen, traulichen „Fieselgadem“

und lasen und sangen, was die großen Meister gedichtet. Ein köstlich Buch hatte der Eckewart seiner süßen Amien gekauft, darin war wunderbare Märe vom Ritter Parzifal und dem heiligen Gral. Herr Wolfram von Eschenbach hatte die Märe auf der Wartburg gedichtet und viele Schreiber hatten sie in Büchern aufgemerkt. Auch ein armes, verlassenes Nönnlein zu Eisenach hatte in einsamer Celle ein Buch davon gemacht, das war überaus lieblich ausgeziert mit Gold und Mennigfarben, und war allerlei künstliches Bildwerk durch die Nonne hineingemalt von da ab, wo das Kind Parzifal als ein Thor auszieht in die Welt und ihre Lust, bis dahin, wo er nach so manchen Abenteuern und schwerem Ringen zum Hüter des Grals bestellt wird. Das Buch hatte Eckewart von einem Klostervogt um zehn Byzantiner gekauft. Dafür hätte man eine ganze Hufe Landes erstehen können; aber welcher Preis wäre dem minneglühenden, jungen Gesellen zu hoch gewesen für seines Herzens Freudenschein! Unterwärts auf den Deckel des Buchs hatte die Gottverlobte Schreiberin, deren Herz wohl auch einst der weltlichen Minne Lust und Leid empfunden, ein paar Verslein aus dem eigenen Sinn gestellt, die sprachen der Bertha gewaltig zum Herzen, und ihre rosigen Lippen lispelten die Verslein gar oft, wenn sie vereinsamt stand und in die Ferne schaute, nachdem ihr süßer Friedel als ein Ritter gegen die bösen Preußen in die Heidenschaft gezogen war. Viel hundertmal stand die Gute in den Fenstern, schauete

in die weiten Lande und seufzte, wie das arme Nönnlein geseufzt haben mochte:

„Komm, komm, Geselle mein!
Sehniglich harre ich dein,
Süßer rosefarbener Mund
Komm und mache mich gesund.“ —

Das hatte ein jämmerlich Weinen und Klagen gegeben, als Ritter Eckewart vom Metilstein weg und gegen die heidnischen Preußen gezogen war, da wurden der Bertha schöne Augen nicht mehr trocken. Sie hätte den Geliebten so gern ganz von der Heerfahrt zurückgehalten, aber so gut der Ritter der Holden auch war, so setzte er jetzt der Bertha gegenüber doch eine eiserne Kappe auf und meinte zwar tröstlich aber mit festem Willen: solch schöne Jungfrau wolle unter Schildesdach verdient sein. Ob er wie ein Zager müßig liegen solle? Sie, seiner Augen Trost, solle nur guten Muth haben, die heilige Gottesmutter und sein gutes Schwert würden ihn unversehrt wieder heimführen durch alle Abenteuer. — Und so war's auch geschehen. Nach mancher kühnen Waffenthat und nach manchem erworbenen Dank bei schallendem Ritterspiel in fernen Landen, war der zierliche Degen wieder heimgekehrt und hatte die sehnlich harrende Bertha in Treuen, wie er sie verlassen, heiß und minniglich umfangen. — Seine Malittenburg hatte er jetzt auf's schönste herrichten lassen, denn bald nach der Sonnenwende dachte er die Herzens-Traute als sein ehelich Gemahl heimzuholen. —

Daran dachte der Ritter wieder recht lebendig, als er in dem kühlen Bade saß und hätte wohl noch lange von Rosenblättern ganz bedeckt in süßen Gedanken verloren so dagesessen, wenn ihn nicht Hunolt, der Knappe, höflich gemahnt, die Festkleider anzulegen, da alle Gäste jetzt eingeritten seien und man eben zum Imbiß blase. —

Frisch und gelenk wie ein junger Hirsch schnellte drum der schöne Mann aus dem Wasser, schüttelte die duftenden Rosenblätter von sich und nahm das zarte Hemde aus des Knappen Hand. Drauf schnürte ihn der Knappe in ein köstlich Wamms von rothem Baldekin, welches Bertha selbst für den Lieben zugeschnitten und mit Gold geflitzert hatte. Das Wamms stand ihm herrlich zu der „Bruch" von weißer Serge, die ihm Schenkel und Füße deckte. Auch ein paar zierliche Schuhe von gelbem Korduban mit langen Storchschnäbeln steckte ihm der behende Knappe an die Füße, und als nun der Ritter dastand und sich in seinen prangenden Festkleidern beschauete, drückte ihm der Knappe noch einen köstlichen, silbernen Kranz auf die lang herabwallenden, braunen Locken. Den Kranz hatte Bertha für ihn zugerichtet und weiße und rothe Reiherfedern mit funkelnden Spangen daran befestigt. — So geschmückt trat der Ritter hinaus in den Burghof. Da war lautes Freudengetümmel von herrlich ausgezierten Rittern und Frauen, die wandelten beim Brunnen unter den Linden in minniglichem Geplauder und durchstrichen

unter höfischen Reden den duftigen Baumgarten. Gewaltiger Schall von Sumbern, Pauken und Hörnern jubelte ohne Ende in die Lüfte. Der alte Metilsteiner ward so frohmüthig, daß er einem schönen Fräulein, der Richenza von Eisenberg, die eben eingeritten war, wie ein behender Knappe selbst das Hebeeisen unter die zierlichen Füße hielt und die Minnigliche vom Zelter hob. Die lachte unmäßig, denn sie war wild wie ein junger Falke, gleich faßte sie den ungefügen Ritter und tanzte mit ihm einen Feirefanz um den Brunnen; das schaute aus als ob ein schlankes Reh mit einem Bären tanzte, so daß alle Umstehenden laut lachten und in die Hände klatschten. — Herr Eckewart schauete in dem Getümmel emsig nach seiner Amien um, die aber war noch in der Kemenate und wurde von ihrer Gürtelmagd köstlich geschmückt. Als sie in ihren Festkleidern endlich heraustrat und gar zierlich die Stiegen herabschritt, wandten sich aller Augen nach der herrlichen Maid und über mancher Ritter Antlitz flog eine finstere Neideswolke, wenn sie daran dachten, daß dieser Urborn aller Schöne einzig und allein dem Ritter Eckewart gehören sollte. —

Die edele Maid trug einen weiten Rock von grünem und rothem Sammt, der war in Streifen geschnitten, mit Gold gestickt und mit Hermelinfellen und andern kostbaren „Vehen“ durchweg ausgeschlagen und verbrämt. Darunter trug sie, über der Brust wohlgefältelt, ein schneeweißes Hemde von Saba-Seide und von goldenen

Nähten durchzogen. Mit einem herrlichen Gürtel, wie er solcher Schönheit ziemt, hatte sie den Rock zierlich umschlossen, es war eine Borte mit edelem Gestein reich ausgelegt. Ihre Brust deckte eine Fürspange von Gold mit edelen Steinen und ein grüner Smaragd, aus dem ein Ring sprang, hielt den leichten Seidenmantel, der all die Herrlichkeit leicht und anmuthig umfloß, an der Schulter zusammen. Zu solcher Pracht hätte wohl ein kostbarer Kranz von Gold und Steinen für ihre seidenweichen Locken gepaßt, aber die Schöne hatte statt dessen ein feines, frisches Rosenkränzlein gewählt, in welchem manche Knospe verwebt war, die sich eben erschließen wollte, ganz so wie der Bertha lieblicher Mund, mit dem sie jetzt ihren entzückten Ritter ansprach: „Ei warum stehst du denn so verstarrt, lieber Eckewart! Zum zweitenmal schon bläst man zum Imbiß, und die Knappen warten schon mit den Schüsseln: hier, du unhöfischer Ritter, hast du meine Hand, nun führe mich auf den Pallas.“ –

Eckewart küßte mit Inbrunst die schöne Hand und führte die herrliche Braut die Stiegen hinauf. Ihm folgte Herr Döring mit der munter plaudernden Richenza; der lange Johann von Fallersleben, ein tapferer, aber ungeschlachter Degen, hatte die alte Irmentrut am Arm, weil er in seiner dörperlichen Blödigkeit nicht zu schönern Händen hatte greifen mögen. So folgten alle, Paar auf Paar, zuletzt die fremden Knappen mit den Edelmägden. Im Saal prangten Tischlaken auf den

langen Tafeln so weiß wie Schlehenblüthe, köstliche Salsen und vergoldetes Honigbrod glänzten auf dem Schnee, und fröhlich ließen sich die Paare vor all der Pracht auf Bänken und Sesseln nieder und nahmen von den Knappen das Handwasser an, welches in silbernen Becken um die Tische getragen wurde. —

Der Metilsteiner wollte heute recht mit seinem Reichthum prangen und hatte alles aufs kostbarste herrichten lassen, wie in einer fürstlichen Pfalz. Der edle Junker Hunolt machte den Truchseß und trat mit einem silbernen Stabe vor den Knappen her, welche jetzt die köstlichen Gerichte auf silbernen Schüsseln in den Saal trugen. Auf den Hauptschüsseln lagen gebratene Pfauen und Fasanen, denen man die prangenden, funkelnden Zagel wieder angesteckt hatte; dies schöne Geflügel wurde als ein blitzender Schmuck an die Enden und in die Mitte der Tafeln gestellt. — Wunder wären zu erzählen von den lieblichen Dingen, die gesotten und gebraten auf die Tafeln und Vorschneidetischchen gestellt wurden. Da dampften köstlich zubereitet in Pfeffer- und Safranbrühen Krähen, Raben und Störche. Auch Hühner, Tauben und Gänse thaten der Nase wohl bei duftendem Wildbraten und großen Fischen in Milchschmalz. Schönes Weitzenbrod und in Oel gesottene Bretzeln wurden den munter plaudernden Gästen vorgelegt, Gerlint, Else, Agnes und andere Edelmägde knieten nieder und schnitten den Wildbraten vor. Da schmausten die mannlichen Ritter und zarten Frauen weidlich und lobten hoch des

Metilsteiners Milde und Gastfreundschaft. Als aber Hermann, der das Keller- und Schenkenamt versah, mit den Knappen in den Saal trat, welche den süßen Lautertrank, würzigen Moraz und feurigen Osterwein in großen Kannen hereintrugen und zu den Bechern und Humpen stellten, da rauschte heller Jubelschall aus den trinklustigen Kehlen der Helden auf, lauter und fröhlicher fidelten und harften die gemeinen Spielleute, welche unter den Fenstern auf einer Brücke saßen und in das Saitenspiel mischte sich der Gesang der weinfrohen Ritter.

Das war aber ein ziemlich wüstes Getön, drum rief Ritter Ruprecht vom Bühl laut über die Tafel: „Ein Lied, ein minnigliches Lied von dem guten Walther müssen wir haben, Herr Eckewart!" — „Ei wohl, ei wohl, Herr Eckewart!" stimmten alle bei, „laßt Euch recht schön bitten." Auch Bertha bat mit ihren schönen Augen zu dem sangeskundigen Ritter auf; wie hätte er da lange zaudern mögen! Er nahm aus Gerlints Händen eine wohlgezierte Harfe, trat vor die Brücke der Spielleute und hub an:

„Wohl mir der Stunde, daß ich sie erkannte,
Die mir den Leib und den Muth hat bezwungen,
Seit daß ich die Sinne so ganz an sie wandte,
Hat sie mich ganz durch ihr' Güte errungen;
Daß ich von ihr nicht scheiden mehr kann,
Das hat ihre Schöne und ihr' Güte gemacht
Und ihr rother Mund, der so lieblichen lacht.

„Ich hab den Muth und die Sinne gewendet
An die Reinen, die Lieben, die Guten,
Das muß uns beiden wohl werden vollendet,
Was ich darf ihren Hulden anmuthen;
Was ich Freuden zur Welt jemals gewann,
Das hat ihre Schöne und ihr' Güte gemacht
Und ihr rother Mund, der so lieblichen lacht." —

„Das hat ihre Schöne und ihr' Güte gemacht. Und ihr rother Mund, der so lieblichen lacht!" sangen die Ritter im Chor, daß der Pallas erdröhnte, hoben die Becher und brachten es den holden Frauen mit einem tiefen Trunke zu. —

Als die Lust lauter und lauter durch Saal und Pallas erschallte, gingen die Frauen mit freundlichem Neigen davon, um sich im Baumgarten zu kühlen, nur Irmentrut fehlte unter ihnen; die weindurstige Alte hatte mit ihrem Ritter, dem langen Johann, der nicht viel Höfisches vorbringen konnte, ein Wetttrinken gethan, darüber war sie entschlummert und gar vom Sessel geglitten, neben ihr fiel der Weinschwelg, Ritter Werner von der Mühlen, auf das grüne Streuwerk des Estrichs. Der Werner war ein kleiner, dicker Herr, ganz wie ein Fäßlein anzusehen, kein Freund von ritterlichem Spiel und immer weinschwer, wenn es an ein Tiostiren oder Buhurdiren gehen sollte. Die Ritter und Knappen lachten unmäßig über das trunkene Paar und stürmten dann unter lautem Jubelruf zum Gadem hinaus, denn der Knappe Albrecht, der den Marschalk

machte, hatte eben verkündet, daß die Rosse gesattelt und gerüstet der Herren im Zwinger warteten. —

Hei! wie eilten da die Recken nach ihren Waffen und Eisengewändern, denn sie dürsteten, durch einen schallenden Buhurd den schönen Frauen ihre ritterliche Kraft zu zeigen. In dem weiten Zwinger wogte es von Knappen und Volk; Prügelknechte und Grieswärtel konnten die Gerten nicht ruhen lassen, denn so oft ein herrlich geschmückter und „zimierter" Ritter an die Schranken ritt, drängte das Volk mit lautem Jubelruf gegen die Seile. — Bevor der Kampf in ganzen Schaaren oder der Buhurd anging, wollte Herr Eckewart mit sechs auserwählten Rittern zu Ehren seiner Amien achtzehn Lanzen brechen, so über die Maßen groß war seine Kraft und sein ritterlicher Muth. —

Vor den Schranken, auf einer mit köstlichen Teppichen behangenen und mit reichen Gultern und Matrazen belegten Brücke saßen die schönen Frauen und in ihrer Mitte, wie ein strahlender Karfunkel unter anderm edelem Gestein, saß Eckewarts holdselige Braut. Die Jungfrau hielt einen wohlgearbeiteten, zahmen Sperber auf der Hand, dessen Flügel mit feinen, goldenen Borten durchflochten waren. Den Sperber sollte sie mit einem Kuß dem Sieger geben, der im Tiost ihren lieben Eckewart in den Sand lege. Darüber war nun viel schalkhaftes Scherzen und Necken unter den Frauen und Rittern, aber Bertha ließ sie scherzen und dachte in ihrem Sinn: meinen Sperber und meinen Kuß wird

doch kein Anderer gewinnen als mein süßer Friedel selbst. So stark war die Gute in ihrem Vertrauen, denn noch immer war der speergewandte Eckewart Meister gewesen, wenn vor ihr Lanzen gebrochen waren. Auch Eckewart dachte, Kuß und Sperber könnten ihm nicht fehlen, drum ritt er siegsgewiß und mit freundlichem Lachen und Neigen unter lautem Pauken und Hörnerschall in die Schranken. Auf seinem Helm strahlte der silberne Falke mit dem minniglichen Zeichen; wo der köstliche Waffenrock den Harnisch nicht deckte, funkelte das Ringgespänge in blauem Stahlglanz hervor, und wie eine strahlende Sonne leuchtete ihm der Schild an der Hand. Umtönt von Schellen und silbernen, wohlklingenden Zeinen ritt der herrliche Degen rings um die Schranken, vor den Frauen neigte er zierlich den wuchtigen Speer, und hohe Freude leuchtete in der Bertha Gesicht auf, als sie den weidlichen Mann so stattlich einherreiten sah.

Als der Ritter zu seinem Ausgangspunkt zurückgeritten war, hielt er wie angewurzelt mit dem Rosse und ließ klirrend das Helmgitter über das schöne Gesicht fallen. Sofort kroyirte der Herold laut und rief als ersten Gegenkämpfer Herrn Döring selbst in die Schranken. Der kräftige Bannerherr ritt auf einem dänischen Ravit heran und war ganz in schwarz Eisen gepanzert. Da schmetterten die Trompeten, „weicha, weich!“ schrieen laut die Vögte, alles stob dicht an die Schranken, hoch wirbelte der Sand auf und mit Donnergaloppschlag

prallten die Ritter aufeinander. Wie schwaches Rohr zersplitterten lautkrachend die Speere in der Luft und keiner wankte um ein Haar breit im Sattel. „Spera, Speer, Spera, Speer!“ riefen die Kampffreudigen, nahmen blitzschnell die frischen Speere aus der flinken Knappen Hand und krachten wiederum zusammen. Die Helden waren sich an Kräften gleich, das zweite und dritte Rennen verlief wie das erste. — Jetzt hatte Herr Eckewart noch von den Andern fünfzehn Stöße zu dulden und empfing sie alle nacheinander wie eine eiserne Mauer. Den Ruprecht und den Ritter Günther von Saaleck hatte er gar in den Sand gestreckt, und Bertha spitzte schon den rothen Mund, um ihren Helden zu küssen, denn es war nur noch ein Recke da, um den Tiost mit dem Helden zu wagen, das war der lange Johann von Fallersleben. Herr Eckewart fühlte sich von den erlittenen Stößen schon ein wenig matt, hätte aber um keinen Hort der Welt dem Kampfe mit dem ungefügen Johann entsagt. Fest nahm er das Roß zusammen, neigte sich mit aller Kraft auf Schildesrand und Schaft und flog wie ein Pfeil dem langen Hans entgegen. Mit gewaltigem Schall zersplitterten ihre Lanzen und Herr Eckewart wankte nicht, aber auch der lange Johann saß wie ein Fels auf seinem hochgebauten Streithengst. So blieb's auch beim zweiten Anprall. Siebenzehn Speere waren nun auf Herrn Eckewart zu Ehren seiner Amien verstochen und kein Schaft hatte ihm Kuß und Sperber streitig machen können, da ergriff er kühn und froh-

gemuth den letzten Speer und dachte zum guten Ende den langen Johann unfehlbar in den Sand zu strecken.

Hei, wie donnern die Rosse dahin, mit hellem Glockenklang prallen Speer und Schild zusammen und wie ein wackelnder Thurm wankt der lange Johann auf dem hohen Ravit, aber, — o weh! Herr Eckewart ist über den Sattel geglitten und rafft sich hurtig und grimmig aus dem Sande auf. Ei, wie that das dem Ritter weh, daß er dem ungeschlachten Hans nun Kuß und Sperber überlassen sollte, wüthig trat er drum dem abgesessenen Hans mit dem Streitkolben an und führte grimme Schläge auf des ungefügen Mannes Helm. Der aber war ein Meister im Kolbengefecht und vergalt die Schläge reichlich. Helm und Schild erkrachten laut, und manche Schramme und Beule mochten die Streiter durch den eingedrückten Harnisch fühlen, drob wurden sie noch grimmiger und hämmerten so mordlich aufeinander los, daß den zarten Frauen bänglich das Herz schlug und man einen schlimmen Ernst befürchtete. Drum warfen sich auf des Metilsteiners raschen Wink zwei Grieswärtel mit ihren langen Stangen zwischen die Grimmen und trennten sie mit großer Gewalt. Als sie nun gesondert standen und verschnauften, trat der Metilsteiner mit andern Rittern zu ihnen und redete sanfte Worte. Alle erhoben den Eckewart hoch mit Lobe und sprachen tröstlich, es sei keine Schande, daß er endlich einmal gefällt sei, das müsse dem besten Ritter auch einmal geschehen. Dann mußten sich die beiden Streiter

versöhnlich die Hände reichen und der höfische Eckewart kehrte, da nun nichts mehr zu ändern war, seine ganze Zierlichkeit heraus und führte selbst den langen Johann dem Danke zu, der seiner harrte. —

Der Hans schleifte die langen Beine langsam nach und wäre lieber gar nicht vor die Frauen getreten, denn so mannlich er auch war, vor schönen Frauen hatte er immer den Hasen im Busen. Der Ungeschlachte zitterte fast, als ihm nun die Bertha in ihrer ganzen Holdschaft entgegentrat und ihm das rothe Mündlein bot; da sollte er sich höfisch auf ein Knie niederlassen vor der Schönen, aber Hans fiel dröhnend wie ein Block auf beide Knie und schaute wie ein armer Sünder zu der Minniglichen auf. Als die nun ihre süßen Lippen ganz flüchtig auf seinen breiten, gesperrten Mund geneigt hatte und über ihn weg einen lächelnden Blick auf Herrn Eckewart wandte, hielt Hans den Mund noch immer aufgesperrt her. — „Da soll wohl eine Taube n'ein fliegen!“ rief die schalkische Richenza, nahm flugs der Bertha den Sperber und stieß den flatternden Vogel dem Ungeschlachten an den Mund. Hans sprang wie von einem Bolz getroffen auf, war ganz roth von Scham übergossen und verbarg sich eilig unter den Rittern, wo sie am dichtesten standen. Sein Knappe empfing den Sperber und trug ihn in das Vogelhaus. —

Die Ritter, welche den Tiost geritten hatten, vertauschten Waffen und Harnisch wieder mit leichten Feierkleidern, denn der Buhurd sollte erst geritten werden,

wenn sich der Tag mehr verkühlt hätte, nach dem Buhurd sollte dann das Abendessen und der Tanz den frohen Tag beschließen. Inzwischen führte der Metilsteiner unter Cymbel- und Paukenschall seine Gäste zum Zwinger und über die Zingeln hinaus auf den Anger; da lagerten sich die Gäste unter fröhlichen Scherzen im Grünen und flinke Knappen liefen mit Weinkannen, süßen Früchten und Honigbroden die Reihen entlang und reichten liebliche Herzstärkung. Zur Augenweide der edeln Herren und Frauen begannen nun vor ihnen die fahrenden Spielleute und Galliarden ihre Künste. —

Es war, als ob heute aller Herren Lande ihr fahrendes Gesindel nach dem Metilstein geschickt hätte, eine solche Menge Spielleute tummelten sich vor der Burg und streckten den Köchen und andern Dienern hunderte von schmutzigen Händen entgegen, um den Abhub vom Tische zu empfangen. „Meiner Tage habe ich noch nicht so viel fahrend Volk beisammen gesehen," sagte Herr Döring zum Ritter Ruprecht, „und schaut nur her, was da starke Kerle sich herumtreiben zwischen dem Lumpenvolk, wie Recken treten sie einher, die Wildfänge sollte man einfangen und zur Frohne zwingen, damit ihre Kräfte zu Nutz würden." — Hätte der Metilsteiner geahnt, wie manches Panzerhemde unter den Lumpen der Spielleute stecke, er würde sich eiligst mit seinen Gästen in die Burg geworfen und Brücken und Thore verwahrt haben. —

Da stand von fern ein riesenhafter Mann und rührte weder eine Hand zum Spiel, noch einen Fuß zum Tanz, er stand nur starr da und schaute aus guter Ferne mit recht grämlichen Blicken nach dem Metilsteiner, der Becher auf Becher hob und es den Rittern fleißig zubrachte. Von Zeit zu Zeit traten ähnliche Gesellen zu dem unheimlichen großen Spielmann, flüsterten und schlichen auf Abwegen rings um die Burg. Wie ein hinkender Teufel huschte geschäftig ein altes, ganz in eine härene Kappe verhülltes Weib durch das lose Volk und schlich sogar, da während des Tollens und Lärmens niemand auf sie acht hatte, mit andern über die Brücke und durch den Zwinger bis in den Burghof. Als der Koch Apez mit dem Wildwart des Wegs kam, ließ sie die Kappe ganz über's Gesicht fallen, huschte hinter einen Haufen Scheiter und murmelte: „Wart, Koch, heut wird dir der Bauch grimmen von dem Gericht, das dir die Gepa kocht.“ —

„Hip! ho hi!“ pfiff es jetzt draußen durch das Volk, und schellenumklirrt und von hundert bunten Lappen umflattert schoß ein Narr Kobold über Kobold und kugelte sich vor den edlen Gästen her, den ganzen Anger entlang, fast alle Fahrenden, Männer, Weiber und Kinder kugelten hinterdrein, das gab ein überaus lächerlich Gewühl. Als nun der Unfug recht toll durcheinander wirbelte, erhob sich mit einemmal ein großes Angstschreien, und das Durcheinanderwälzen ward noch wilder als zuvor, denn ein großes rauhes Ungethüm

sprang und balgte in dem Volke herum, das war ein zahmer Bär, den hatte Apez, der Koch, mit dem Wildwart heimlich hinausgeführt und unversehens zwischen das Volk laufen lassen. —

Der Metilsteiner und die Mehrmenge der andern Ritter lachten bei dem wilden, ängstlichen Gebahren, daß ihnen die Thränen in die Augen traten, aber viele der Frauen wurden unmuthig und fürchteten Schaden von dem Ungethüm. Die milde Bertha bat sehr, das Unthier wieder einzufangen, denn es könne doch einen von den armen Leuten reißen. — „Bertha," fiel ihr der in seinem Lachen gestörte Metilsteiner unmuthig in die bittenden Worte, „du kommst mir oft ganz närrisch vor, willst es wohl gar der hochseligen Elisabeth nachthun und eine Heilige werden, denn je ärger ein Lumpenvolk ist, desto eifriger machst du seinen Fürsprecher. Was wär denn groß dran verloren und welchen Schaden hätte ich davon, wenn Braun mit seinen zottigen Armen auch einen der Bärenhäuter umfinge, bis er die Seele ausspie! Das Volk ist ja rechtlos und kommt ihm kein Heller Wehrgeld zu!" — Bertha wollte ein mildes Wort entgegnen, aber ein markdurchschütterndes Wehgeschrei: „Tojodute! Tojodute! Mordio! Mordio!" brauste wie eine plötzliche Windsbraut aus dem wilden Menschenknäul auf und zugleich drängten in dichtgeschlossenen Schaaren die fahrendenden Leute, welche bis jetzt müßig gestanden, gegen die Burg vor. An der Spitze der Schaaren warf

der Riese, welcher bisher ein so böses Auge auf den Metilsteiner gehabt hatte, alles vor sich nieder, was in den Weg kam; der Mann hatte die Lumpen, die ihn vorher bedeckten, von sich gerissen, ein langer Panzerkragen fiel ihm jetzt in mächtigen Zacken von den breiten Schultern herab, eine Sturmhaube deckte ihm das rothgelbe Haar, welches ihm lang nachflatterte, und mit einer blutigen Doppelaxt hinter sich winkend, rief er mit alles überdröhnender Stimme den Nachdrängenden „her, her, her!" zu. Zugleich ertönten Hörner in kurzen, schnellen Stößen, wie man zum Angriff bläst, und über dem Metilstein erschallte es wie fernes Donnern und Brausen, das kam von Rosseshufen, welche den Wartberg herabstampften. —

Wer vermöchte die Ueberraschung und den Schrecken zu schildern, der wie ein alles durchschütternder Blitzstrahl durch die Gäste fuhr! Erst machte Herr Döring mit den andern Rittern große Augen, denn sie dachten nicht anders, als das Lumpenvolk wolle vor ihnen bloß „schimpfen" und ein kriegerisch Spiel beginnen; als aber der bittere Ernst immer eiserner andrang und der voranstürmende starke Wulbrand, denn kein anderer war der Riese, dem Metilsteiner und andern Rittern, die ihn kannten, Schreck, Grimm und Wuth mit einem Schlag durch jede Fiber jagte, da riefen sie wild durcheinander: „Verrath, Verrath! Waffen, Waffen! Schützt die Frauen!" Auf das Wort schaarten sich die Helden unbewehrt, mit nichts angethan als mit ihren prangenden

Festkleidern, um die jammernden Frauen, von welchen der jähe Schreck viele ohnmächtig zu Boden geschlagen hatte. Auch die holde Bertha lag todtbleichen Gesichts und mit schlaff herabhängenden Gliedern in Eckewarts Armen, der noch früher als der Metilsteiner die Sprache wiedergewann und mit harten, strafenden Worten den Angreifenden entgegentobte. Die aber achteten weder seiner Worte, noch der wilden Fragen und Scheltreden, die vom Metilsteiner und aus dem Knäul der andern Ritter aufstiegen. Fort und fort trappte es von bewehrten Männern heran, ein Banner gar mit dem markgräflichen Wappen entfaltete sich und flatterte über den Andringenden, die jetzt auf zehn Speereslängen vor den erschütterten metilsteinischen Gästen standen.

Die wirklichen Spielleute und das andere Volk stoben mit angstvollem Geschrei und in wilder Flucht zu Thal und zerstreuten sich über die Felder, sie kannten nicht den geheimen Anlaß des Ueberfalls und wußten nur, daß als der wildgewordene Bär ein Kind erdrückte und die jämmerlich schreiende Mutter sich auf das zottige Ungethüm geworfen hatte, der Wulbrand mit der Axt herbeigesprungen war und den Bären sammt dem Koch und den Wildwart, die hinterdrein liefen und hetzten, mit raschen Streichen erschlagen hatte; drauf war ein Ruf und Trompetenstoß erschallt und dann das wilde Andringen gefolgt. —

Wulbrand war jetzt dicht vor den Metilsteiner, dem der jäh aufgeloderte Zorn noch immer die Zunge lähmte,

getreten und rief, daß es durch das ganze Volk erdröhnte: „Im Namen unsers erlauchten Markgrafen, nehme ich Euch, Bannerherr Döring von Frankenstein zu Metilstein in Haft und Feste!" — „Ha! du elender Hund!" schäumte jetzt der Döring auf, „dein Herr ist nicht besser denn du, wenn er solch unerhörten Verrath mitschuldet, aber nur ein tobichter Bauer wie du kann solch niedrigen Gräul üben und unbewehrte Edelmänner und schwache Frauen meuchlings überfallen! Weich zurück, oder —." — „Waffen! Die Burg ist über!" schrie der lange Johann, der sich beim ersten Lärm mit Andern an die Zugbrücke gemacht hatte, um Waffen aus der Burg zu holen, aber die Zugbrücke ward vor ihnen von fremden Händen aufgewunden. „Verrath überall!" schrie er mit den Andern außer sich. — „Ja, all gewonnen!" erschallte es von allen Thürmen, aus den Scharten und von den Lezen und Zinnen über den Thoren, und als bei dem neuen Schrecken die Verrathenen aufschauten, erblickten sie in allen Oeffnungen der Burg fremde wilde Gesichter, Speere und gespannte Armbrüste. Selbst oben hinter den Zinnen des Bergfrieds stand ein fremder Gesell mit einem markgräflichen Banner und blies aus bitterm Spott ein lustig Stücklein herab. — Durch geheime Pforten hatte sich das feindliche Volk, während auf der andern Seite der Burg die Lust und die Sorglosigkeit am größten war, mit Gepa's Hülfe eingeschlichen, die trunkenen Thurmwärter überrumpelt, und beim ersten Lärm waren ihnen große

Schaaren nachgedrängt, die sich kriegsmäßig in der ganzen Burg vertheilten. Der Metilsteiner war nicht mehr Herr seines Hauses und sah sich in ohnmächtiger Wuth mit seineu Gästen immer enger und enger auf dem Anger eingeschlossen; selbst in die Zingeln konnten die Ueberfallenen nicht mehr zurückweichen, denn überall starrten ihnen feindliche Lanzen aus dem Pfahlwerk entgegen. Ja, eine Ueberzahl von Lanzen sprengte jetzt noch von der Wartburg heran, und an ihrer Spitze hielt der erlauchte Markgraf selbst. —

Der herrlich gewaffnete Markgraf zwang rasch sein Roß durch das Volk und kam eben zeitig genug, um den tödtlichen Streich abzuwehren, den Wulbrand nach des Metilsteiners Haupt führte, denn durch Dörings schnöde Worte war in dem zornigen Mann, an dessen Axt noch das Blut der eben Erschlagenen klebte, sogleich der morddurstigste Grimm aufgelodert. — „So wahr mir kein Weib obsiegt, Döring von Frankenstein,“ rief der Markgraf nachdrücklich, „der Wulbrand thut wie ich geboten, Ihr seid mein Gefangener.“ —

Das Anreiten des Markgrafen selbst und seine eigenen Worte ließen den Ueberfallenen keinen Zweifel mehr über den Ernst ihrer Lage; um so zorniger und bitterer brach drum jetzt ein Sturm von Vorwürfen und Schmähreden über schändlichen, unritterlichen Verrath unter ihnen los. Der Markgraf sah von hohem Roß ein Weilchen schweigend auf die Tobenden herab und ließ auch den Metilsteiner ruhig gewähren, der mit vielen Zurufen seinen

Gefährten Schweigen gebot und Zeichen gab, daß er allein reden wolle. Es gelang ihm endlich das Wort zu nehmen und zum Markgrafen gewandt, sprach er mit heiserer, halberstickter Stimme: „Gut, Markgraf, ich weiche der Gewalt, ich bin in Eure Macht gegeben und Ihr könnt Eure schnöde That durch meinen Tod würdig vollenden. Zuvor aber spricht jener edlen Ritter Mund durch mich, daß solch ehrlose, falsche That, wie Ihr sie uns gethan, unerhört ist in deutschen Landen. Ja, schaut mich nur ingrimmig an, ich sag's Euch doch vor den Bart, wie ein Schächer habt Ihr uns im Frieden überfallen; falsch und treulos, ohne uns vorher abzusagen, habt Ihr den Frieden gebrochen und den Fluch Gottes auf Euch geladen!" — Eine Bewegung des Erstaunens und Schreckens über des Metilsteiners Keckheit wogte durch das markgräfliche Volk, aber mit trotzigem Zuruf und Beifallnicken stimmten alle metilsteinischen Gäste dem zornigen Döring zu. —

Der Markgraf blieb ruhiger als man geglaubt hatte, erhob seine Stimme laut und rief; „Still, jetzt rede ich! Als rechte Thoren zeiht Ihr mich unritterlicher That, da ihr doch meine offenbaren Feinde seid! Oder seid ihr Braunschweigischen hier etwa in's Land und durch Heerfahrt zu den Eisenachern gekommen, um Spiel zu treiben? Und Ihr, Herr Eckewart von der Malittenburg, Ruprecht vom Bühl, Kunz von Roda und all ihr Andern, — seit wann habt ihr denn der Frau von Brabant abgesagt, um mir euerm rechtmäßigen Herrn

zu huldigen? Dennoch habt ihr nichts zu befahren, mit euch hab' ich's jetzt nicht zu thun, hör' mir jeder wohl zu! Den Herren und Frauen da wird kein Haar gekrümmt, sie haben freien Abzug mit allem, was sie auf den Metilstein gebracht haben, doch ist ihnen und dem ganzen eisenach'schen Anhang auf's neue Fehde angesagt von heute ab bis auf den ersten Tag nach der zweiten Treuga, ich bin des eisenach'schen Trotzes und der frechen Burgen rings um mein Schloß müd, so wahr mir kein Weib obsiegt!" —

Nach diesen Worten streifte der Markgraf mit zornfunkelnden Augen den Handschuh von der Hand und warf ihn unter die Gäste des Metilsteiners. Da bückte sich vor allen Andern Herr Eckewart und hob den Handschuh kühnlich auf. — Drauf wandte sich der Mnrkgraf mit zorniger Stimme an den Metilsteiner allein und donnerte ihn an: „Wie steht es Euch zu, von Verrath zu reden, der Ihr mir Freundschaft geheuchelt und doch verrätherisch mit meinen Feinden unterhandelt habt? Seht da, wie das den Tückebold trifft! Wer hat diesen Brief mit verrätherischen Anschlägen auf die Wartburg und gegen mein Leben schreiben und denen auf Frauenburg zustellen lassen?" — Mit den Worten hatte der Lomar ein gefältelt Pergament aus dem Gürtel gelöst und hielt es hoch über seinem Haupte vor allem Volk empor.

Das traf den Metilsteiner hart, sein Bote mußte von den Markgräflichen aufgefangen sein, und sein

feindlich Treiben war offenkundig; da war sein Trotz gebrochen, er und die Genossen wurden kleinmüthig und blickten finster auf den Boden. Eine Grabesstille lag auf dem erschütterten Volke.

Der Markgraf weidete sich ein Weilchen an dem stillen, verzweifelten Grimm des Feindes und hub dann wieder mit starker Stimme an: „Also, Metilsteiner, du Frecher, willst den Herrn Thüringens der Verrätherei zeihen? List war's gegen List, wie's Krieges Brauch ist, so wahr mir kein Weib obsiegt! Hängen lassen könnt ich dich, aber über dich hat fortan Gott zu richten, und mein erster Schildträger, der Wulbrand hier, soll dir das Gottesurtheil weisen!" — „Ha, was ist das, Markgraf? Was soll das heißen?" fuhr der Döring auf. — „Schweigt, Rechtbrüchiger, wenn ich rede, fiel ihm der Markgraf zornig in's Wort, „Ihr habt durch schmählig gewonnene Leute über diesen Mann ein unrechtes Urtheil finden lassen, er aber hat das Urtheil gescholten und an seine rechte Hand gezogen, auf daß er Euch durch Gotteshülfe mit dem Schwert das Recht weise! Dessen habt Ihr Euch bisher schnöde geweigert —." — „Markgraf!" schrie wild der Metilsteiner, „ha! wollte ich jetzt schweigen, so müßten die Steine schreien. Ihr nennt Euch den rechten und rechtschützenden Herrn dieses Landes und wollt mich, den Bannerherrn, zwingen einem Ungenossen zu Kampf zu stehen? Hört Ihr nicht das gerechte Murren selbst Eurer Ritter dort? Ich bin Eurer Gewalt verfallen, tödtet mich, Graf, denn lieber möchte

ich hängen als jenem elenden, fahrenden Bauer dort die Ehre thun und gegen ihn im Wehrding stehen!" — Die Wuth verschloß dem Metilsteiner den Mund zu weiterer Rede, seine Brust wogte und sein Auge blitzte mit unsäglichem Grimm auf Wulbrand und den Markgrafen. —

Der Markgraf aber blieb ruhig und sprach langsam und in feierlichem Ton: „Bannerherr Döring von Frankenstein zu Metilstein, Ihr bleibt auf der Wartburg in Haft von hier ab bis auf den zweiten Dienstag, und dann seid Ihr zum ersten, zweiten und drittenmal gerufen, um im wohlgehegten Gericht vor mir, dem ächten und rechten Richter dieses Landes, meinem ersten Schildträger hier, dem Wulbrand, zu Kampf und Urtheil zu stehen und zwar hier im Angesichte Eurer Burg auf diesem Anger, so wahr mir kein Weib obsiegt! Der Wulbrand ist fortan Euer Ungenosse nicht, er ist ein verarmter, durch Euch betrogener Mann aus edelem Sachsengeschlecht, und ich, der Mark- und Landgraf, hebe ihn auf den Heerschild der Ritter, so wahr mir kein Weib obsiegt! — Knie nieder, Wulbrand! Ihr, Edler Schenk von Varila und Heinz von Stollberg tretet ihm zur Seite." — Ein Murmeln der Verwunderung durchlief die Reihen, und der Metilsteiner riß die wuthblitzenden Augen weit auf, denn wie ein teuflisch Blendwerk war's ihm, als der Markgraf mit dem Schwert die Schulter des Knienden berührte und sprach: „Im Namen Gottes, im Namen des heiligen Michael und

des heiligen Jürgen schlage ich dich zum Ritter, sei tapfer, unverzagt und getreu!" —

Wulbrand stand als ein Ritter auf und neigte sich; die markgräflichen Leute jubelten laut in den schmetternden Trompetenschall, der sich nach jenen Worten der Weihe erhob; aber der Metilsteiner und seine Gäste murrten ingrimmig untereinander, und Ritter Ruprecht sagte ganz laut: „Der ist zur kurzen Hand zum Ritter gemacht, der Bauer hat die Schildbürtigkeit redlich verdient, im Kuhstall ist er zu Schildesamt geboren und bei den Ochsen hat er den Knappendienst gelernt." — Es lachte aber keiner zu Ruprechts groben Worten, denn keinem stand das Lachen nah, der Metilsteiner hätte vielmehr weinen mögen, so grimmig drückte ihm die Wuth das Herz. Endlich sammelte er mit Gewalt seine Kraft und sprach leise, aber deutlich zu dem Markgrafen auf: „Nun gut, es sei, Markgraf, jetzt will ich auch ohne Euern Zwang mit dem Bauern fechten!" Und seine Stimme mit der letzten äußersten Gewalt zusammennehmend fuhr er kreischend fort: „Ja, erwürgen muß und will ich ihn mit eigener Hand, Gott wird's durch mich erweisen, daß alles Recht verkehrt wird durch Euch, Markgraf! Ja hört's, ich fechte mit dem Ungenossen und trete ihn unter meine Füße, damit man wisse, daß Gott mit der Ordnung und dem geheiligten Brauch ist!" — „Lästere nicht und laß Gott aus dem Spiel, du rechtbrüchiger Verräther," schnob ihn der Markgraf an, „sonst so wahr —." —

Aber er konnte nicht vollenden, denn mit raschen und raschern Schlägen ertönte Sturmläuten herauf. Das thaten die von Eisenach, als ihnen durch das versprengte Volk von dem Ueberfall Kunde geworden war. Die markgräflichen Krieger wurden unruhig, und in den Augen der Metilsteinischen Gäste blitzte es von Hoffnung und Kampffreudigkeit auf. Der Erlauchte dagegen blieb ganz ruhig und sprach: „Zum Schlagen bleibt uns ein andermal Zeit, es soll euch nicht geschenkt sein, ihr von Eisenach, so wahr mir kein Weib obsiegt! Jetzt haben wir hier nichts gewollt als den Döring, den führt mir flugs fort.“ —

So geschah's, der grimme Döring ward dicht von Bewaffneten umgeben und mußte ein Roß besteigen, der Markgraf ließ zum Abzug blasen und rief seinen Feinden mit starker Stimme zu: „Da seht, daß ich euch den Metilstein nicht durch Verrath abgewinne, ich ziehe meine Leute wieder aus der Burg, haltet sie fein, wenn ihr könnt!“ — Drauf lächelte der Lomar spöttisch und trabte davon, die Reiter ordneten sich in zwei Haufen, nahmen das Fußvolk zwischen sich, und die Mannschaft erreichte bald unangefochten die Wartburg, wo der Metilsteiner in sichere Haft gelegt wurde. —

Noch war der Heerhauf im Abziehen, als es unten vor Eisenach schwarz wimmelte von Bewaffneten, welche den Ueberfallenen Hülfe bringen wollten; sie hatten aber alle nur das Nachsehen und ihre Vorhut kam nur, um

zwei grimmig balgende Weiber zum Frieden zu bringen. Die Weiber waren Irmentrut und die alte Gepa. — Der Lärm des Ueberfalls hatte die Irmentrut endlich aus ihrem schweren Rausch geweckt, und als auf ihr wildes Fragen die Kunde ihr Ohr traf, daß Apetz, der Koch, erschlagen sei, war sie mit gräulichem Schreien und Fluchen vor die Burg gerannt, um den Lieben zu suchen, aber das markgräfliche Volk stand vor ihr wie eine Mauer und hörte mit Spott und Lachen ihr Toben und Schelten an, bis man zum Abzug blies. Da, als sie Raum gewann, lief sie wie vom Dämon besessen, auf den Anger und suchte rings um die Burg. Lange verblendete ihr blinde Wuth die Augen, endlich aber fand sie den Koch, wie er todt und blutig in einem Graben lag, ein altes Weib, — es war die Gepa, — hatte den Leichnam in den Graben gezerrt nnd sprach Hohnesworte über den Erschlagenen. Jetzt aber flog wie ein Geier, dem man das Junge raubt, die Irmentrut heran, faßte unter wildem Knirschen der Alten in das struppichte Haar und riß sie von dem Leichnam weg; doch Gepa vergalt ihr's mit Raufen und Kratzen reichlich, und die beiden Alten würden sich wie bißige Wölfinnen zugerichtet haben, wenn die von der Eisenachschen Vorhut nicht mit rascher Faust die grimmen Weiber getrennt hätten. „Greift die Hex, die Hex!" kreischte Irmentrut, aber Gepa war schon in das dichte Strauchwerk gehuscht, eh' die Leute die Hand nach ihr ausstreckten, und die jämmerlich heulende Irmentrut ward

nebst dem erschlagenen Koch und dem Wildward in die Burg geführt. —

III.

Viel Weinen und eine traurige Oede war am Abend der Sonnenwende auf dem Metilstein an die Stelle des lauten Freudenschalls getreten. Selbst um der immer frohen Richenza Mund spielte kein Lächeln mehr, sie ritt traurig und bekümmert in einiger Ritter Geleit mit den andern geladenen Frauen davon. Am grimmigsten aber durchwühlte der Schmerz die arme Bertha; wie sich auch Herr Eckewart abmühete, sie war gar nicht zu trösten, denn obwohl sie über ihres Vaters Härte und Ungerechtigkeit schon manche heiße Thräne geweint hatte, so war's doch immer ihr Vater, den sie in der Gewalt seiner grimmigsten Feinde wußte. So meinte die Gute und ließ sich mit ihren Frauen von Eckewart zur Kapelle geleiten; da warf sie sich nieder mit den Weibern vor der Mutter der Gnaden und flehte in langem, heißem Gebet um Trost und Hülfe. —

Die zurückgebliebenen Männer versammelten sich indeß auf dem Pallas und schwuren in wilden Worten bei einander auszuharren und den Markgrafen zu befehden solange noch ein Schwert am Kreuz hielte. Der Metilstein, machten sie im Rath aus, solle das Hauptwerk sein und durch Herrn Eckewart, der seine Traute da habe, vertheidigt werden, der lange Johann solle ihm

dagegen mit seinen Braunschweigern kräftig die Malittenburg schützen und jeder seiner Sache wohl acht haben. Da trat der Eisenacher Stadtoberste Felsbach mit großem Gefolge von bewehrten Bürgern in den Rath der Ritter, zog flammenden Augs das Schwert und rief: „Kind von Brabant für immer!“ Flugs flogen alle Schwerter aus den Scheiden, und Pallas und Thürme erdröhnten von dem Ruf: „Kind von Brabant für immer!“

Als sich der Sturm der Losung gelegt, hub Felsbach an: „Keine frohe Botschaft bringe ich euch, ihr Herren. Wir werden einen schweren Stand haben, dürfen nicht an offne Feldschlacht denken, sondern haben mit aller Kraft die Stadt und unsere festen Plätze vor Gewalt zu wahren. Es ist Kunde gekommen, daß der Markgraf große Heerhaufen herbeizieht, um die Stadt zu umlagern, die Vorhut ist schon in Settelstedt eingerückt, und auf der Straße von Erfurt her dringt der Gewalthaufe nach. Dennoch, edle Herren, dürfen wir unverzagt sein, wenn wir treu und fest zu einander halten. Wie groß auch des Grafen Heer ist, er wird es zu kleinen Haufen theilen müssen um die Stadt, die Malittenburg, den Metilstein und die Frauenburg einzuschließen. Ein guter Ausfall hat uns oft geholfen, ihr Herren, und mit uns fällt Gott aus, denn wir fechten für den rechten Erben dieser Lande. Drum mannhaft mit Gott und unserm Schwert für das Kind von Brabant auf immer!“ — Kampffreudig stimmten die Ritter auf's neue in den Ruf und schüttelten dem Felsbach der

Reihe nach die Hand; sie gelobten unter sich Waffenbrüderschaft bis in den Tod und zogen dann gestärkten Muthes mit den Eisenachern davon. —

Als die Verbündeten sich nach allen Seiten zerstreut hatten, berief Herr Eckewart das ganze Metilsteinsche Ingesinde und ließ es schwören treu zu ihm und des gefangenen Herrn Kinde zu halten in Noth und Tod. Da schwuren Knappen und gemeine Diener einen theuern Eid auf einen köstlichen Schrein, welcher ein Heiligthum vom heiligen Kilian umschloß, den trug der Burgkapellan von Hand zu Hand. Drauf wurden die Wachen verdoppelt und die schwarze Nacht senkte sich auf manch müdes Auge.

Am andern Morgen in aller Frühe rief das Glöcklein des Kapellans zur Mette und zum Gebet; da wurden vor dem Priester in der Kapelle heiße Gelübde gethan und frischer Muth hob allen Männern die Brust, als sie aus dem Kirchlein in den Burghof traten, um an die heißen Arbeiten zu gehen, die ihrer harrten. Herr Eckewart durchsuchte mit Hunolt und Hermann die ganze Burg der Länge und Breite nach, alle Wikhäuser, Lauben, Erker und Lezen wurden geprüft, und wo ein Fehl war oder nur ein Steinlein wackelte, da merkten sie's sorgsam auf.

Auf das schnellverbreitete Gerücht von der in kurzen Tagen wieder ausbrechenden Fehde, hatten an demselben Morgen die wachszinsigen Bauern und andere arme zins- und frohnpflichtige Leute ihre Hütten verlassen und zogen gegen den Metilstein herauf; Herr Eckewart

aber, wenn sonst auch ein milder Herr, wies einen guten Theil mit Weibern und Kindern zurück und suchte sich nur unter den Nächsten Hofhörigen eine Schaar rüstiger Männer und Handwerker aus, welchen er Einlaß in die Burg gewährte; die andern verwies er nach Eisenach und auf die übrigen befreundeten Burgen. Da wurde ihrer auch eine ziemliche Zahl aufgenommen, viele aber mußten in's Elend laufen, oder bezogen wieder in Verzweiflung ihre Hütten und kleinen Gehöfte und gedachten alles über sich ergehen zu lassen, möge es kommen wie es wolle. — Uebel genug konnte es für die Armen werden, denn nach damaligem Kriegsbrauch schädigte man gern den Feind in seinen hofhörigen und zinsbaren Leuten; denn brannte man solch armen Volk die Habe nieder oder erschlug sie gar, so war damit dem Feind immer ein merklicher Verlust an seinem Vermögen gethan.

Unter dem Getümmel und Geheul der armen Leute sprengten gerüstete Reiter heran, und allen voraus mit fröhlichem Ruf der lange Johann von Fallersleben: „Hei, guten Muth, Herr Eckewart!" rief er und hielt vor der Zingelpforte mit dem Rosse an, „wir werden uns nicht in die Nester einschließen lassen, sondern selbst belagern oder offene Feldschlacht haben, denn des Markgrafen übermüthig Gebahren ist eitel Prahlerei gewesen, wie mir ein gutes Weiblein, welches die Lande durchstreift, verkundschaftet hat. Seine Macht ist nicht größer als einige Fähnlein bei Settelstedt und dazu die Besatzung der Wartburg. Ha! sieht auch ein Kind ein,

wenn er uns hätte trotzen können, würde er gestern die Burg hier fein gehalten und nicht vor den heranziehenden Eisenachern zum Hasenbanner gegriffen haben. Aus Großmuth, um ihn uns nachher mit vieler Mühe und großem Menschenverlust in wohlangesagter Fehde wieder abzugewinnen, hat er den Metilstein nicht geräumt; zu solchem Thorenstreich ist der Lomar zu klug. Aber er wußte wohl, daß er die Burg nicht halten konnte, er weiß sich schwach, Eckewart. Drum, dran und drauf! Wir suchen ihn selbst in der Wartburg auf und sehen zu, ob er festsitzt!" –

Eckewart hatte an eine Pallisade gelehnt die raschen Worte des Waffengenossen ruhig angehört, schüttelte dann aber bedenklich den Kopf und meinte: „Nur nicht zu rasch, Hans! Der Kunde von dem alten Weib traue ich nicht über den Weg, wer von uns auf deren Wort baut, der zimmert sein Haus auf Regenbogen, denn das Weib ist kein anderes als die böse Hex, die letzthin wie ich höre, dem Wulbrand und andern Markgräflichen alles zugetragen hat. Ich rathe Euch, Hans, werft die Unholdin sofort in das tiefste Verließ, wenn sie Euch wieder mit angeblicher guter Kundschaft zu nahe kommt. Meine Nachrichten lauten leider ganz auf's Gegentheil. Wenn gestern auch der Markgraf zu schwach war, um vor den Eisenachern den Metilstein zu halten, so sind doch die Heerhaufen, auf die er rechnete, jetzt stark im Anzug. Zwischen heute und morgen wird Volk genug da sein, um Eisenach und unsere Burg zu umlagern. Und können

wir den Anzug des Kriegsvolks hindern? Können wir ihm ein Heer entgegenstellen? Unsere gute Herzogin Sophie hat seit dem letzten Schlagen keine andere Macht als die unserer Burgen und der guten Stadt da drunten; diese Macht haben wir ihr mit aller Kraft zu wahren. Von dem treuen Schalk, dem Gärtner hier, habe ich genaue und zuverläßige Kunde, daß die Vorhut einer starken markgräflichen Heerkraft bereits bei Reinhardsbrun steht, ein anderer weit stärkerer Hauf mit vielen Reisigen und gewaltigem „Antwerk" lagerte gestern auf den Wiesen bei Wartleben und die ganze Heerstraße von Erfurt her blitzt und wimmelt von feindlichem Volk. Hans, Hans, bewahrt mir meine Malittenburg, eilt, Speise und Futter hinaufzuschaffen! — Gott sei gelobt, da kommt schon ein Wagenzug für uns mit Vorrath von Eisenach, den schickt der Felsbach. Das anziehende Volk kümmert sich wenig um die Treuga und wird uns bald die Zufuhr abschneiden. Wahrt mir die Burg, Hans! Schaut hin, dort wirbelt Rauch in die Luft, der Feind brennt und wüstet hinterm Kalemberg!"

Rauchsäulen ballten sich in der Gegend des Kalembergs wie schwarze Gewitterwolken zusammen und gaben Eckewarts besonnenen Worten drohenden Nachdruck. — Da reichte der lange Johann dem verbündeten Ritter die treue Hand vom Rosse herab und sprach fest: „Euere Burg, Herr Eckewart, geht nur mit mir zu Trümmern. Wahrt uns den Metilstein! Kind von Brabant für immer! Gehabt Euch wohl!" — In

raschem Galopp sprengte Hans mit seinen Reisigen davon; das arme Volk, welches keine Aufnahme gefunden hatte, zerstreuete sich über die Fluren, und bald war's rings um den Metilstein öde und still. —

Innerhalb der Burg aber begannen alle Hände sich fleißig zu regen, die Hämmer der Schmiede erdröhnten ohn Unterlaß, die Pfeil- und Bolzenschnitzer ließen die Messer nicht kalt werden, die Maurer und Zimmerleute besserten und fügten allerorts unter der Leitung des geschickten Knappen Albrecht. Da ward die hölzerne Stiege vom Bergfried weggebrochen und eine Strickleiter angehängt, die Pförtchen der Zingeln und Hauptmauer wurden bis auf wenige vermauert, die Winden an den Thoren und Brücken wurden neu geölt und neue Riegel, Gitter und Serren gemacht. Von einigen starken Wikhäusern deckte man die Dächer ab und wand starke Blieden, Tummler und anderes Wurfzeug hinauf; da ging kein Mann und kein Weib in der Burg müßig. Am eifrigsten war die grimme Irmentrut, die schleppte mit den Mägden fort und fort Steine auf die Wikhäuser, Lauben und Zinnen. Bertha schnitt im Frauenhause mit Gerlint, Else und Agnes Leinwand zu und bereitete Wundsalbe. Die herrliche Maid hatte gestern himmlischen Trostes voll die Kapelle verlassen, sie verlor keine Zeit mehr mit unnützem Klagen und sah gefaßt dem drohenden Wetter entgegen, welches sich über ihrem Haupte zusammenzog. War sie doch eines wackern Helden Braut, der die eigene Burg einem fremden

Wächter anvertraut hatte, um zu ihr treu in Noth und Tod zu stehen. So dachte die Heldenjungfrau und so sprach sie zu Eckewart, als der zu ihr hineintrat und tröstliche Worte an sie richtete. „Ohne Wanken stehe ich zu dir, mein Eckewart,“ sagte sie, „in Freud und Wonne wie in bitterer Pein und großer Noth. Da wäre ja die Kraft der Minne ein leerer Hauch, so sie uns nicht stärken und stählen könnte miteinander zu sterben.“ — „O du herzliche, mannliche Maid,“ rief Eckewart und schloß die Holde in die Arme, „dein hoher Muth stählt meinen Arm mit Heereskraft! Markgraf, Markgraf, hüte dich, die Burg wird dir trotzen, die solch Kleinod birgt, es ist schon schlimmeres zum bessern gekehrt! Durch dein Vertrauen, süße Rose, wächst meine Hoffnung zum Himmel; ich denk', es geht alles zum guten Ende, und auch der Vater kommt gesund wieder heim.“ —

Bei den letzten Worten ließ Herr Eckewart einen verstohlenen, ängstlichen Blick über die Jungfrau gleiten, denn er wußte wohl, der Gedanke an den Vater würde sie wieder verzagt machen, so muthig sie auch alles ertrüge. So war's auch; die eben noch so starke Bertha jammerte auf, schlug ihre Arme um Eckewart und rief: „Der Vater, ach, der Vater darf nicht fallen, Eckewart! Grause Träume haben mir die Nacht durch gezeigt, wie ihn der wilde Wulbrand im Gericht erschlug, und er wird ihn erschlagen, Eckewart, denn der Vater hat Unrecht gethan! O heilige Mutter, wüßte ich doch durch

eine Sühne, und wäre sie noch so schwer, seine Schuld von ihm zu nehmen, ich wollte wallen bis an's Ende der Welt!" — „Bleib ruhig, Herzenstraute," erwiderte Eckewart, „es ist ein Leid zu sagen, aber es ist wahr, dein Vater that Unrecht, und für seine Sache könnte kein wackerer Ritter das Schwert ziehen. Ich aber, Bertha, griff für dich und das Kind von Brabant zum Schwert, drum hab ich rechte Sache und gut Vertrauen. Was mit dem Vater wird, wenn er dem wüthigen Bauern-Ritter Wulbrand zu Recht stehen muß, das liegt wohl in Gottes Hand, aber — schau her, Bertha! Weißt, ich habe meinen eigenen Glauben dabei, der liebe Gott mischt sich nicht in alle Händel der Menschen, und es wäre nicht das erstemal, daß grade der im Gericht unterliegt, der die rechte Sache hatte." — „O Eckewart, was ist das für ein Glaube! Du erschreckst mich fast," sprach Bertha, soll denn Gott mit der unrechten Sache halten?" — „Das mein ich nicht, Liebe," fiel Eckewart in's Wort und zog die Schultern hoch, „ich meine nur, Gottes Wege sind dunkel, der Friedrich von Elb, ich hab's mit Augen gesehen, unterlag dem wüsten Heinz von Lucka auch im Wehrding und ließ sein Leben darüber, und doch hatte der Heinz, wie jedermann wußte, dem Friedrich die Tochter geraubt und sein Haus mit verrätherischem Friedbruch überfallen und verwüstet." — Da ließ sich Bertha weinend in einem Sessel nieder, schlug die Hände vor's Gesicht und bange Zweifel zerwühlten ihr Gemüth.

Bekümmert sann Eckewart auf neuen tröstlichen Zuspruch, und wie er so hin und her sann, blitzte es wie ein Licht in ihm auf und er redete schnell und freudig: „Hör an, liebe Bertha! Wenn die Gerechtigkeit Gottes mit den Kämpfern ist, so mag darum grade deinem Vater der Sieg bleiben, — ja, ja schau nur verwundert auf! Dein Vater wird mit Gewalt und Unrecht zum Kampf gezwungen; der Markgraf handelt im Zorn und dem rachsüchtigen Wulbrand zu lieb ganz gegen das Landrecht, das er zu schützen vorgibt. Wahrlich, so hat Herr Eike von Repgow die alten Rechte nicht aufgeschrieben! Der Brauch und unser Recht will, daß man Einen nur wegen offnen Friedbruchs, Todtschlags oder wegen Raub auf offner Königsstraße um Kampf anspreche. Solche Ungerichte und Verbrechen ist dein Vater aber dem Wulbrand nicht sühnschuldig, auch wird er, wie ich sage, zum Kampf gezwungen, und das ganze Wehrding, wie es der rachsüchtige, tobichte Markgraf vor hat, hier uns zum Hohn auf dem Anger vor der Burg, ist wider Recht und Brauch. Siehst du, Bertha, und gegen alles Widerrechtliche steht Gott. Freu dich drum, Maidlein, und hab guten Muth, dein Vater ist noch nicht überwunden.“ —

Munter nahm Eckewart der armen Tochter die Hände vom Gesicht weg und küßte ihr Wange und Mund; aber sein Trost wollte doch nicht recht verfangen, er hatte ihn durch seine frühern Zweifel selbst gelähmt, und Bertha antwortete bekümmert: „Ach Eckewart,

sagtest du nicht vorher, daß du nicht viel Glauben an gerechtes Urtheil im Wehrding habest, Gott mische sich wohl gar nicht in solche Händel, denn du habest selbst den Unschuldigen unterliegen sehen?" — „Böse Zweiflerin," entgegnete Eckewart verwirrt und schloß ihr den Mund, „hattest doch vorhin so gut Vertrauen, wo ist nun dein Muth?" — „Ja, ja vergib, guter Eckewart," versetzte Bertha und wischte die Thränen ab, „alles will ich dulden, wenn nur der Vater nicht unterliegt. Ist denn keine, keine Hülfe mehr für ihn, Eckewart?" — Da blitzte ein neuer, kühner Gedanke in dem schönen Gesicht des Ritters auf und entschlossen sprach er: „Wohl Bertha, es ist noch eine Hülfe; trau auf mich, erwarte ruhig den bestimmten Dienstag und das Gericht, dein Vater soll leben." — Das sagte der wackere Ritter, der in ernstem Dingen noch nie ein leeres Wort gesprochen, so fest und kühn, daß Bertha's gebeugte Seele sich wunderbar aufrichtete an dem todesmuthigen Blick des mannlichen Helden. Sie gaben sich beide die Hände mit derbem Druck wie ein paar einverstandene Waffenbrüder, und jedes ging wieder an seine Arbeit.

Das nächste aber, was Eckewart nach der Zwiesprache that, war, daß er einen getreuen Boten nach der Malittenburg sandte mit geheimem Auftrag an den langen Johann von Fallersleben. In der Burg erfuhr man nicht, was die Botschaft besagte. Gegen Abend kam der lange Johann selbst in Begleitung einiger rüstigen, kriegsgeübten Knechte und blieb fortan auf

dem Metilstein; die Knechte erzählten, daß sie nicht wieder mit ihrem Herrn nach der Malittenburg zurückkehren würden, die Vertheidigung der Malittenburg habe Ritter Ruprecht für ihren Herrn übernommen. Damit mußte sich die Neugier der Metilsteinschen Insaßen begnügen. Viel Zeit zum Schwatzen und Nachsinnen gab es nicht mehr auf der Burg, heute wie morgen und alle folgenden Tage ward gebaut, gebessert und befestigt, denn der eiserne Ernst lagerte sich dichter und dichter um den Metilstein.

Schon Tag's darauf, nachdem durch den gewaltigen Recken Johann die Metilsteiner Besatzung an guter Kraft gewonnen hatte, war der markgräfliche Gewalthauf mit solcher Macht im Nesse- und Hörselthal vorgedrungen, daß die Eisenacher jeden Gedanken an Ausfall und Feldschlacht aufgaben und sich auf die Vertheidigung der Stadt zu beschränken dachten. Ein eiserner Gürtel schnürte die ganze Stadt zusammen, nichts konnte mehr aus und ein. Unterhalb des Mettilsteins, vom St. Jürgenthor bis zum Frauenthor, wurde auf der ganzen Linie gewaltiges Antwerk gebaut, eine „Ebenhoch" setzten sie zusammen, so hoch, daß man von ihr herab wohl in das Kloster der Prediger-Mönche schauen konnte, wenn man sie dort an die Mauer schob; dazu bauten sie starke „Katzen" und richteten Werkzeug her, dessen Geschosse einen Thurm hätten zerschmettern können. Auf der andern Seite der Stadt, auf den Nesse- und Hörsel-Wiesen, schienen sie eine zweite Stadt zu bauen, so

groß war die Zahl der Hütten und Zelte, die das feindliche Volk aufrichtete. Täglich rückten auf allen Wegen und Stegen Reisige und Wäppner mit Antwerk nach und schlossen die Eisenacherburg, die Malittenburg und die Frauenburg ein, gegen den Metilstein aber regte sich noch nichts weiter als der Hohn, der von der Wartburg ab- und zuziehenden Völker. Er blieb vor der Hand unbelagert, doch konnte nichts mehr zu ihm hinein, alle Verbindung mit den Waffengenossen war abgeschnitten. —

So groß und drohend aber auch die Macht war, auf welche man von den Zinnen des Metilsteins herabschauete, so blieb der Muth der tapfern Insassen doch ungebrochen, denn unter so kriegsgewandten und mannlichen Rittern, wie Johann und Eckewart, konnten sie immer noch einen guten Ausgang hoffen. Dazu war der Metilstein gewaltig fest und schroff, mancherlei gefährliche Antwerke, wie man sie in Ebenen gebraucht, konnten gar nicht angewandt werden und Speisen und Vorräthe waren so aufgehäuft in der Burg, daß man wohl ein ganzes Jahr den Feind hätte vor den Thoren haben können. Der lange Johann nahm's sogar leicht und machte allerlei Späße und Gimpel Gampel. Als einst ein Fähnlein markgräflicher Wäppner dicht unterm Metilstein wegzog und sich mit Hohn und wüsten Gebärden aufhielt, warf der Hans mit einer starken Bliede ein paar bissige mit den Schwänzen zusammengebundene Hunde geschickt unter die Söldner,

so daß sie unter großem Gelächter der Besatzung nach allen Seiten auseinanderstoben.

So ging's ganz lustig und munter zu in der Burg bis auf den zum Gericht bestimmten Dienstag. Schon am Abend vorher konnte man viel bekümmerte Gesichter sehen und Bertha kam mit ihren Frauen gar nicht mehr aus der Kapelle. Schlaflos und angstvoll lag sie die Nacht über angekleidet auf ihrem Bettlein, und als beim Grauen des Morgens ein Dröhnen und Klopfen draußen vor der Burg auf dem Anger sie schrecklich mahnte, daß der Markgraf die Gerüste und Schranken aufschlagen lasse, da stürzte sie mit einem Schrei zur Kemenate hinaus und barg sich und ihre Angst wieder in der düstern Kapelle. Eckewart, der die Nacht über gar nicht geruht hatte, ließ alles in der Burg erwecken und schickte die Frauen der Bertha nach. —

Die gemeinen Diener und Hofhörigen verwunderten sich, die Ritter und Knappen schon in voller Rüstung zu finden, auch die Pferde wurden in den Ställen gesattelt und gerüstet, als ob es einem Feinde gelte. Sie sollten nicht lange im Dunkeln bleiben. Eckewart rief alle Insassen auf dem Burghof zusammen, stieg auf den Brunnen unter der Linde und sprach: „Ihr wißt, daß der Bannerherr, euer alter Herr, heute Morgen ungerechter Weise gezwungen wird, draußen auf dem Anger ihm und uns zum frechen Hohn zu Kampf zu stehen. Das Gericht ist ungerecht und wider allen Brauch; man hat euerm Herrn nicht einmal die Frist

von vierzehn Tagen, die ihm als einem Mittelfreien bis zum Kampfe gebührt, redlich eingehalten, drum habt guten Muth, Gott wird durch eures Herrn Schwert den falschen Richtern das Recht weisen. Sollte aber ein Unglück geschehen," fuhr er mit stärkerer Stimme fort, „und euer Herr in Gedräng und Niederlage kommen, so fallen wir, wenn alles auf die Kämpfer schaut und eher des Himmels Einfall als einen Ueberfall vermuthet, kühnlich aus, brechen durch den erschreckten Umstand in die Schranken und holen den Herrn zur Burg heim!" — Da konnte ein alter Mann nicht an sich halten und schrie laut auf: „Jesu Christ! Gebrochener Gerichtsfrieden kostet Hals und Hand, wir sind alle des Todes!" — „Das seid ihr so wie so," schnob ihn der lange Johann an; „über die Mauer sollt' ich dich werfen lassen, du Hasenzagel! Wahrlich, mein Schwert bricht dem, der Wacht und Befehl nicht einhält, früher das Genick als das des Markgräflichen Schergen, so wahr hier meine zwei Finger auf dem Schwertkreuz liegen!" — „Ruhe, Ruhe!" gebot Eckewart, „der Anschlag wird gelingen und den Eisenachern eine gute Anfeuerung zu kühner That sein. Wer zage ist, der bleibt beim Ausfall in der Burg, wer aber ein Mann ist, der geh und waffne sich! Habt ihr nicht auf die Gebeine unsers Schutzheiligen Kilian geschworen, treu zu euerm Herrn zu stehen? Wollt ihr —." —

„Wunder, o Wunder!" schrie es von der Kapelle her, und Eckewart konnte nicht vollenden. Irmentrut

war es, die von Gerlint, Agnes und andern Mägden gefolgt, gleich einer Besessenen auf den Kreis der Männer zu lief und schrie: „Wunder, Schrecken und Wunder!“ Weiter brachte sie nichts heraus. Endlich kam Agnes zu Wort und erzählte der erschütterten und fragenden Menge: Irmentrut habe den heiligen Kilian in der Kapelle aus seinen Wunden bluten und gleich einem lebendigen Mann Schwert und Dolch erheben sehen. — Da entsetzte sich das Volk ringsum und gedachte seines Eides auf des Heiligen Gebeine. — Mochte nun Wunderbares geschehen sein, oder mochte Irmentrut, die seit Apetz' Tode noch fleißiger als früher in den Weinkeller hinabstieg, durch weinschwere Augen ein trübes und täuschendes Gesicht gehabt haben, — die Insassen glaubten fest, daß der heilige Kilian zürne, weil ihrer viele einen Augenblick wankend in der Treue geworden waren. Todesmuthig schwuren sie auf's neue für ihren Herrn durch alle Schrecken der Welt zu gehen, eilten sich zu waffnen, und Eckewart hatte jetzt Mühe, die wenigen zurückzuhalten, die während des Ausfalls zum Dienste der Burg und der Thürme zurückbleiben mußten.

Die Rosse für Ritter und Knappen standen gerüstet im Burghof, die Wäppner sammelten sich in ihren Waffen, und die Thorwarte und Zwingervögte standen des Winks gewärtig an den Winden der Brücken. Der Burgkapellan hielt ein Amt in der Kapelle und flehete mit den Frauen um Sieg für den unrecht vor Gericht gezogenen Bannerherrn. Eckewart und Johann, die

mehr auf die eigene Kraft und das Glück rechneten, welches kühnen Entschlüssen hold ist, riefen die Heiligen an um das Gelingen des Ausfalls. Am inbrünstigsten und angstvollsten betete wohl Bertha, denn mehr als ihr das Leben war, stand auf dem Spiel; hatte sich doch jetzt alles so zum Schlimmsten gemischt, daß ihr in demselben Augenblick der Vater und der theure Eckewart zugleich vom Herzen gerissen werden konnten. Die Schmerzdurchwühlte hob die Knie nicht mehr vom Gulter, hatte das Gesicht auf die gefalteten Hände gedrückt und schaute gar nicht mehr auf; Eckewart wagte nicht sie zu stören und ging mit Seufzen auf die höchste Laube, die dem Kampfplatz gegenüber lag; dorthin folgte ihm auch der lange Johann. —

Alle Insassen wandten jetzt ihre Augen dem Kampfplatz zu, und überall auf den Zinnen, Lauben, an den Fenstern, Scharten und wo nur eine Oeffnung nach dem Kampfkreis zulag, sah man bleiche, aber todesmuthige Gesichter. Jeder, der da mit klopfendem Herzen harrte und schaute, war bereit auf Eckewarts Wink in den Burghof hinab und in geordneter Schaar auf Tod und Leben über die Brücken zu stürmen. Bei Leibes- und Lebensverlust aber war allen geboten vor dem Befehl nicht vom Platze zu weichen, denn der Bannerherr, der unrecht vor ein ungerechtes Gericht gezogen war, wie sich die Leute fest einredeten, konnte ja obsiegen im Kampfe und dann war er herrlich gerechtfertigt, und der Markgraf mußte ihn freilassen. — Die Metilsteinschen

schauten bereits auf eine große Volksmenge, welche sich auf dem Anger gesammelt hatte, es waren meist markgräfliche Wäppner, aber auch ein gut Theil Meißnischer Ritter war unter ihnen, die hatten jedoch ihre Pferde unten auf der Wiese am steilen Abhang gelassen. Das Volk wogte flüsternd um die Schranken hin und her, die in der Mitte des Angers, kaum zweihundert Schritte von den Zingeln des Metilsteins aufgeschlagen waren. Gegen Morgen war in den Schranken eine erhöhete Brücke für die Kampfrichter hergestellt und mitten darauf stand ein Sessel für den Markgrafen als dem obersten Richter des Landes. Gegen Mittag und Mitternacht der Schranken war ein wohl verdecktes Zelt für die Kämpfer und ihre Grieswärtel errichtet, bei jedem Zelt stand eine schwarzbehangene Todtenbahre, welche eine zwiefache Reihe von großen gelben Kerzen in schwarzen Leuchtern trugeu, denn die geladenen Kämpfer durften als rittermäßige Leute ein ehrlich Begräbniß erwarten, mochte nun einer auf der Stelle todt bleiben, oder, wenn er sich ergab und machtlos ward, dem Schwert des Frohnboten anheimfallen. —

Selbst während der Nächte war's unten bei Eisenach im Lager noch nicht so still gewesen, wie an diesem Gerichtsmorgen; alle Arbeiten waren eingestellt, man hörte weder Hammer noch Axt oder großes Waffengeräusch. Die Wachen waren verdoppelt und das ganze Heer stand ruhig in gewaffneten Haufen; bei den Thoren der Stadt war das meiste Kriegsvolk zusammengezogen,

und die Eisenacher durften an keinen Ausfall denken. Trotz des vielen Volks, welches soweit das Auge reichte in Waffen stand oder mit leisen Tritten hin und wider einen anderen Platz bezog, war rings in der Landschaft eine Stille wie an einer Sonntagsfrühe in friedlichster Zeit; nur von Zeit zu Zeit hörte man das Wiehern eines Pferdes oder den gedämpften Zuruf eines Hauptmanns oder Schaarmeisters. Endlich ward's beim Kampfplatz lebendiger und das Volk begann sich dicht um die Schranken zu einem „Umstand" zu ordnen, denn es war um die neunte Morgenstunde, und eine Bewegung von der Wartburg her, die man bei der allgemeinen Stille wohl erlauschte, machte den Umstand gewiß, daß Richter und Kämpfer zu dem ernsten Werke herankämen. Bald ritt auch der Markgraf mit zwölf Meißnischen Rittern in tiefem Schweigen heran, man sah nicht einen Stahlring glänzen, als die Herren vor den Schranken von den Rossen stiegen, so dicht waren sie in schwarze Mäntel gehüllt. Auch keinerlei Schmuck sah man funkeln, nur des Markgrafen Haupt war mit der vergoldeten Grafenkrone bedeckt. —

Ehrfürchtig und geräuschlos machte der Umstand Platz, und die Herren gingen in geordnetem Zuge und langsamen Schritts der erhöheten Brücke zu und nahmen als Kampfrichter ihre Sitze ein; in der Mitte saß der Markgraf wie ein grießgrammer Löwe; er hatte das rechte Bein über das linke Knie geschlagen und hielt ein bloßes Schwert in der Hand. Als die Ritter ihre

Plätze eingenommen hatten, ritt noch ein Trupp Reisiger heran und führte die beiden Feinde, die auf Leben und Tod miteinander kämpfen wollten, zwischen sich. — Da pochte wohl auf dem Metilstein manches Herz heftiger gegen die Brust, als man Herrn Döring von seinen Grieswärteln empfangen und der Hütte nach Mittag zuführen sah, doch ging er festen Schrittes und stolz einher, sah grad vor sich hin und hob zu Keinem den Blick auf. Mit ihm wurde der gewaltige Wulbrand von zwei Grieswärteln empfangen und in das andere Zelt geführt; der riesige Mann schritt überaus keck einher, er schauete gar nicht finster drein und nickte einigen aus dem Umstand zu mit merklichem Neigen.

Als die beiden Kämpfer nun in ihren Hütten den Leib des Herrn von geweiheter Priester-Hand empfingen und unter Aufsicht der Grieswärtel viel Leder und Leinenzeug als Rüstung anlegten, trat der Frohnbot und Herold auf den Wink des Markgrafen in die Mitte des Kampfkreises und hub mit weithin hallender Stimme an: „Im Namen des dreieinigen und untheilbaren Gottes, im Namen der alten Kaiserlichen und Landrechte, im Namen des obersten Richters, unsers Herrn, der da sitzt gerecht zu richten über Schuld und Unschuld, gebiete ich zum ersten, zweiten und drittenmal den Gerichtsfrieden bei Hals und Hand. Der ist ein verlorener Mann, der mit Hand oder Fuß, mit Wort oder Blick die Kämpfer irrt, und sein Haupt soll verfallen sein. Amen!“ —

Nach diesen Worten des Frohnboten hörten auch jedes Geflüster auf, eine Grabesstille lagerte sich auf dem umstehenden Volke, jeder hörte nur das Pochen seines Herzens oder sah hie und da die Lippen sich fast unmerklich in stillem Gebet bewegen. — Nun erhob der vorsitzende Markgraf seine Stimme zur feierlichen Hegung des Gerichts und sprach laut und langsam, so daß bei der Todtenstille selbst denen auf dem Metilstein kein Wort entging: „Frohnbot, sag an, ich frage dich zum ersten, zweiten und drittenmal, ist das Gericht gehörig und nach den Rechten angesagt?“ — Der Frohnbot antwortete: „Ich sage ja, das Gericht ist nach den Rechten angesagt.“ — Da erhub sich auf dem Metilstein ein Flüstern und hie und da sprach einer dumpf in sich hinein: „Der Frohnbot lügt, das Gericht ist nicht nach den Rechten angesagt, es ist ein wild, erzwungen Gericht!“ Kaum konnte Eckewart die Murrenden mit Drohungen zur Ruhe bringen. — Der Markgraf fragte wiederum: „Frohnbot, sag an, ich frage dich zum ersten, zweiten und drittenmal, sitzen wir hier zur rechten Tags-zeit?“ — Der Angeredete sprach: „Ich sage an, es ist die rechte Tags- und hohe Zeit.“ — Drauf der Mark-graf: „Endlich frage ich dich, Frohnbot, zum ersten, zweiten und drittenmal, sag an, ist der Gerichtsfrieden gehörig geboten?“ — Der Frohnbot antwortete: „Ich sage an, der Gerichtsfrieden ist bei Hals und Hand den Rechten nach und gehörig geboten. — „So ist das Gericht gehegt, rief der Markgraf und ich rufe den

Kläger im wohlgehegten Gericht zu erscheinen, den Kampfschatz zu hinterlegen und seine Klage mit dem Eid zu bekräftigen!" —

Auf den Ruf trat Wulbrand mit zweien Grieswärteln, von welchen jeder eine lange, starke Stange trug, aus seiner Hütte und that drei Schritte in die Schranken. Seine mächtigen Glieder waren in eine starke Rüstung von Leder gehüllt und ein leinenes Hemde fiel ihm bis auf die Knie, viel Ledergewinde umschloß ihm die Schienbeine und den Obertheil des Fußes; vorn an den Zehen waren seine Füße bloß, auch seine Hände waren bloß bis an die Wurzeln der Finger, und kein Helm deckte ihm das lange, rothgelbe Haar, welches er glatt und sorgsam hinter die Ohren gestrichen hatte. In der rechten Hand hielt er ein breites, bloßes Schwert, mit zwei andern ganz gleichen Schwertern war er umgürtet, und am linken Arm hielt er einen runden Schild von Holz und Leder, dessen Rand mit eisernen Buckeln beschlagen war. —

Der Markgraf redete: „Der Kläger ist im rechten Stand und Gewand erschienen, ich rufe drum den Beklagten in einem wohlgehegten Gericht gleichermaßen zu erscheinen, den Kampfschatz zu hinterlegen und seine Unschuld durch den Eid zu bekräftigen!" —

Da trat auch der Metilsteiner mit seinen Grieswärteln aus seiner Hütte und that drei Schritte in den Kampfkreis, er war ganz wie Wulbrand gewaffnet und gerüstet und schauete stolz und finster auf den Markgrafen. Der

hub an: „So lade ich euch denn zum ersten, zweiten und drittenmal vor meine Bank mit gutem Fug; tretet heran!“ — Auf das Wort wechselten schnell die Grieswärtel die Parteien, so daß die, welche früher zu Wulbrand standen, jetzt zu dem Metilsteiner, und die des Metilsteiners zu Wulbrand traten. So geleiteten sie die Kämpfer vor die Bank des Markgrafen. Da legte Wulbrand als Kampfschatz sein größtes Kleinod das kurze Schwertlein, das er immer an der starken Borte trug, auf die Bank; der Metilsteiner legte stolz seine goldene Kette mit dem Siegel daneben, denn als ein Bannerherr und Mittelfreier hatte er Siegelrecht. — Als der Kampfschatz hinterlegt war, sprach der Markgraf: „Ich frage dich, Ritter Wulbrand, warum bist du hier im wohlgehegten Gericht?“ — Da faßte Wulbrand den Döring beim Hals und erhob seine gewaltige Stimme: „Hier halte ich mit Fug und Recht den Bannerherrn, Döring von Frankenstein zu Metilstein, der an mir zu einem Recht- und Friedbrecher geworden ist; das bekräftige ich mit allen Eiden und bitte zu Gott, daß er durch mein Schwert die Wahrheit und das rechte Urtheil erweisen lasse. — Drauf ließ Wulbrand den Döring los, und der Markgraf redete: „Bannerherr Döring von Frankenstein zu Metilstein, hat der Mann nach Recht und Wahrheit gesprochen?“ — Schnell und wild, wie man's selten im Gericht gehört hatte, antwortete Döring: „Der Mann hat wie ein Meineidiger an mir gelogen; ich bitte zu Gott, daß

er durch mein Schwert meine Unschuld und das rechte Urtheil weisen lasse.“ — Da schwieg der Markgraf eine kurze Weile und sprach dann langsam und fest: „So soll euer Wille geschehen. Im Namen des dreieinigen Gottes und Kraft meines Amts erkläre ich ein wohlgehegt Wehrding eröffnet. Jeder habe seiner Sache acht und Gott möge richten!“ — „Amen!“ sprachen dumpf und leise die beisitzenden Schöffen. —

Da stellten die Grieswärtel die Kämpfer so einander gegenüber, daß Sonne und Wind gleich getheilt war, untersuchten nochmals ihre Rüstung und traten mit den aufgerichteten Stangen zurück. In dem Augenblick rief der Frohnbot: „Wohlan, ihr Kämpfer, weiset mit dem Schwert das Recht; ich rufe euch zum ersten, zweiten und — drittenmal!“ —

Gleichwie ein Pfeil in eines zielenden Bogenschützen Hand eine Weile auf der Sehne her und hin zuckt und dann wie ein Strahl davonfährt, so hatten die Kämpfer während des Frohnboten Ruf gezuckt und vor Kampfgier gezittert; kaum aber war das letzte Wort heraus, als sie blitzschnell aufeinander losstürzten und mit lautem Erkrachen der Schilde aufeinander prallten. Ein ungeheurer Grimm kochte in ihrer Brust, es hatte kaum größere Todfeinde gegeben, als die hier miteinander rangen. Denn Schild an Schild gedrängt rangen sie mehr als sie fochten, sie lagen so hart aufeinander, daß ihnen nicht Raum für den Schwertesschwung blieb. — Wulbrand hatte in diesem Augenblick erreicht, wonach

er Jahre lang gestrebt, er hatte, seit er dem Markgrafen diente, keinen andern Wunsch gekannt als den, sich mit eigener Hand an dem Metilsteiner zu rächen, ihn zu treffen, zu schlagen und sein Blut fließen zu sehen; kein Wunder, daß er mit einer Freude des Wahnsinns blindwüthig focht. Am liebsten hätte er den Döring mit den Armen erfaßt, niedergeworfen und unter die Füße getreten. Um ihn niederzuzwingen, drückte und stieß er mit dem Schilde, da er um ein gut Theil größer war, den Todfeind von oben auf den Kopf. Aber er traf ihm das Haupt nicht, denn der Metilsteiner, obwohl kürzer von Leibeslänge, war an Kraft dem Wulbrand fast gleich und sein Schild stand an seinem Arme wie an einem eisernen Pfahl über seinem Haupte. Besonnen nahm er die Blöße wahr, die sich Wulbrand durch das zu hohe Emporheben des Schildes gab und mit raschem kräftigem Schnitt fuhr des Metilsteiners Schwert dem Wulbrand über den Leib. Hätte der Döring mehr Raum zum Ausholen gehabt, er würde dem Gegner trotz allen Lederwerks eine klaffende, vielleicht tödtliche Wunde beigebracht haben. Dem Getroffenen stockte auch einen Augenblick der Athem, er wankte zurück, ließ dem Feind Raum zum Ausholen, und in ungeheurem Radschwunge blitzte des Bannerherrn Schwert nach Wulbrands Haupt. Doch Hieb und Auffangen des Hiebes war eins; von Wulbrand's Schildbuckeln stoben die Feuerfunken wie blitzende Flammen, aber der Schild hielt fest, nur einige Buckeln sausten fort. Mit ihnen zugleich sauste aber

auch Wulbrand's Schwert auf des Metilsteiners Schild, und nun wechselte das Hauen und Auffangen der Hiebe immer rascher und grimmiger, hoch wirbelte von dem zerstampften Boden der Staub auf um die Kämpfer; Wulbrand's Haar löste sich und flatterte wie ein flammender Feuerbrand in Staub und Luft, nach jedem Hiebe schien seine Kraft zu wachsen, des Metilsteiners Gebein erbebte unter dem dröhnenden Schilde, schwächer vergalt er die Schläge, keuchte, wankte und rief mit dumpfer, schwindender Stimme nach dem Grieswärtel. Im Nu stießen die Grieswärtel ihre langen Stangen zwischen die Kämpfer und zwangen sie mit Hebelkraft auseinander. Dann trat einer mit der Stange zu dem keuchenden Döring hin, der nahm die Stange und richtete verschnaufend seinen wankenden und erschütterten Leib daran auf. —

Wulbrand stand, die Spitze des Schwertes auf den Boden gekehrt, siegsgewiß in der Mitte des Kampfkreises und schaute fast lächelnd auf die bedeutsamen und bedenklichen Blicke, welche aus dem Umstande den Metilsteiner trafen. Man durfte wenig Hoffnung auf seinen Sieg haben, denn Wulbrands durch den Kampf mehr gesteigerte als geschwächte Kraft stand dem Erschöpften gegenüber, und mußte dieser, wenn er nicht erschlagen ward, zum drittenmal die Stange des Grieswärtels begehren, so ward er als überwunden angesehen und fiel dem Schwerte des Schergen anheim. —

Als mit solchen Gedanken die schweigende Menge

auf den keuchenden Metilsteiner schaute und fieberisch gespannt auf das Zeichen zum Wiederbeginn des Kampfes harrte, rollte es mit einemmal wie Donnerkrachen vom Metilstein her, Rosseshufe schlugen im Galopp die niedergelassene Zugbrücke, und ehe Kämpfer, Richter und Zuschauer auch nur zum Erschrecken Zeit gehabt hatten, traf der Ruf an ihr Ohr: „Kind von Brabant für immer!“ Lanzen durchbrachen dem Umstand, Wäppner drangen in die Schranken, ein ungeheures, wildes Schreien erschütterte die Luft, die ganz verstarrten Richter sahen den Metilsteiner umfassen, auf ein Roß werfen, und schon drängte das Häuflein der eingebrochenen eisernen Männer wieder zum Rückzug zusammen. Unter den von ihren Sitzen aufgeschnellten Richtern fluchte, schäumte und befahl der Markgraf, aber niemand verstand ihn, denn gleich dem Brausen des felsenpeitschenden Meeres verklangen die Schreckens- und Weherufe der Menge ineinander. Man unterschied wohl: „Friedbruch! Verrath! Zu den Rossen! Waffen! Haltet! Schlagt nieder!“ aber das mehrte nur die Verwirrung.

Ritter Eckewart und Johann, die Rosse durch den verworrenen, zeterschreienden und wimmelnden Menschenknäul zwingend, warfen jetzt die langen Speere von sich und deckten mit den Schwertern den Rückzug zur Burg. Eben war Wulbrand von Johanns Schwert getroffen zusammengestürzt; er, dem man die lang und durstig ersehnte Beute entführte, hatte sich von allen zuerst zu wüthender Gegenwehr gesammelt. Seine

schnellen Schwertesschläge aber verwundeten weder das gepanzerte Roß, noch brachen sie durch die stahlharten Harnische der beiden vorkämpfenden Ritter. Nach wenigen Hieben hatte denn auch Wulbrand sein Schwert von sich geworfen und wie ein grimmes Pantherthier mit wildem Schrei den Hals von Eckewarts Pferd umkrallt, da traf ihn das Schwert des langen Johann und er sank einem heulend herzuspringenden alten Bettler in die Arme. —

Wie Wulbrand fiel, war der Metilsteiner schon innerhalb der Zingeln seiner Burg, und als endlich einige der Meißnischen Riter ihre scheugewordenen Rosse erhascht und bestiegen hatten, ritten Eckewart und Johann schon als die Nachhut über die erste Brücke ein. Der Ausfall war vollständig gelungen, die Metilsteiner hatten keinen Mann verloren und saßen vor der Hand unantastbar in der gewaltigen Veste; vor den zu spät heransprengenden Meißnern hoben sich die Zugbrücken unter dem Hohn der Thorwarte knarrend in die Luft und Bolzen sausten von den Zinnen und aus den Scharten den tollkühnen Angreifern entgegen. —

Unter den Meißnischen Rittern war der junge Herr Albrecht, des Markgrafen ältester Sohn, der war ein rechter Eisenkopf und schrie wild nach Leitern, aber seines Vaters wuthheisere Stimme wehrte davon ab, als von einem thörichten Beginnen. Der Markgraf ließ das durcheinander tobende Volk zur Versammlung blasen, und mit der Faust wild gegen den Metilstein drohend,

sprach er zu den Versammelten: „Von jenem fortan verwünschten und geächteten Hause darf kein Stein heil bleiben, der Pflug gehe über seine aufgewühlten Grundfesten und keiner der frechen Friedbrecher, die dort hausen, darf das Leben behalten! Euch aber," schrie er mit der letzten, äußersten Kraft der Stimme zum Metilstein auf und schüttelte wilder die Faust, „ihr verruchten Rädelsführer, Eckewart von der Malittenburg und Johann von Fallersleben, lasse ich, fallt ihr lebendig in meine Hände, bei den Beinen aufhenken, gleich wie's euer Braunschweiger Albrecht mit dem Ebersteiner gethan! Ja, hängen sollt ihr, und zwischen Hunden, ich schwör's, so wahr mir kein Weib obsiegt!" — — Da zischte ein Bolz vom Metilstein her und traf einen Mann; doch die Entfernung war zu groß, und der Bolz glitt machtlos am Panzerhemde ab, wüthend liefen ohne allen Befehl einige mit Armbrüsten Bewaffnete wieder gegen die Burg an und schossen nach den Lezen und Scharten, da ward auch ein Zwingervogt, der sich zu weit hinter den Zinnen vorgewagt, tödtlich getroffen, aber ein Hagel von Steinen und Pfeilen regnete aus der Burg auf die kecken Schützen herab und mancher schleppte sich verwundet zu der Versammlung zurück. Der Markgraf befahl den Aufbruch, und sein letztes Wort war: „Ihr metilsteinischen Schächer hängt, so wahr mir kein Weib obsiegt!" —

Den Wulbrand schleppten sie auf einem großen böhmischen Schilde mit fort, er lag bewußtlos, aber

seine Brust hob sich mit schwerem Athem. Der alte Bettler, dem er in die Arme gesunken war, hinkte hinterdrein, es war Gepa in Mannskleidern. Sie hatte sich an dem gedemüthigten und besiegten Metilsteiner weiden wollen, durfte aber als ein Weib beim Wehrding nicht zuschauen, drum hatte sie die Bettlerlumpen angethan und ward für einen Mann gehalten. Während der folgenden Tage nahm Gepa den Verwundeten in ihre heilsame Pflege, des Recken Johann Schwert hatte sein Haupt mehr flach als scharf getroffen, und am achten Tage nach dem unerhörten Ueberfall sah man den gewaltigen Weigand zwar mit verbundenem Kopfe, aber ganz rüstig unter dem Kriegsvolk wandeln, welches den Metilstein jetzt immer enger einschloß und Anstalten traf, um zerstörendes Werkzeug dem schroffen Boden anzupassen. —

IV.

Der dem Kampfgericht entrissene Bannerherr war mit lautem Jubel in die Burg eingeführt und empfangen. Bertha hielt den Vater und Eckewart an den Händen, ihre Augen leuchteten in hoher Freude, denn ohne Kummer über den gefährdeten und grausam bedrohten Vater, fühlte sie sich jetzt doppelt glücklich mit dem Geliebten innerhalb der starken, schützenden Mauern. Daß der Metilstein jetzt von den erbittertsten Feinden belagert wurde, das ängstigte die Heldenjungfrau nicht sehr, sie hoffte mit den Andern auf die Festigkeit des schroffen

Hauses und auf den baldigen Entsatz, den Frau Sophie und Herzog Albrecht von Braunschweig schicken würden; jetzt war's ihr genug, den Vater und den herzenstrauten Eckewart tödtlichen Gefahren entgangen zu wissen. —

Der alte Döring hatte als ein ganz veränderter Mann seine Burg wieder betreten, er schlich finster umher, überließ dem Ritter Eckewart den Oberbefehl und war fast theilnahmlos. Die letzten Erlebnisse mochten ihn heftig erschüttert haben, auch drückten ihn wohl seine Sünden, denn man sah ihn mehr als je in langem eifrigem Gespräch mit dem Burgkapellan. — Eckewart und der lange Johann dagegen schalteten nach wie vor als rüstige, todtesmuthige Recken in der Burg, die von Tag zu Tag dichter umringt wurde; doch durften die Feinde dem eigentlichen Stein nicht zu nahe kommen, denn die wachsamen Schützen und Schleuderer beherrschten den ganzen nächsten Umkreis der Burg mit ihrem tödtlichen Geschoß. —

Gleich in den ersten Tagen der Belagerung hatte der Markgraf befohlen, Tummler herzurichten und Felsstücke in die Burg zu schleudern, aber überall erwies sich der Boden untauglich für die Aufstellung des Werkzeugs, denn versuchte man's auf dem Anger, so stand man ungedeckt in dem Hagel der Bolzen und Schleudersteine, und als man endlich mit großer Mühe und unter Menschenverlust ein tüchtiges Werkzeug errichtet hatte, zeigte sich die Aufstellung als der Burg zu nah, denn als der Tummler losschnellte, sauste der Klotz über

die Burg hinweg in ungeheurem Bogen und fiel in den jenseitigen Graben. Da dachten die Markgräflichen durch bloßes Einschließen die Belagerten zur Uebergabe zu zwingen, sie ahnten nicht, daß durch der Eisenacher Fürsorge wohl für ein ganzes Jahr Vorräthe auf dem festen Hause waren. Der Uebermuth des langen Johann war schuld daran, daß man nach einigen Wochen das bloße Einschließen wieder aufgab und die Belagerung auf des Markgrafen Befehl wieder eifriger und mit der äußersten Anstrengung begann. Der lange Johann hatte nämlich, als er merkte, daß die Markgräflichen den Metilstein durch Hunger zu zwingen dächten, eine gute Anzahl Brode, mehrere Säcke mit Getreide und sogar ein gemästetes Schwein unter die erstaunten Belagerer schleudern lassen. Jetzt aber sollt's biegen oder brechen, der Markgraf und sein Sohn Albrecht schwuren und gelobten, es solle eher kein Scheermesser an ihren Bart kommen, als bis der Metilstein in brandigen Trümmern daliege, und die Eroberung der Burg wurde jetzt das nächste Hauptziel der ganzen Heerfahrt. —

Die Macht des Markgrafen war inzwischen mehr gewachsen als geschwächt, denn die von den Belagerten sehnlichst erwartete Hülfe von dem Braunschweiger Herzog ließ noch immer auf sich harren. Dazu hatten die Eisenacher einen unglücklichen Ausfall gegen das Lager gemacht, sie waren mit großem Verlust zurückgeschlagen, und es fehlte nicht viel, so hätte das nachdrängende markgräfliche Volk die Klemme erstiegen und dann wär's

mit dem weitern Widerstande der Stadt aus gewesen. Darüber war der Herbst heraufgekommen, die braunschweiger Hülfe zeigte sich noch immer nicht und die markgräflichen Waffen waren fortwährend glücklich, die Eisenacherburg und die Frauenburg wurden durch den Schenken von Varila erobert und die Malittenburg mit mehr Glück als der Metilstein aufs härteste bedrängt. —

Nach solchen Vortheilen sammelte der Markgraf die Kraft seines Heeres um den Metilstein und begann den abschüssigen Boden durch ungeheure Erdaufwürfe für Anbringung des Antwerks tauglicher zu machen. Darüber hatten die Metilsteiner den ganzen ersten Herbstmonat Ruhe, sie sahen nur Tag für Tag Pfähle einrammen, Erde und Steine herbeikarren und nach und nach wuchs es wie neue Berge und Wälle in der Nähe der Burg auf. Bei der ungeheuren Ueberzahl und Wachsamkeit des Feindes durften die Belagerten nicht hoffen, durch einen Ausfall die bedrohlich aufsteigenden Werke zu zerstören, waren aber mit Todesverachtung auf den Sturm gefaßt und überkräftig zur Abwehr gerüstet. — Die Gewohnheit der Gefahr hatte nach und nach nicht allein die Ritter und streitbaren Männer, sondern selbst die Weiber in der Burg gleichgültig gegen die drohenden Schrecknisse gemacht; der Feind mochte arbeiten! Je länger er sich mit den Zurüstungen zum Sturme aufhielt, desto besser, inzwischen konnte die braunschweigische Hülfe um so sicherer herankommen. — So trösteten sie sich auf dem Metilstein.

Es war sogar eine Vermählung gefeiert, aber das war freilich keine große, freudenschallende Hochzeit gewesen; der Bannerherr hatte Eckewart's und Bertha's Hände noch einmal zusammengelegt und der Burgkapellan seinen Segen darüber gesprochen. So kahl und einfach hatten sich freilich die beiden Verlobten den schönsten Tag ihres Lebens früher nicht vorgestellt; welch stattliche Heimholung und welch herrliches Brautgefolge hatte nicht Herr Eckewart zu veranstalten gedacht! Die Malittenburg war schon überaus kostbar hergerichtet gewesen zum Empfange der Braut, und volle acht Tage hatte unter Ritterspielen und Gelagen die Hochzeit währen und alles wie bei einem fürstlichen Beilager hergehen sollen. — Da war nun alles ganz anders gekommen, die Malittenburg war inzwischen gleich der Frauenburg und Eisenacherburg ein Trümmerhaufen geworden und hatte ihren tapfern Vertheidiger, den Ritter Ruprecht vom Bühl, unter sich begraben und ihm mit ihrem zusammengestürzten Bergfried ein Denkmal gesetzt. Statt reicher Morgengabe konnte Herr Eckewart jetzt seiner jungen Frau nichts weiter bieten als sein tapferes Schwert, das war nun sein einziger Reichthum. Und dennoch, wie glücklich, wie selig war das treuminnende Paar trotz der traurigen Hochzeit, trotz der Armuth des Bräutigams und der näher und näher drohenden Schrekken der Belagernng! —

Das gehörte zum Wesen oder, wie wir jetzt sagen, zur Romantik jener waffendurchtosten Vorzeit, daß man

das höchste Glück gern der größten Gefahr abrang; man verdiente die Geliebte unter Schildesdach, man pflückte die Blume am liebsten am Rande des Abgrundes, und was man nicht durch schweren Kampf oder unterm Streite selbst mit starker Faust erfaßte und festhielt, das achtete man nicht des Besitzes werth. Drum zeigt uns eines Recken Leben im raschen Wechsel bittere, blutige Wunden und süße Küsse von minniglicher Frauen Mund, heut badet der Held in Rosenblättern und hebt im festlich geschmückten Saal den goldenen Freudenwein an die Lippen und morgen wälzt er sich von Blut und Schweiß bedeckt in dem Staube der Wahlstatt und lechzt nach dem Trunk von schmutzigem Sumpfwasser, den ein treuer Waffenbruder ihm im Helm entgegen bringt. Zu himmelhoher Freude ward das wechselvolle Leben emporgetragen und zu höllentiefem Leid herabgestürzt, die äußersten Gegensätze des Lebens, Schmerz und Lust, standen in voller Schroffheit neben einander, „drum werden uns in alten Mären der Wunder so viel gesagt von hochgemuther Recken Kühnheit, von Freuden und herrlichen Festen, von heldenhaftem Streiten, aber auch von Weinen und schmerzengrimmen Klagen.“ Viel manche Hochzeit wurde mit großem Leide geendet, wie denn nach eines hehren, ritterlichen Sängers Wort: „Die Liebe zuletzt sich immer in Leid verkehrt.“ —

Das war ein wonniges, aber flüchtiges Küssen zwischen dem Helden Eckewart und dem holden, jungen Weiblein, denn rascher und rascher thürmte sich gegen

sie das Verderben auf. Der Held mußte allerorts ein der Burg befehlen, anordnen, ermuthigen, denn es war dem Feinde gelungen, sich hinter deckenden Werken auf dem Anger festzusetzen und so der schwächsten Seite der Burg in die verderblichste Nähe zu kommen. Wohl schmetterten von den Wickhäusern die starken Blieden gewaltige Steine und Balken unter die Belagerer, aber das erhöhte nur ihren Rachegrimm, und der durch die sauere Mühe der Belagerung immer wüthiger und wilder werdende Markgraf drohte fast stündlich bei seinem bekannten Schwur allem, was der Metilstein barg, den Tod. —

Spät im Weinmonat, auf den Tag Simon und Judä, begannen wohlgedeckt ein paar riesige Tummler, denen man jetzt einen tauglichen Platz durch die Erdaufschüttungen geschaffen hatte, gegen die Burg zu arbeiten, auch Peterer, Blieden und Mangeln knarrten ohne Unterlaß in ihren Gewinden, und donnerkrachend schlug ein Felsenregen nach dem andern in das feste Haus. Wie bald war das bunte Pallasdach in Trümmer verstoben, die derben Wickhäuser zitterten in ihren Grundfesten, und selbst der gewaltige Bergfried erbebte in allen Fugen. — In die durch ein festes Gewölbe wohlgedeckte Kapelle hatten sich die Weiber wieder zum Gebet geflüchtet, aber kein Hochamt wurde mehr vor ihnen gehalten, denn den Burgkapellan hatte ein Bliedenstein niedergeschmettert. Auch mancher wehrhafte Mann ward unter dem fortwährenden Felsenhagel

getödtet, darunter der tapfere und gewandte Knappe Albrecht, der eine Zierde der Ritterschaft geworden wäre; das war ein schwerer Verlust für die Belagerten, und unter dem Anprallen der Steine und dem Erkrachen der Dächer und Böden beschlossen sie, lieber im kecken Ausfall Mann gegen Mann zu sterben, als sich unter den Trümmern der wankenden Thürme begraben zu lassen. Zum Klagen und Weinen hatten selbst die Weiber keine Zeit, die heldenhafte Bertha hatte sich mit den Edelmägden leicht gewaffnet und dachte den Tod unter den Männern und an der Seite des heißgeliebten Eckewart, der Knechtschaft und der Grausamkeit des siegenden Feindes vorzuziehen. —

Der Tod aber stand allen näher als sie wähnten, denn kaum waren gegen Mittag des zweiten schrecklichen Tages die Ritter und Insassen zum Ausfall geordnet, als Sumbern und Hörner ringsum die Luft erschütterten und unter dem tausendstimmigen Ruf: „Hie Markgraf! Maria hilf!" die Feinde zum Sturm ansetzten. Zwischen schützenden Erdwerken sich durchwindend, drang ein Haufe abgesessener Ritter mit Leitern und Hakenstangen gegen einen der durch die Schleudersteine eingestürzten kleinen Thürme vor, der durch seinen Einsturz einen breiten Spalt in die Twingmauer gerissen hatte. Pfeilschnell flog Eckewarts Befehl von Zinne zu Zinne, er selbst stellte sich mit dem langen Johann, dem Bannerherrn und den rüstigsten Knappen zum Schutz der gefährdeten Mauerlücke auf, welche die Andringenden mit Stangen

und Brecheisen in wilder Hast zu erweitern suchten, da sie keine Katzen und Sturmböcke anbringen konnten. Inzwischen war eine andere Schaar, unbekümmert um die Steine und Bolzen, die ihnen gegen die Rüstung und die den ganzen Mann deckenden böhmischen Schilde schlugen, angerannt und versuchte die Abendseite der Burg mit kleinen Sturmböcken zu bedrängen; aber fast die ganze Schaar war dem Tode geweiht, denn kaum hatte sie einen Stoß gegen die Mauer gethan, so zerkrachten die Bedachungen ihrer leichten Antwerke unter den herabrollenden Quadersteinen und Balken, die man grade an dieser schwachen Stelle vorsichtig aufgehäuft hatte, uud zerschmetterten und zerdrückten die kühnen Angreifer.

Wildes Wehgeschrei draußen und Jubelruf in der Burg folgte der grausen Niederlage, welche aber, anstatt zu entmuthigen, nur die Wuth und den Eifer der Angreifenden verdoppelte. Neue Antwerke, stark mit nassen Häuten bedeckt, wurden unter Wuthgeheul herangeschoben, aber auch sie zerscheiterten meist unter dem Regen von Felsstücken und Quadern, welcher sich fort und fort von den Kanten der Mauern und Lauben ergoß.

Unter den Werfenden und Schleuderern war die alte Irmentrut kühn und grimmig vorn an den Kanten, sie hatte in der Küche große Kessel mit heißem Brei und siedendem Oel zugerichtet und mit den Mägden da, wo der Feind am heftigsten anstürmte, auf die Lezen getragen. Schon manches heiße Bad hatte sie den Andrängenden

bereitet und griff eben wieder nach einer schweren Henkelkanne voll siedenden Oels, bog sich weit hinter einer Zinne hinaus und goß die heiße Flut auf Hände, welche wieder eine Leiter umspannt hatten und hoben; aber in ihrem grimmen Eifer, vielleicht auch in Folge eines zu tiefen Trunkes, hatte sich die mannliche Alte zu weit vorgebogen, verlor das Gleichgewicht und stürzte ihrem grausamen Geschosse nach, auf die Kanten der Sturmdächer und in die Spieße der tobenden Feinde. Die dachten nicht anders, als der übele Feind selbst fahre mit Pech und Schwefel auf sie herab, und wichen entsetzt hinter neuandringenden Schaaren zurück. Als sie aber merkten, daß sie nur eine todte Alte auf ihren Spießen und Stangen mitschleppten, trieben sie ihren Hohn, liefen mit dem verstümmelten Leichnam bis an die Blieden und schleuderten ihn in die Burg zurück. —

Inzwischen war es einer neuen Schaar trotz alles Widerstandes gelungen, Leitern anzulegen, und der Platz war aufs höchste bedroht, als auf den Hülferuf der bedrängten Vertheidiger, Eckewart und Johann mit Verstärkung herbei flogen; mit der Gewalt der Verzweiflung schoben sie durch Scheiter und Hakenstangen die angelegten Leitern ab und stürzten sie mit den kühn hinaufklimmenden Feinden bis zu den nächsten Erdwerken zurück, aber auch viele Metilsteiner riß der Schwung und die Hast des Eifers mit in die Tiefe. Zugleich war die unter der Leitung des Bannerherrn und der Knappen Hunolt und Hermann tapfer vertheidigte Mauer-

lücke in höchster Gefahr, ein Leichenberg hatte sich vor ihr aufgethürmt und sie zugänglicher gemacht, schon schwang der riesige, schwer gepanzerte Wulbrand mit wildem Siegsgeschrei seine Doppelaxt und feuerte zu kühnem Eindringen an, als schneller und schneller folgende Trompetenstöße zum eiligsten Rückzug bliesen. Mit Schrecken und Grimm blickte Wulbrand unter seinem großen Schilde rückwärts und sah entsetzt hinter Eisenach das Lager brennen.

Heulende Sturmglocken und tosendes Kampfgetümmel im Thal ließen keinen Zweifel, daß die Eisenacher sich die eifrige Berennung des Metilsteins zu nutz gemacht hatten und in's Lager gefallen waren. Unten tobte die offene Feldschlacht, und des Markgrafen zweiter Sohn, der Schaarmeister Dietrich, trieb mit der Hast der Verzweiflung alles vom Metilstein weg und zu Thal, damit den Städtern, die bereits innerhalb der Zelte waren und gegen die fürstlichen Pavelunen vordrangen, ein Damm entgegengeworfen würde. Wie ein zermalmender Schneesturz wälzte sich auch sofort die Mannschaft, welche den Metilstein berannt hatte, den Berg herab und fiel mit einem Muth, den die bisherige Blutarbeit zur mordlichsten Wuth gesteigert hatte, unter die andringenden Städter. Nur Wulbrand, sonst immer der erste beim Anrennen, war diesmal einer der letzten, er wüthete und schäumte, daß er die nahe Aussicht, den Metilstein zu gewinnen und das Blut des Bannerherrn zu sehen, so plötzlich hatte verlieren müssen. Knirschend

und die Stirne schlagend hörte er den Siegesjubel der Metilsteiner, er mußte an seine Schaar gebannt vom Thal aus sehen, wie sie ausfielen, Verwundete und Säumige niedermachten und die Antwerke mit Feuer und Zerstörung bedroheten. Was konnte der grimme Mann thun? Er war durch den Befehl des Schaarmeisters gebannt und mußte fest mit vorhalten gegen die kühnen Städter, die jetzt von einer geordneten Ritterschaar erst Schritt vor Schritt und dann immer schneller und schneller zurückgedrängt wurden. — Ihr Schlachtgesang:

„Sante Marie, Mutter und Magd,
All unsere Noth sei dir geklagt,"

ward dumpfer, heiserer, schwächer, und bald erstarb das „Sante Marie" gänzlich unter dem lauten „Hie Markgraf!" und „Kyrieleison!" der aufdrängenden Ritter und markgräflichen Wäppner. —

Nach einer Stunde deckte der größere Theil der tapfern Bürger die Wahlstatt, und der kläglich zusammengeschmolzene Rest drängte sich mit Mühe durch die Ausfallpförtchen. Dir nachdrängenden Reisigen konnten bei der Unbändigkeit und dem Gedräng der Rosse nicht mit in die Pforten fallen, und noch einmal gelang es den Bürgern die Stadt zu behaupten. Aber Jammer und Klage durchheulte ihre Straßen, denn da war wohl kein Haus, dem nicht ein rüstiger Mann durch Tod oder Gefangenschaft entrissen wäre.

Aber auch der Verlust des Markgrafen war so groß, daß er sich Bart und Haar raufte; die Besatzung im Lager war durch die lange Unthätigkeit der Eisenacher zu sicher geworden, hatte in den letzten Tagen ihre ganze Aufmerksamkeit dem berannten Metilstein zugewandt und war zum Theil selbst mit hinaufgestürmt. Der Schaarmeister der Bürger, der Stadtoberste Felsbach, hatte nicht so bald die Lässigkeit und Unordnung wahrgenommen, als er ausfiel, und hunderte der Markgräflichen, meist Wäppner und dergleichen leicht feldflüchtiges Volk, waren beim ersten Anprall unter den raschen Streichen der Kolben und Morgensterne zusammengestürzt, ein Theil des Lagers und der Lastwagen war mit großen Vorräthen verbrannt. Doch dem Markgrafen blieb jetzt nicht viel Zeit zur Klage, denn droben vor dem Metilstein begann schon wieder ein grimmes Schlagen; durch Wulbrands wildes Drängen waren die ausgefallenen Metilsteiner wie von einem losplatzenden Wetter bei der Zerstörung der Antwerke überrascht. Allen andern Markgräflichen weit voraus sprangen Wulbrand, der Schaarmeister Dietrich, der Schenk von Varila und andere auserlesene, hurtige Recken die Metilsteiner an. —

Da stob von den Helmen manch Helmband durch die Luft, und Berg und Thal erdröhnten von den grimmen Streichen. Wie ein wüthiger Wolf biß Wulbrands Mordaxt um sich, die Knappen Hermann und Hunolt waren den grimmen Bissen erlegen, dem kühnen

Eckewart stob der Schild zerschmettert von der Hand und Blut löschte den Schein seines Harnisches; doch mit raschern und raschern Schlägen schlug der haßgrimme Mann sich zu dem Döring durch, der sich mit Dietrich im Kampfe tummelte. „Ha, laßt mir den Mann! Hier ist wieder Wehrding!“ keuchte der Weigand, und als ob er die ganze Gewalt seines Hasses und seiner Racheglut in einem einzigen vernichtenden Schlag zusammengeballt hätte, traf und zerschmetterte die Doppelaxt dem Bannerherrn Schild und Haupt. „Ich hab mein Recht, mein Recht!“ jubelte wild der Wulbrand und sprang, der Feinde ringsum vergessend, auf den erschlagenen Todfeind, aber der ausgelassene Rachejubel war sein Tod. Der lange Johann, der mit sausenden Schwertesschlägen schon manches Helmes Glanz durch Blut gelöscht hatte, sprang den in der Freude rasenden und verblendeten Weigand an, zu spät zuckte der den Schild und des Johannes Schwert fuhr tief unter der Achselhöhle, wo das zerhauene Ringgespänge nicht mehr deckte, dem gewaltigsten Krieger des markgräflichen Heeres in die kühne Brust. Machtlos schwang Wulbrand noch einmal die Doppelaxt auf den Schild des Recken und über dem Metilsteiner zusammenstürzend, rief er mit dem letzten Athemzuge: „Ich hab mein Recht!“ — Als spät am Abend, nachdem der Kampf vertobt war, die alte Gepa über die blutige Wahlstatt rannte und sich mit Schmerzgeheul über den todten Wulbrand warf, der ihr lieb wie ein Sohn gewesen war, da fand sie,

daß diesmal ihre Kunst zu Ende und für solche Wunde kein Kraut gewachsen sei.

Nicht lange jedoch konnte der lange Johann sich des Sieges freuen, der starke Dietrich hatte dem Eckewart schon den zweiten Schild verhauen, ließ aber den Schenken von Varila im Kampf mit Eckewart sich weiter tummeln und sprang dem wankenden Wulbrand an die Seite; mit Wulbrands Fall schlug er dem langen Johann einen Schwertesschwang, daß die Halsberge aus dem Helmheftlein brach; wohl vergalt mit krachendem Hieb der Ritter den gewaltigen Streich, aber das lange Kämpfen hatte ihn endlich müde gemacht, des Dietrichs Schwert traf tödtlich seinen Nacken und neben Wulbrand brach der Held zusammen. — „Hie Markgraf!“ drängte jetzt ein wilder Haufe mordend auf den Kampfplatz, was noch von den Metilsteinern Widerstand wagte, ward geworfen, zertreten, und Eckewart, erschöpft und aus vielen Wunden blutend, floh zum erstenmal in seinem Leben; mit wenigen Wäppnern erreichte er glücklich die Burg. Da wollte das markgräfliche Volk gleich durch die Mauerlücke nachdrängen und den Metilstein aufs neu berennen, stieß aber bei der zurückgebliebenen Besatzung auf einen Widerstand von Rasenden; der umsichtige Eckewart hatte, während er mit den Besten zur Zerstörung der Antwerke ausgefallen war, einer noch immer zahlreichen Vertheidigungsmannschaft die Hut der Burg anvertraut,

und ein zerschmetternder Hagel von Steinen, Bolzen und Balken empfing die anrennenden Feinde.

Der Markgraf gebot dem Kampfe ein Ende zu machen, denn sein ganzes Heer, das den Sieg so theuer erkaufen müssen, hatte sich in wilde, tobende und ordnungslose Haufen aufgelöst. Wäre jetzt die von den Eisenachern und Metilsteinern so lang und sehnlich erwartete Hülfe der Sophie und des Braunschweigers auf dem Platze erschienen, so wäre der Erlauchte wohl nimmer Herr des Thüringer Landes geworden. Aber mit großen Heerfahrten ging's derzeit überaus langsam, jenes erwartete Hülfsheer kam zwar endlich, aber mehr als ein Jahr zu spät und nur, um von Albrecht und Dietrich bei Wettin glorreich überwunden zu werden. —

Der durch den Verlust so vielen Lagergeräths und so tapferer Mannschaften schwer gebeugte Markgraf befahl inzwischen von der Bestürmung des Metilsteins vor der Hand ganz abzustehen. Er wollte jetzt vor allem das bartnäckige Eisenach und seinen grimmigsten Feind, den Felsbach, haben. „Hab ich erst die hinterstückische Stadt, so ist auch der Metilstein bald ein Trümmerhaufen, so wahr mir kein Weib obsiegt!" sprach der Markgraf, ließ die Burg nur eng einschließen und brachte die nächsten Wochen damit zu, neue Mannschaften an sich zu ziehen und die Antwerke bei Eisenach wiederherzustellen. —

Auf dem Metilstein war jetzt große Noth, Eckewart hatte lange an seinen Wunden darniedergelegen, aber

er litt mit lächelndem Munde, denn seine treue, herzliebe Frau pflegte ihn unermüdlich mit den linden Händen, trocknete vor ihm die Thränen und zeigte ihm mit männlicher Gewalt ein in Hoffnung milde strahlendes Gesicht. Ueber den Vater war sie jetzt ruhig, sie wußte ihn im Heldenkampfe ehrlich gefallen, und treue Leute hatten ihn und den kühnen Johann nächtlicher Weile heimlich begraben; denn der Markgraf hatte beide Leichname, seinem Schwure getreu, im Angesicht der Burg an einem Gerüste aufhängen lassen. —

Die ersten Winterstürme überschütteten bereits die Landschaft weit und breit mit Schnee und Eis, als Eckewart ganz von seinen Wunden genesen war. Die bis auf die Hälfte zusammengeschmolzenen Insassen, hatten inzwischen allen Fleiß an die Ausbesserung der Mauer und der Burg gewandt, und der Markgraf hatte sie ruhig gewähren lassen, denn sein ganzes Streben ging, wie bemerkt, auf die Eroberung Eisenachs. Wenn er einmal Herr des ganzen Thüringerlandes war, mußte der Metilstein wohl sein werden, ohne daß er einen Mann darum einbüßte. Die Eisenacher hielten sich indeß unter ihrem Felsbach noch immer ganz wacker; zwar hatten sie keinen Ausfall wiedergewagt, dagegen aber mehrere Angriffe abgeschlagen und die drohende Ebenhoch am Predigerthor und eine gute Zahl verderblicher Sturmböcke und Katzen am Klausthor durch Feuerpfeile und Pechkränze verbrannt. Doch das half ihnen wenig; der eiserne Wille des erlauchten Feindes

ließ die Stadt nicht mehr los, es wurden neue Antwerke gebaut und während des Christmonats neue Stürme vorbereitet. —

Unter solch verderblichen Zurüstungen lebten Eckewart und Bertha auf dem eingeschlossenen Metilstein ein oft von bangen Sorgen getrübtes Leben, die Hoffnung auf Entsatz wurde mit dem Eintritt des Winters und den Fortschritten des Markgrafen vor Eisenach schwächer und schwächer, aber stark, wunderbar stark war ihre unwandelbare Minne, die ließ sie nimmer ganz verzagen und hielt ihnen, wenn auch aus düsterer Ferne, eine leuchtende Hoffnung entgegen; das war die Hoffnung, trotz des Feindes Wüthen vereint zu sterben, wie sie vereint gelebt hatten. Und wenn Bertha einmal trüber das Haupt auf die Hand gleiten ließ und Thränen sich über die schönen, aber gebleichten Wangen stahlen, so wußte Eckewart wohl, warum sie sorgte, und sprach: „Sei stark, du Herzenstraute! Wenn das Aeußerste kommt, so soll dem Wütherich sein Wille doch nicht werden; lebendig werde ich nicht sein eigen, ich falle mit dir im ritterlichen Kampfe gegen die anstürmenden Feinde, dann mag er sich wie ein Zager an unsern Leichen rächen!" — Nach solchen Worten flossen wohl der Bertha Thränen noch reichlicher als zuvor, aber es war eine, wenn auch bittere, doch tröstliche Hoffnung, den theuern Mann nicht durch so schmählichen Tod bedroht zu sehen, wie ihn der Markgraf ihm geschworen hatte.

Die lange, schreckenvolle Belagerung und die Ge-

wohnheit der grausen Gefahr härteten nach und nach auch die sonst so sanfte Bertha wie einen Mann, und längst war ihr der Gedanke vertraut, den geliebten Gatten nicht zu überleben, drum barg sie schon lange einen scharfen Dolch in ihrem Gürtel und in den Falten ihres Kleides; der ward auf das Aeußerste verspart. So war sie wohl gefaßt. Oft aber, wenn in stiller Nacht ihr süßer „Friedel“ von harten Tagesmühen entschlummert war und ihr mit seinem Troste nicht zur Seite stand, dann packte der grause Gedanke, den theuren Mann vielleicht zu überleben, um ihn den schmählichen Tod eines gemeinen Diebes sterben zu sehen, der Schlaflosen dennoch wie mit Geierkrallen ins Herz und schüttelte sie mit wilder Angst. Dann konnte sie nicht rasten und irrte durch die öden Gänge der Burg zur Kapelle, wo vor der Gottesmutter das ewige Lämplein düster brannte.

So hatte sie auch in einer Nacht des Neujahrsmonds, der mit grimmiger Kälte und eisigen Stürmen die Burg umtobte, gethan. Mitternacht mochte eben vorüber sein, und bis auf wenige schlaftrunkene Wächter lag alles in der Burg im tiefsten Schlummer, als die angstgepeitschte Frau in der öden Kapelle den gewohnten Trost suchte. —

Es war rings um die Schmerzbeladene todtenstill. Nichts war laut als das Seufzen der Beterin und das leise Knittern des Lämpleins, da — — was war das? Ein dumpfer Ton grollte unter dem Boden hin. Sprach's dort nicht wie aus den Gräbern? Hoben sich die alten

Ahnen aus ihrer Ruhe empor? — Die starke Frau fühlte ihr Herz erkalten, die gefalteten Hände lösten sich schlaff, und wie verglast starrten ihre entsetzten Augen nach dem Altar —. — Jesus, das war Waffenklang! Dort hob sich ein Stein von unsichtbarer Gewalt, und ohnmächtig schlug die Frau vom Betpult auf den Estrich nieder. —

In dem Augenblicke hoben sich aus gähnender Tiefe dunkle Gestalten und unter ihnen, als ob des bösen Feindes Mutter aus der Hölle aufstiege, die alte Gepa mit einer Hornleuchte; schwarz quoll es nach von gewaffneten Kriegern, die sich mühten, so geräuschlos wie möglich die Kapelle zu füllen. „Seht, edler Schenk," flüsterte die grinsende Gepa zu einem stattlichen Recken auf, „so haben wir Eisenach und den Metilstein auf einen Schlag, nun ist's aus mit den Brabantischen! Gelt! die alte Gepa ist euch ein gut Weiblein! Ohne diesen aufgespürten Gang hätte noch mancher Mann vor diesem Hause das Leben gelassen." — „Plappere nicht, Alte!" sprach der Angeredete, es war der Schenk von Varila, und gab dem ohne Unterlaß nachdringenden Volke Befehle. Die zuerst Eingedrungenen begannen sich schon in der Burg mit leisen Tritten zu vertheilen. „Was ist das da?" flüsterte der Schenk. — Wäppner hatten die bewußtlose, schreckbetäubte Frau vom Boden aufgehoben, und Gepa, ihr ins Gesicht leuchtend, sprach: „Bei Gott, das ist die gute Bertha, jetzt Burgfrau! Der schulde ich viel, das gute Döcklein dauert mich.

Ach, sie ist nicht todt, führt sie mit fort auf den Saal, dort werd ich sie mit diesem Bisamknopf —.“ —

Ein ungeheures Geschrei unterbrach die Alte. „Tojodute! Mordio! Hie Markgraf! Allgewonnen! Waffen!“ brauste es durcheinander und übertobte den heulenden Sturm. Nach kurzem Getümmel wurden die im Schlaf Ueberrumpelten, die aufschnellend zu der ersten besten Wehr griffen, entwaffnet oder niedergemacht. Ritter Eckewart, nur halb angekleidet, wehrte sich wie ein Rasender gegen umstrickende Banden, — vergebens! Es war ihm nicht vergönnt, fechtend, wie er gehofft hatte, zu sterben. Die Markgräflichen führten den umsonst sich Sträubenden mit den andern Insassen und den jammernden Frauen in den Saal, wo man den Markgrafen erwartete und die alte Gepa sich mühte, die schwerathmende Burgfrau in's Leben zu rufen. —

Schon während des Getümmels und jetzt deutlicher und deutlicher drang durch das Pfeifen und Brausen des Wintersturms, das Geheul der Sturmglocken, das wilde Knattern der Flammen und der unausgesetzte Ruf der Hörner von dem erstiegenen und eroberten Eisenach herauf. Aufs unerwartetste waren auch die Eisenacher während der stürmischen Nacht glücklich überfallen, und diese eine Nacht gab zugleich die Stadt und den Meilstein in des Markgrafen Hand. —

Kaum hatte der Markgraf auf der Wartburg die ersten Feuerzeichen erblickt, welche das Gelingen der Anschläge weithin in die Lande verkündeten, als er mit

Reisigen den Wartberg herabsprengte. Ausgehängte Feuerkörbe und Siegsjubel auf dem Metilstein machten den Erlauchten gewiß, daß er auch schon Herr der Burg war, er fand die Zugbrücke niedergelassen und unter dem aufgewundenen Schlagthor empfingen ihn, den edlen Schenken an der Spitze, die Seinigen und geleiteten ihn in den Saal, wo Sieger und Besiegte versammelt waren. —

Der Markgraf blickte finster auf den gefesselten Eckewart, der in dumpfer Verzweiflung alles über sich ergehen ließ, und sprach ingrimmig: „So, frecher Friedbrecher und Gerichtsschänder, jetzt ist der Tanz aus, morgen hängst du mit deinem losen Gesinde, so wahr mir kein Weib obsiegt!“ — „Schon siegt ein Weib über dich, du Wüthrich!“ schrie es dicht vor ihm auf, und blitzschnell sprang die zu rasender Verzweiflung erwachte Burgfrau durch die schreckgelähmte Menge mit funkelndem Dolch den Markgrafen an. Den warf der unerwartete Anprall zurück, so daß er an dem ihn auffangenden Schenken niederglitt, der Dolch zerbrach machtlos am Panzerhemde, und in demselben Augenblick blitzte es unter wildem Fluch und Drohwort von Schwertern über der tollkühnen Frau auf. Ein Schrei der Verzweiflung wand sich aus Eckewarts Brust und er tobte gegen seine Fesseln, aber der edele Schenk hatte das Schrecklichste verhütet, er deckte die Unbesonnene mit Schwert und Schild, entwand ihr den Stumpf des

Dolchs, und eiserne Hände preßten ihr die zarten Glieder wie mit ehernen Banden zusammen. –

Jedes Auge hing mit Spannung an dem Munde des Markgrafen. Der hatte sich aufgerafft und starrte mehr verwundert als zornig auf die überwältigte Frau, über die nach dem Mißlingen der raschen That die Schwäche ihres Geschlechts wiederkam, so daß sie gesenkten Hauptes und weinend dastand. –

„Teufelinne, hast's gut vorgehabt," sagte der Markgraf, doch ohne Grimm und fast als ob er scherze, „seht da, das ist die ächte Tochter ihres Vaters! Soll doch –." – „Gnade, Gnade, Markgraf!" unterbrach ihn eine Weiberstimme; das kam von der alten Gepa, die sich wie ein Aal zu dem Markgrafen durchgewunden, sich vor ihm auf die Knie warf und bittend die Hände emporstreckte. – „Ist denn der übele Feind heute unter die Weiber gefahren?" fuhr der Markgraf auf, „du, Gepa, bittest für eine Metilsteinerin?" – „Ja, erlauchter Herr," sprach Gepa, „ich bitte für einen Engel! Denn die Arme dort hat unter dem höllischen Metilsteiner wie ein Engel auf der Burg gewaltet, sie hat auch mich geschützt, als der böse Döring grausam mich beschimpfte. Vergebt die rasche That, denkt, Herr, es ist des Eckewart junge Frau. – Werdet nicht ungeduldig, edler Herr, hört noch ein Wort. Ihr habt mir großen Lohn versprochen, wenn durch meinen Rath, Verrath nennen's die Feinde, der Metilstein Euer würde; der Metilstein ist jetzt in Eurer Hand, so gebt als Lohn

den Eckewart mir und diese gute böse Frau!" — „Schweig, Gepa," fiel ihr der Markgraf in's Wort, „ich schwur!" — Aber Gepa ließ sich nicht irren und sagte: „Halt, erlauchter Herr, ich bitt' Euch! Des Schwurs seid Ihr ledig; Ihr schwurt, der Eckewart solle hängen, so wahr kein Weib Euch obsiege. Die arme Frau dort, verzeiht, sie hat Euch überwunden, Ihr fielt —." — „Eia, Vater," rief der wilde Albrecht grimmig dazwischen, „wie wundert's mich, daß Ihr so ruhig solch Gimpel Gampel und Gewäsch mit anhört! Ich sage, nieder mit den Metilsteinern!" —

„Es lebe der Markgraf! Hoch Landgraf von Thüringen! Allgewonnen! Der Felsbach gefangen!" unterbrachen laut jubelnde Stimmen Albrecht's Wort, und der Saal füllte sich mit Kriegern, welche unter Dietrich's Vortritt die frohe Botschaft von der gänzlichen Ueberwältigung und Unterwerfung der Stadt brachten. — Da zuckte es von wilder Freude auf in des Markgrafen Gesicht und nur, um's noch einmal zu hören, fragte er: „Ist's wahr, Dietrich, der Felsbach ist in Eurer Hand?" — „Gefesselt wartet er eines Urtheils auf der Wartburg!" rief der Schaarmeister. — „Das soll ihm werden," sprach der Markgraf finster, „ich schwör's, so wahr mir kein Weib obsiegt, — doch diesmal mein' ich Frau Sophien! Hört Ihr's, Burgfrau?" — Der edele Schenk neigte sich jetzt flüsternd an des Markgrafen Ohr, und nach kurzem Bedenken fuhr der Markgraf fort: „Wohlan denn, nach so großem

Gelingen und weil die weise Gepa und jetzt gar mein Freund, der Schenk, mich bat, so geht mit Eurem Mann, Ihr mordliche Frau! Doch nehmt ihr nichts mit euch als euer Leben, die Güter der Burg gehören meinen Kriegern als Entgelt der vielen Schädigungen, die ihr uns gethan, und die Burg selbst gehört den Flammen. Laßt, ihr letzten Metilsteiner, euch je aber in meinem Thüringen wieder blicken, so findet ihr so wenig Gnade, so wenig Frau Sophie mich besiegt! Zu der und ihrem Kind von Brabant zieht hin in's Hessenland, das ist ihr eigen, das will ich ihr nicht anfechten, da mag sie ihren treuen Anhang versorgen. Noch diese Nacht mögt ihr Pferde nehmen und eiligst durch den Gerstengau reiten, damit euch der morgende Tag nicht mehr in Thüringen findet. — „Du, edler Schenk und Fürsprecher," wandte sich der Lomar dann lächelnd an den von Varila, „magst heut Nacht die Beiden sicher durch das Kriegsvolk geleiten." —

Da tobte der wilde Albrecht, der lange mühsam an sich gehalten, auf und rief, der Gnade sei zu viel. Aber der Markgraf, der sich oft an dem widerspenstigen Sohn, den man nachmals den Entarteten nannte, ärgerte, herrschte ihm zornig zu: „Wer ist hier Herr, ich oder du? Soll ich Gott, der mir heute alles zu so gutem Ende führte, durch harte Strafgerichte erbittern? Ich sage dir jetzt, auch das Gesinde behält den Kragen und die dienenden Frauen mögen sich ungefährdet andere Burgen suchen!" —

Da übertäubte das Weinen der Gefangenen und der laute Dank, mit welchem sie des Markgrafen Gnade priesen das Wort, welches Albrecht bitter entgegnen wollte. Der entfesselte Eckewart hielt die treue Bertha fest umschlungen, sie fühlten nur ihr Glück, die Vergangenheit lag hinter ihnen wie ein grauser Traum; gern verließen sie den Ort der Schrecken, folgten dem edlen Schenken und seinen Reisigen und nahmen nichts mit sich als ihr Leben und ihre Liebe. —

Als die Verbannten, von dem wackern Schenken oft tröstlich angesprochen, in die stürmische Nacht hinausritten, leuchtete ihnen die brennende Burg. Da warf wohl Bertha noch einen thränenschweren Blick auf zu den Flammen, welche die Burg ihrer Väter zerstörend durchflackerten. Selbst im Bergfried leuchtete und loderte es, die Zinnen erstrahlten in rothem Glanz und, — war's ein Mensch oder ein Dämon, der dort mit wilden und zauberischen Geberden die Glut zu größerer Wildheit anzufachen schien? „Heiliger Jürgen!" flüsterte der Schenk, „ist die Alte rasend? Es ist die Gepa, die kommt nimmer wieder von dem brennenden Thurm, Gott sei ihrer Seele gnädig!" — Bertha schauderte zusammen, und eiliger verließen die Reisigen den Ort der Schrecken. —

Die folgende Morgensonne beschien die rauchenden Trümmer des Metilsteins. Der Markgraf hielt seine Hauptleute auf der Wartburg versammelt, wo ihm die

Abgesandten des gebeugten Eisenach und alle seine Mannen als dem Landgrafen von Thüringen huldigten. Der gestern so gnädige Lomar hätte hier den Eisenachern ein grausames Schauspiel sparen sollen, denn wohl auf des wilden Albrecht Anhetzen, ließ er seinen grimmigsten Feind, den gefangenen Felsbach auf eine Bliede legen und nach Eisenach hinunter schleudern. Der der Herzogin und dem Kind von Brabant so treue, unbeugsame Held rief noch, als er in grausem Schwunge durch die Luft fuhr: „Thüringen gehört doch dem Kind von Brabant!“ —

Die grausame That trübte selbst manchem markgräflichen Mann den Freudentag, der edle Schenke hätte nimmer hazu gerathen. Auch mocht' es wohl gleich hinterher den Erlauchten reuen und er dachte es wohl gut zu machen durch reiche Belohnungen und Gnaden, die er ertheilte. Auch nach seiner treuen Kundschafterin der alten Gepa, ließ er eifrig suchen und dachte ihr hohen Lohn zu geben, aber die war nicht zu finden. Man hatte sie während der Nacht mit wilder Lust die brennende Burg durcheilen sehn; sie war wohl unter den Trümmern begraben, denn niemals hat man wieder von ihr gehört. —

Eckewart und Bertha fanden bei Hofe im Hessenland die Aufnahme, die sie durch ihre Treue verdient hatten. Frau Sophie schenkte ihnen einen kleinen, aber wohnlichen „Stein“ im Diemelgrunde; dort hielt fürder

Eckewart's gefürchtetes Schwert und der mächtige, fürstliche Schutz dem treuminnenden Paar wilde Stürme und finstere Schrecken fern. —

Nachwort.

Hör mal zu, du schönes Thüringermädchen und auch du, rüstiger, junger Gesell, die ihr an einem herrlichen Sommernachmittag des Augustmond's von 1856 als ein verlobtes Paar so traulich und liebeseelig unterm Metilstein, oder wie man's dort auch nennt, Mädelstein, im Waldesschatten wandeltet. Erinnert ihr euch noch des Fremdlings, der dort im Grünen lag und sich freute an dem herrlichen, sagenreichen Lande unter ihm, sich freute an eurem Liebesglück und eurem traulichen Gespräch? Ihr wart nicht langweilig, wie es Liebende sonst für einen Dritten sind, — wer will das verargen, haben sie doch genug mit sich allein zu thun! — ihr spracht mit dem Fremdling von den Sagen und Wundern eures Landes, von der Krone eurer Burgen, vom Sängerkrieg und von gewaltigem Streiten und treuer Minne der Vorzeit. Da schaute ich mit der sinkenden Sonne in längst entschwundene Zeiten und schaute den Ort, wo wir weilten, und ringsum die Landschaft im Glanze ritterlichen Lebens, der Metilstein krönte sich vor meinem Blick mit den Zinnen seiner Burg, und

da habe ich mir euch als Eckewart und Bertha dort liebend und leidend gedacht. Euer Bild hat mich begleitet in den Norden zu dem alten Sachsenlande, da habe ich für euch diese Geschichte aufgeschrieben, euch sei sie gewidmet mit freundlichem Gruß. Mögen euch die Tage fröhlich hingehen, und kommen einmal Stürme und die Zeit wird finster und wild, so bleib' eure Liebe stets lieblich und mild!

Des Maigrefen Gefahr und Rettung.

Saelic sî diu süeze stunde,
saelic sî diu zît, der werde tac,
dô daz wort gie von îr munde,
daz dem herzen mîn sô nâhe lac.

Heinrich von Morungen.

So hat mir denn die Gnade Gottes vergönnt, daß meine alterschwachen Augen noch einmal auf das frohe Neujahrsgetümmel dieses fünfzehnhundert und fünfundsiebzigsten Jahrs herabschauen; erlebe ich den kommenden Wonnemonat noch, so habe ich achtzig Jahre auf dieser Welt gewandelt. Ja, ja, unser Leben währt siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, achtzig, und ist es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Mühe und Arbeit! Ja, davon kann ich dir ein Stücklein erzählen, günstiger Leser, aber auch von lauter Lust und stiller, wonniglicher Freude, wie sie des Menschen Brust höher hebt und entzückt, weiß ich zu sagen. Laß dir erzählen, in welch grause Gefahr ich vor vielen Jahren als ein rüstiger, junger Gesell durch den Mairitt

gerieth, wie aber durch eine wonnigliche, schöne Jungfrau alles wieder zum Guten gewandt wurde.

Ich bin im vierzehnhundert und fünfundneunzigsten Jahre am Donnerstag nach Servatius in der alten, weitberühmten Stadt Hildesheim von frommen und wohlachtbaren Eltern zu dieser Welt geboren. Meine Mutter selig war des Wandschneiders Joachim Knochen wohlgezogene Tochter, und mein Vater ist Sibert Günther, der Zimmermeister, gewesen. Er war ein wohlhäbiger Bürger und Meister bis auf den Tag, da er selig verstarb, consule Kesselbrant, im fünfzehnhundert und dreizehnten Jahr, und über ein Kleines darauf verblich auch, unter demselben Consul, meine liebe Frau Mutter; ich glaube, der Herr hat es in seiner Weisheit gnädiglich so gefügt, damit die guten Eltern nicht mit leiblichen Augen sehen sollten, in welch große Gefahr und grausame Schmach ihr einziger Sohn einst durch des übeln Feindes Hinterlist gestürzt werden sollte. —

Als nun die Zeit kam, in welcher ich der christlichen Taufe theilhaftig werden sollte, ist zu meinem hauptsächlichsten Pathen der ehrenfeste, gestrenge Herr Burgemeister, Henning von Brandis, erkoren, dessen Name Henning auf mich überging, so daß ich von nun an Henning Günther gerufen wurde. Dieser Name aber war das Geringste, was mir mein lieber Herr Pathe verlieh, denn es ist von ihm allezeit zu rühmen und zu preisen, daß er stets wie ein anderer Vater an mir gehandelt hat. Auch hat er meinen Vater selig ange-

halten, daß er mich nicht nur in die gelehrte Schule that, sondern mir noch zwei Präzeptores beigab, welche mich in Gotteswort, in der Historia und im Latein nach besten Kräften unterwiesen. Da ich nun ohne Ruhm zu vermelden, recht artig fortschritt in allerlei Wissen, so ging mein Herr Pathe meinen Vater an, mich auf eine hohe Schule zu schicken, damit ein dem Rathe und dem gemeinen Wesen dienlicher Jctus aus mir erzogen würde. Allein mein Vater, obwohl sonst dem Herrn Burgemeister immer zu Willen, setzte hier doch eine steife Kappe auf und wollte mich durchaus beim Handwerk erhalten; auch meine liebe Mutter weinte und wehklagte gar sehr, als es hieß, ich solle unter die Studenten gethan werden, denn das war derzeit ein über die Maßen verteufelt und lästerlich Gesindlein. So blieb ich denn beim Handwerk, und das war mir so lange ganz recht, bis ich eine sonderbare Lust zur Bildnerei in mir verspürte. Da habe ich mich denn schließlich ganz der Bildnerkunst zugewandt, so daß ich nicht allein in allerlei Holz, sondern auch in vielerlei Stein mit Schnitzer und Meißel manch Werk vollführte, wofür mir gut Geld und Lob ward. —

Wahrlich, ein wunderbar Ding hat Gott der Herr mit dem sündigen Menschen angestellt, und ist es eine große Gnade von ihm, daß er der Menschen Hand so artlich zu allerlei Handwerk und Kunst geformt hat; damit hat er sich groß Lob und Preis bereitet. Denn es ist mir immer ums Herz gewesen, als schaut ich in

allem, was da in der Welt auf natürlichem Wege geformt ist, die Glorie unseres Schöpfers nicht so groß und lieblich, als in einer Schilderei oder einem gemeißelten Bild von eines Meisters Hand, sintemal ein natürlich schön Holz und Stein, wie es Gott geschaffen, schon über die Maßen lieblich und wunderbar ist; tritt nun aber ein Meister heran, und fertigt ein Bildwerk daraus, so zeigt sich zwei- und dreifältig des Schöpfers Größe, der einen Menschen schaffen konnte, welcher zu solchem Werke geschickt war, und ihm einen Geist einlegte, durch seine Werke das Herz zu rühren. So zeugt also, wie mir schlichtem Mann es durchs Haupt fährt, eines großen Meisters Werk immer dreimal von Gottes Weisheit und Allmacht, denn erstens schuf Gott die Materie, welche der Meister bildet und zubereitet, zweitens schuf er einen so künstlichen Menschen und zum dritten legte er in diesen Menschen eine vortreffliche Idea oder Ingenium, welches an dem Kunstwerk nun sichtbar und greifbar zu Tage tritt, so daß, wenn man hinschaut, aus dem herrlichen Werke der Geist zum Geiste spricht. Oft hab' ich's vernommen und will's wohl glauben, daß das zu Rom und Venedig aufgestellte heidnische Götzenwerk, welches ganz vor diesem von vortrefflichen griechischen Meistern angefertigt wurde, selbst in einem ehrbaren und frommen Christenmenschen wonnigliche Freude zu wecken vermag, da man eben an diesem Bildwerk, obwohl es Heidenwerk ist, doch des Schöpfers Macht und Größe erschaut. —

Nun muß ich dir noch vermerken, günstiger Leser, daß außer der Liebe zur Bildnerei in mir noch eine andere ganz sonderbare Liebe zu allerlei adeligem und ritterlichem Werke wohnte, obwohl ich nicht zu Schildesamt geboren war. Drum las ich fleißiger in dem alten Heldenbuche, das durch Cyriakus, den Mönch, käuflich an uns gekommen war, als in des sublimen Doktor Taulers erbaulichen Predigten. Auch brachte ich noch ein gut Theil anderer Bücher an mich, die vom heiligen Gral und anderem wunderbarlichem und abenteuerlichem Ritterwerk erzählen. Damit habe ich mir aber das Haupt lästerlich verwirrt, und als ich noch ein geringer Junge war, oft heimlich geflennt, daß ich nicht als ein Junkherrlein geboren sei. Diese meine Hoffart ist aber, als ich größer geworden, zweimal hart an mir gestraft. Den ersten Streich empfing ich, als ich zum erstenmal als ein junger Gesell beim großen Schützenfest mit aufzog. —

Als nun die Bürger sich vorbereiteten, um gewappnet zu dem fröhlichen Spiel auszuziehen, habe ich nicht geruht, bis man mich zu einem der schwergepanzerten Reiter erkor, die im Prunkzuge nach altem Brauch allen voranreiten. Wie ich nun so im vollen Harnisch zu Rosse saß und einen rechten Ritter vorstellen wollte, plautzt, als wir eben über die Dammbrücke reiten, ein malefiz Schuhknecht eine Handbüchsen ab, darüber that mein erschrecktes Roß einen grausamen Sprung, so daß ich hart herabfiel und sicherlich würde den Hals gebrochen

haben, wenn nicht durch Gottes Fürsorge das Helmheftlein aus der Halsberge gewichen wäre. Ich hatte aber nach dem bösen Fall zwei Wochen hindurch keine brauchbaren Arme und Beine. — Das anderemal, wo ich Dummhans wieder einen rechten Edeling vorstellen wollte, war, als man mich zum Maigrefen erkor, da wurde aber meine Hoffart grausam hart gestraft, wie ich dir, lieber Leser, eben in diesem Büchlein ausführlich melden will. —

Damit dir nun alles recht wohl verständlich werde, will ich zu erzählen anfangen von da ab, wo ich als ein junger Gesell Hildesheim verließ und auf die Wanderschaft ging. Das war auf den Tag Peter und Paul des fünfzehnhundert und sechzehnten Jahrs, als Curd Göttingen Consul war und meine frommen Eltern schon seit drei Jahren das Zeitliche gesegnet hatten. Da habe ich meiner lieben Base und allem, was zu unserer Sippe und Freundschaft gehörte, ziemlich Valet gesagt. Mein Herr Pathe wurde beim Abschied sehr weichmüthig und gab mir viel gute Lehren; ich sollte fein acht haben in der fremden Welt, sagte er, daß ich keiner bösen Buben Spott würde, auch einen rechten Fleiß auf die Bildnerei verwenden und mein Geld bewahren, daß es nicht liederlich aufginge bei Gesäufeden und fahrenden Frauen. Auch sollt' ich nicht jeder schönen Jungfrau auf den Saum treten, sondern wie es einem jungen Gesellen wohl stehe, Gott und seine Gebote allewege vor Augen haben, ferner sollte ich nicht Sitz und Wohnung in fremdem

Lande nehmen, das bringe nimmer gute Frucht, denn es sei ein alt und wahr Wort: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. —

Als der Herr Pathe solches zu mir geredet hatte, band er mir noch zehn Goldgülden und zwei gehenkelte Stücke um den Arm, gab mir seinen Segen und wünschte mir eine fröhliche Fahrt. — Da ging's, wie du dir bei meiner närrischen Hoffart leicht vorstellen kannst, gleich hoch zu Roß, denn ich war reich und dünkte mich vornehm, so daß ich nicht wie ein armer Wanderbursch, sondern wie ein fahrender Ritter in die Welt hinaus ziehen wollte. Ich ritt zum Osterthor hinaus, während die Sonne schon hoch am Himmel stand und sie bei den Augustinern zu Mittag läuteten. Dies Klosterglöcklein war das Letzte, was ich seit vielen Jahren von Hildesheim hörte; es gefiel mir gar wohl in der fremden Welt und war auch lange Zeit kein gut Wohnen in Hildesheim, denn der Herr strafte die Stadt ab mit schlimmen Kriegsläuften. Wohl hatte es Hans Kannegeiter, der fromme Predigermönch, den Hildesheimischen oft vorher verkündet, daß Gottes Zorn sie heimsuchen würde, ob der Unzucht der Geistlichen, der Tyrannei des Adels, des Wuchers der Bürger und ob der tollen Hoffart der Frauen. Und ist des frommen Mönchs Weissagung, der seiner Zeit wegen allzu kühner Strafrede aus der Stadt weichen mußte, nur allzu bitter in Erfüllung gegangen, indem nämlich durch mehr als drei Jahre die stiftsche Fehde entbrannte und Stadt und

Land von den Kriegsgurgeln grausam geschädigt wurde, bis Ihre Kaiserliche Majestät, Carolus, seines Namens Quintus, einen Daus dazwischen warf und ernstlich Ruhe halten ließ. —

Diese stiftsche Fehde hat mich auch zu Braunschweig in große Gefahr gebracht, auch durft ich dort um dieser Fehde willen meines Herzens Maienschein, die wonnesame Jungfer Hilte Bergfeldin lange Zeit nicht sehen; hinwiederum gab dieselbe Fehde Anlaß, daß ich die Jungfer, die ich, als sie noch ein Kind war, in Braunschweig verlassen, zuerst wiedersah und in großer Liebe zu ihr entbrannte; auch war mir der Jungfrau Herz mit gleicher Liebe zugewandt. Damit aber dem günstigen Leser verständlich werde, wie sich das alles begeben und zugetragen, thut es Noth, daß ich wieder zu dem Tag umwende, an welchem ich, wie vorgemeldet, von Hildesheim ausritt.

Da ritt ich mit dem guten Rößlein den ersten Tag bis Vechelde und nahm Herberge bei einem freien Bauern, Jürgen Frühauf genannt, der gab mir und dem Roß gute Leibesnahrung und Nothdurft, das löste ich am andern Morgen mit vier guten Pfennigen, befahl mich in Gottes Schutz und ritt, ein Liedlein murmelnd, munter über den großen Anger, der gen Braunschweig führt. Wie ich nun hinter Vechelde durch den Busch trabe, sprengt mich Ritter Klages Barner mit drei Spießgesellen an und schreit, ich sei ein hildesheimischer Bürger und sein Feind, sollt ihm in

Gutem das Roß geben und was ich an Geld bei mir trüge, sonst sollt es mir Hals und Hand kosten. — Ei, dacht ich bei mir, hier gilt kein Linszählen, willst du ein ritterlicher Held sein, so haue drauf, daß die Feuerfunken davonstieben! Und kaum hatt ich's gedacht, so zog ich die Wehr und schlug mordlich auf die Ströter los. Die hatten sich solcher Keckheit bei mir nicht versehen, stutzten anfangs und deckten sich nur, dann aber fielen sie mit grimmer Wuth gegen mich aus. Da fühlte ich bald, daß ich wund wurde und dachte, daß es ein unmöglich Ding wäre, gegen Viere, und zumal gegen den wohlgeharnischten, streitbaren Klages Barner zu kämpfen. Drum warf ich mein Pferd herum und entfloh mit eiligem Ritt den Wegelagerern, die Bösewichter waren aber immer hart hinterdrein und verfolgten mich bis an die Braunschweigsche Landwehr. Da fiel ich blutend und erschöpft vom Roß und meine Sinne schwanden dahin. Gott aber hatte mich meinen Feinden nicht in die mordgierigen Hände gegeben, denn auf der Landwehr lag ein starker Zug reisiger Kaufleute, die versprengten alsbald die verfolgenden Schächer und hoben mich mildiglich auf. Besonders waren es Hermann Konring von Hildesheim, Just Tetteborn von Goßlar und Friedrich Bergfeld von Braunschweig, die mich in gute Pflege nahmen, sie stärkten mich mit Wein und Arznei, und der vortreffliche Bergfeld nahm mich zu Braunschweig in sein Haus, da sollt ich mein Siechthum abwarten und wohl gepflegt werden.

So lag ich denn in Braunschweig eine gute Zeit auf dem Siechenbett, und ist Friedrich Bergfeld barmherzig wie der Samariter gegen mich gewesen. Er verordnete mir einen guten Medikum und that mir gut Gemach mit Speis und Trank, mit Betten und allerlei Brühen. Auch die Gertrud, des Bergfeld Wirthschafterin, pflegte mich gar wohl, so daß ich mit Gottes Hülfe genas und auf den Sonntag vor St. Johannis Enthauptung meinen ersten Kirchengang thun konnte.

Wie ich nun wieder ganz risch und frisch wurde, frage ich Herrn Bergfeld, was ich ihm verschulde? Spricht Herr Bergfeld zu mir: Ich sollte mir das nicht zu Gemüth nehmen, könnte mein Geld noch vielfältig in der Welt gebrauchen, wenn ich ihm aber mit Gunst und Dank zugethan wäre, so möcht ich noch eine Zeit in seinem Hause wohnen, um ihm mit meiner Kunst zu dienen, denn er habe lange danach gedürstet, ein solch Bildwerk von Heinrich dem Leuen über der Hausthür zu haben, wie der Peter Bierschwale am Krautmarkt. — Besagtes Bildwerk stellte den wohlbekannten, mannhaften Herrn Herzog Heinrich den Leuen von Braunschweig vor, wie er mit zweien Sarazenen stritt; es war nur ein rauh und gering Bildwerk, doch Herr Bergfeld meinte, es solle ihm schon genügen, wenn ich ihm ein solch Bildwerk anfertigte.

Nach diesem Zwiegespräch war ich über die Maßen froh, daß ich mich Herrn Bergfeld dankbar beweisen konnte, und meine Seele jubilirte, weil ich wohl fühlte,

daß ich ein weit schöner Bildwerk würde herstellen können, wie das über Peter Bierschwalens Thüre. Alsbald erstand ich mir zwei eichene Tafeln, von welchen jede zwei und eine halbe Elle lang und zwei Ellen breit war, die trug ich in mein helles, freundliches Kämmerlein und ging mit Gott an die Arbeit. Auf die eine Tafel verzeichnete ich Herrn Heinrich den Leuen, wie er sich vom gelobten Lande wieder eingeschifft, und machte ein fein Schifflein, und oben auf dem Schifflein stand Herr Heinrich in voller Rüstung, und um ihn stand der Ritter und Kriegsknechte eine große Zahl. Ferner war zu sehen das Gewässer des Meers, und mitten darin der Leu, der zum Schiffe schwamm, darüber zeigten die Schiffsleute ein verschrocken Angesicht, auf Herrn Heinrichs Angesicht aber machte ich einen guten Muth. — Auf der andern Tafel verzeichnete ich, wie Herr Heinrich, der grimme Leu, auf Bardowik ansetzt mit vielem Kriegsvolk, Rossen, Reitern, Wagen und Karrenbüchsen,* und schnitt Herrn Heinrich ein gar grimmig Angesicht, denn er war sehr von Zorn überlaufen ob der Bardowikschen Leute unflätigem Uebermuth, die ihn von der Mauer aus in's Angesicht verhöhnten.

Wie ich nun die Werke auszuschneiden anfing, kamen

---

* Kanonen, solch naive Anachronismen finden sich häufig auf Kunstwerken jener Zeit. Man findet z. B. nicht selten bei Darstellungen der Kreuzigung Christi Kriegsknechte, welche mit Feuerröhren bewaffnet sind u. s. w. —

viel Braunschweigsche Leute, besonders von den großen Hansen, die gaben mir alle viel Lob. Unter diesen hatte Herr Joachim Strombeck, ein gar vornehmer und kunstverständiger Braunschweigscher Mann schon früher ein gut Auge auf mich gehabt und viel gute Zeitung von meiner Kunst in der Stadt umhergetragen. Das hatte folgende Ursache. Mein lieber Herr Bergfeld hatte ein fein Töchterlein, Hilte genannt, die war derzeit noch von geringen Jahren, also daß sie wohl elf oder zwölf Jahre zählen mochte und noch ihr Spiel mit den Puppen trieb. Diese Hilte war ein wunderlieblich Kind, sie hatte mir auch fleißig zugetragen, als ich siech darniederlag. Damals dachte ich noch nicht daran, daß die Hilte einst als eine schöne Jungfrau meines Herzens Wonneborn werden würde, aus dem mir reichlich Freud und Leid fließen sollte. Doch davon will ich dem günstigen Leser später erzählen. — Besagter Hilte wollte ich nun über aus wohl, und darum war es das erste, als ich von meinem Siechbett aufstand, daß ich dem Mägdlein eine schöne Puppe schnitzte, freundlichen Angesichts, auch machte ich ihr artliche Händlein und Füßlein, die sonst die Puppen nicht haben, da man den Kindern eitel Windelpuppen zum Spielen gibt.

Die Hilte war über die neue Puppe hoch erfreut, that ihr mit der Gertrud ein fein Gewand um und trug sie auf die Nachbarschaft. So kam die Puppe auch in Herrn Strombecks Hände, und der hatte gleich gesagt, daß ein guter Meister das Menschlein angefer-

tigt haben müsse. Als er nun hörte, daß der breßhafte Mann von Hildesheim der Meister gewesen wäre, kam er flugs herüber und sprach mit mir gar verständig über die Bildnerei; da habe ich ihm so wohl gefallen, daß er mein Lob in der ganzen Stadt austrug.

Wie sich nun meine Bildwerke immer höher aus den Eichentafeln hervorhoben, kamen viel reiche Geschlechterleute, thaten mir große Ehre an und bestellten für gutes Geld allerlei Bildwerk. So lebte ich viele Monde gar lustig in der schönen und reichen Stadt Braunschweig, war aber leider meines lieben Pathen goldener Worte uneingedenk und verthat mein Geld in Kleidern und Eitelkeit, bei Gesäufeden, Tanz, Spiel und schönen Frauen. So ein junger Windfang, wie ich derzeit war, hat eben noch keine Tugend und lebt in den Tag hinein, bis ihm der Herr Gott einmal einen rechten Backenstreich aufklatscht, damit der Schlemmer und Schlampamper der Fallstricke inne werde, die ihm der böse Feind legt. So mußte auch ich erst durch manche Züchtigung zur Vernunft kommen.

Es zählte sich nun spillseitig zu Herrn Bergfelds Sippe ein vornehmer Geschlechtersohn mit Namen Curd von Breitkamp, das war ein überaus wüster und hoffährtiger Gesell. Dieser Curd ging bei Bergfeld viel ein und aus, besonders wenn er Geld borgen wollte, denn das hatte er bei seiner Schlemmerei und Hoffart immer groß nöthig. Herr Bergfeld krauete sich zwar oft im Haar wegen des bösen Vetters, konnte ihn aber

bei seinem sanften Gemüth nicht hart ankeifen und aus dem Hause weisen, bis endlich eine übele Geschichte mit der Gertrud zu Tage kam, wovon ich noch weiteres melden werde.

Der hoffärtige Curd, der, obwohl nur ein Patricier sich doch so adelig dünkte, als ob er seine Ahnen bis zu König Karl oder Artus hinaufzählen könnte, hätte sich mit mir wohl nimmer gemein gemacht, wenn ich nicht anfangs immer gut Geld gehabt hätte, so daß ich ihm bei Gastereien fleißig eingießen lassen konnte. Als aber in Folge meiner Geldvergeudung meine Geldtasche einen sauren Wein zu trinken begann und sich enger und enger zusammenzog, so daß ich auch mein Pferd verkaufen und die Hebräer mit Pfand suchen mußte, hat sich der Großhans nicht mehr um mich bekümmert, und wenn er mich einmal irgendwo traf, begegnete er mir mit Poltern und Grobheit. Auch neidisch wurde der Curd und faßte eine große Mißgunst gegen mich, weil Herr Bergfeld mir mit großer Güte zugethan war. Das mißfiel dem Curd sehr und er schrie unter seinen Gesellen aus, daß ich mich von dem Seinigen fettete, und wurde mehr und mehr mein bitterer Feind.

Wäre dieser Curd nicht gewesen, so wäre ich wohl noch viele Jahre in Braunschweig geblieben und hätte mir viel Geld und Ehre durch meine Kunst erworben, denn meine Bildwerke sprachen den Leuten zu Herzen, und es war schon im Rath darüber verhandelt, daß ich

der Stadt einen neuen großen Löwen ganz von gutem Stein meißeln sollte, den wollten sie beim Dom aufstellen. Aber der Herr hatte anders über mich Rath gehalten und ich mußte Braunschweig und meines Wohlthäters Haus meiden. Das trug sich so zu. Die Wirthschafterin Gertrud, ein hübsch rüstig Weib, hatte lange fromm und züchtig gewandelt, bis der böse Feind ihr den Curd in den Weg führte, der trug mit ihr heimlich zu Neste, so daß es böse Folgen hatte. Wie das nun an den Tag kam, ergrimmte der ehrenreiche Herr Bergfeld sehr darüber, daß ihm sein eigen Brod durch seinen Verwandten geschändet war, und stieß die Gertrud aus dem Hause, auch den Curd verwies er für immer von seiner Schwelle und verschloß all seinem Leugnen und Lügen Ohr und Thor. Die Unglückstrude fiel in Verzweiflung und ging in die Ocker, da ward sie vom Diebhenker aufgefischt und nach Urtheil und Recht unterm Galgen begraben. Den Curd aber erfaßte gegen den Vetter und mich ein tödtlicher Grimm. –

So mochten wohl acht Tage vergangen sein, nachdem dem Curd das Haus verwiesen und das Unglück mit der Gertrud geschehen war, als ich auf den Abend, wie ich's häufig zu thun gewohnt war, in die alte Wik auf die Trinkstube zum rothen Ochsen ging. Da fand ich den bösen Curd nebst andern vornehmen Gesellen bereits beim Wein. Ob mich nun der Teufel in eine Grube locken wollte, oder ob es der Herr über mich beschlossen hatte, daß ich einen bösen Zank anrichten

und die Stadt meiden sollte, will ich mich nicht unterfangen zu wissen, und nur dem Leser kurz erzählen, daß ich in vorwitziger Tölpelheit an den Curd herantrat, um ihn mit scharfer Lauge zu waschen und ihm seine Bosheit vorzuwerfen. Ei du mein Pankratz, wie wurde der Curd aber wolfswüthig! Er schrie laut auf, daß es eine nie gehörte Schand sei, daß ein gemeiner Zimmermannsknecht von Hildesheim, der sich noch dazu aus dem Seinigen fette, vor einen Braunschweigschen Edelmann mit Tadel und Schmähungen hintrete. Noch lauter schreiend, sprang er von der Bank auf und rief: „Greift doch diesen Hundesohn, wollen ihm Arm und Bein zerschlagen, sparen damit wohl dem Diebhenker und Radknecht eine Arbeit an dem Schelm!" Nach solch schmählicher Drohung streckte er mit noch zwei andern die Hände nach mir aus, ich aber war nicht von langem Besinnen, sondern dachte, hier gilt Bischof oder Bader, griff meinen schweren Krug und schleuderte ihn dermaßen auf des Buben Haupt, daß ihm die Kniee brachen. Sogleich haschte ich auch nach der Thür und stand auf der Gasse, bevor sich noch der Curd von dem derben Schlag erholt hatte. Als ich nun die Andern gegen die Thüre stürmen hörte, gab ich die Flucht und salvirte mich in Herrn Bergfelds Haus.

Wie ich nun meinem Wohlthäter mein Begegniß erzählte, wurde er sehr betrübt und meinte, daß nun meines Bleibens in Braunscheig nicht länger sei, denn da ich als ein Fremder zuerst gegen einen Braunschweig-

schen Bürger und vornehmen Patrizier ausgehauen, so könnte mir der Curd beim Rath eine Sache einrühren, daß ich die rechte Fast darüber verlöre und zu meiner Kunst untauglich würde; auch wäre ich in seinem Hause nicht sicher und sollte mich flugs anderswo verbergen. Da ich nun wohl sah, daß ich die Stadt meiden mußte, wurde ich von Herzen betrübt. Herrn Bergfeld ging mein Abschied nicht minder zu Gemüth, er machte mich unkenntlich durch geringe Kleidung, gab mir Geld, drückte mir die Hand und ließ mich durch den Grashof zur Hinterthür hinaus. Auch das Töchterlein Hilte weinte gar sehr, als ich fortzog, und mein Einzug in Braunschweig war, obwohl ich damals an harten Wunden litt, nicht so schmerzlich wie jetzt mein Abzug. So zog ich denn fort, kam unangefochten durch die Braunschweigischen Lande und wanderte viele Wochen als ein armer Gesell der weltberühmten Stadt Nürnberg zu, wo ich durch meine Kunst ein gut Fortkommen zu finden hoffte. —

O Nürnberg, wie wacht mein altes Herz auf und schlägt frisch und fröhlich wie in eines Jünglings Brust, wenn ich dein gedenke! Einem frommen Romfahrer kann es in stiller Andacht nicht wonniger durch die Seele jubeln, wenn er am Ziel seiner Fahrt die heilige Stadt schaut, als es mir wonnig und jubelnd die Brust hob, wie ich Thürme und Zinnen der Stadt der Städte vor meinen entzückten Blicken aus dem blauen Nebel der Ferne auftauchen sah. Wie mit Flügeln eilte ich

der Stadt zu, und als ich über die Zugbrücke und durch das Thor einzog, war mir's, als ob ich hier gar nicht fremd sei, so heimlich und wohnlich blickten die mit Bildern geschmückten Häuser mit ihren Erkern und kantigen Katzentreppen auf mich herab. Da winkten mir aus allen Ecken und Nischen die Bildwerke großer Meister traulich zu, und als ich die St. Sebaldi und St. Laurentiikirchen mit meinen trunkenen Blicken umirrte, da kam ich mir mit meiner Kunst recht arm und einfältig vor und dachte bei mir, daß jetzt wohl meine Lehrzeit erst beginnen müsse. Doch wurde ich ob solcher Gedanken nicht betrübt, sondern ein frischer Muth zum Lernen schoß mir durch Haupt und Hand, so daß ich gleich hätte an mein Werk gehen mögen.

Spät Abends suchte ich die Herberge zum Storch auf, denn obwohl ich den Tag über eine gute Reise gemacht hatte, so war mir in Nürnberg doch alle Müdigkeit benommen, so daß ich nicht aufhörte mit Schauen und Bewundern, bis der stille Abend düster heraufzog. Gleich am folgenden Morgen sprach ich den großen Meister Veit Stoß mit Gruß an und wurde freundlich aufgenommen. Von da an habe ich in Nürnberg wonnige Tage verlebt und sind mir die weltberühmten Meister Albrecht Dürer, Veit Stoß, Peter Vischer und andere mit guten Lehren fleißig an die Hand gegangen. Der kunstreiche Adam Kraft war derzeit schon hinübergeschlummert, und dennoch belehrte mich auch sein Geist, der aus seinen herrlichen Bild-

werken zu meinem Geiste sprach. Wie oft stand ich in sinnigem Schauen bei St. Sebald vor der Grablegung des Herrn und dachte bei mir: der gute Adam ist nicht todt, hier lebt und webt er im Bilde frisch und lebendig, so lange der Stein zusammenhält. —

Fortan habe ich, ohne Ruhm zu vermelden, in Nürnberg gar nicht mehr so wüst und wild gelebt wie einst zu Braunschweig, sondern alles Glück und alle Lust in der Kunst gefunden, die ich denn überaus fleißig übte, so daß ich zu Ansehn und Wohlstand kam. Es gefiel mir so überaus wohl in Nürnberg, daß ich daran dachte, meines lieben Pathen Ermahnung, mich nicht in fremden Landen seßhaft zu machen, in den Wind zu schlagen und mir eine neue Heimat unter den großen Meistern zu gründen. Doch Gott hatte es anders über mich beschlossen.

Zwei Jahre und darüber mochte ich nämlich schon in dem guten Nürnberg geweilt haben, als mir durch fahrende Kaufleute eine erbärmliche Zeitung von Hildesheim zu Ohren kam. Auch Wolter Schrage, der Färber aus dem Rosenhagen, traf auf Wanderschaft in Nürnberg ein und bestätigte, was ich schon durch die Kaufleute wußte, daß nämlich Stadt und Stift Hildesheim jämmerlich heimgesucht würde durch eine wüste Fehde, welche zwischen den Herzogen von Braunschweig und seiner fürstlichen Gnaden, dem regierenden Bischof Johannes von Hildesheim entbrannt war. Es hatten sich aber gegen unsern gnädigen Bischof gesetzt Herzog Erich

der Aeltere, Herzog Heinrich der Jüngere, auch Herzog Wilhelm und Franziskus, Bischof von Minden, sammt vielen Adeligen, die alle von dem grimmen Burghard Salder, der unserm gnädigen Bischof nicht zu Willen sein wollte, in's Land gerufen waren, die sengten und brannten nun im Stift und schlugen alles todt, was gut Hildesheimisch war.

Als ich diese betrübte Zeitung vernommen, ergrimmte ich sehr in meinem Herzen, und mein thörichter, ritterlicher Sinn, der mir schon so manchen übeln Streich gespielt, wachte brennender in mir auf als je, so daß ich von Stund an keine fröhliche Zeit mehr in Nürnberg hatte, bis ich fest bei mir beschloß, wegzuziehen und für meine väterliche Stadt mannlich zu streiten.

Nun, lieber Leser, wirst du lächeln und dein Haupt schütteln, wenn ich dir erzähle, daß ich als ein rechter Ritter gen Hildesheim zu fahren beschloß. Das war freilich sehr thöricht, denn es war gar nicht meines Amtes und Standes. Doch ich konnte meiner Hoffart, die mich von Kindesbeinen an besaß, nicht abhelfen, nahm alle meine Baarschaft zusammen, erstand von Hermann Zabel auf dem Paniersplatz ein gutes Roß, kaufte einen guten Harnisch nebst Gleve und alles, was zu ritterlicher Rüstung gehört, und ritt wie ein rechter Narr dahin. Fast all mein Geld war für die köstliche Rüstung aufgegangen, und wenn ich durchaus ein Ritter sein wollte, so hätte mir kein Name besser gepaßt, als der des Walter von Habenicht.

Ich ritt nun unangefochten durch vieler Herren Lande, die Schächer sprengten mich nicht an, weil ich wohl gerüstet war, und wie man's an meiner magern Tasche merken konnte, wohl keine Reichthümer mit mir führte, auch nahm man mich für einen frommen Ritter, der ein schwer Gelübde gethan habe, weil ich so ganz ohne Knecht und Gefolge einherritt. Der Herr hielt über mich vermummten Narrn gnädiglich die Hand, so daß ich gesund und unverletzt die Braunschweig'schen Lande erreichte.

Ei, dachte ich jetzt bei mir, deine Sache mit dem Curd von Breitkamp ist nun wohl längst vergessen und du darfst der Stadt nicht so vorbeireiten, ohne deinem lieben Wohlthäter, dem Herrn Bergfeld, Hand und Gruß zu bieten. Gedacht, gethan, ich ritt in Braunschweig ein und nahm mein Losament im goldenen Stern. Daselbst ließ ich Roß und Rüstung und ging kühnlich nach dem Ruvoidtchen, um Herrn Friedrich Bergfeld in seinem Hause aufzusuchen. Wie ich nun an das Haus kam, hatte ich noch nicht zum zweitenmal den Drachen gehoben und geklopft, als sich auch schon die Thür vor mir aufthat. O du himmlische Güte! Da wollte mein Fuß nicht über die Schwelle und ich stand da stumm und verstarrt, wie ein unweiser Mensch. — Ja, es kann auch diejenigen, so zu des Herrn Freude durch das Himmelsthor eingehen, keine größere Verwunderung und Wonne überkommen vor der himmlischen Pracht und Herrlichkeit, als mir sie durch Seele und Leib fuhr,

wie ich der Pförtnerin in's Angesicht sah. Ei du meine Freude, was war das Kind Hilte, das mir die Thür aufthat, eine wonnesame schöne Jungfrau geworden! Alsogleich erkannte mich die Wunderholde auch wieder, bot mir die Hand zum Gruß und führte mich stummen und verstarrten Mann in's Gemach. Da fühlte ich's wohl in meiner Brust, daß ich auf der Stelle in Liebe zu der Jungfrau entbrannt war und mein Herz pochte laut.

Im Gemach saß Herr Bergfeld auf dem Faulstuhl, er war alt und siech geworden, doch freute er sich sehr mich wiederzusehen, und reckte mir freundlich die Faust her; als ich ihm selbige drückte, war mir's als ob mein Herz zerspränge, und ich wußte nicht, ob ich weinen oder juchheien sollte, so wunderlich lief mir's in dem Hause durch's Gemüth.

Derweil ich nun dem Alten meine Begegnisse erzählen mußte, setzte die Jungfer Hilte mir einen guten Imbiß her, doch konnte ich nur Bröselein über meine Zunge bringen, obwohl ich, seit ich von Scheppenstedt weggeritten, nichts gegessen hatte; denn das Herz war mir gequollen und ließ nichts durch die Kehle eingehen, auch war ich mit meinem Sinn bei allem, was ich that und redete nur halb, da meine Augen immer liebedürftig auf der Hilte hafteten. -- Als nun Herr Bergfeld einen Diener in den goldenen Stern schicken wollte, um mein Bündlein zu holen, wehrte ich diesem Vorhaben sehr, denn ich schämte mich meiner Narrheit

und meines ritterlichen Einzugs. Doch sagte ich zu dem guten Bergfeld, daß ich zu Roß eingeritten wäre, das könnte er doch nicht in seinem Hause unterstellen, dazu hätte ich nur einen kleinen Wetschger ohne Werth, drum könne alles im goldenen Stern bleiben. — „Gut," sagte Herr Bergfeld, „ich bin's zufrieden; doch dulde ich nimmer, daß Ihr selbst unter anderm Dache ruht, Ihr müßt Euer Losament bei mir nehmen." — Das nahm ich an und war von Herzen froh, ging in den goldenen Stern und befahl den Knechten mein Roß wohl zu pflegen und die Waffen fein vom Staube zu säubern, ich würde nach einigen Tagen alles mit gutem Gelde einlösen; auch gab ich dem Wirth gleich vier Groschen auf die Hand.

Wie ich nun wieder zu Herrn Bergfeld kam, erzählte er mir, daß ich über meinen bösen Feind, den Curd von Breitkamp, ganz ruhig sein könnte, der sei mit Herzog Heinrich von Wolfenbüttel ausgezogen, um gegen die Stiftischen zu streiten. Die Stiftischen, er müßte es nur sagen, obwohl ich selbst von Hildesheim sei, wären auch ein über alle Maßen übermüthig und feindlich Gesindlein, hätten gedroht, sie wollten sengen und brennen in braunschweigschen Landen, daß der rothe Hahn miteins über Braunschweig und Wolfenbüttel hinflöge; aber die Herren Herzöge würden den hildesheimischen Plattnern schon auf die Fäuste schlagen. Ich sollte mich doch ja nicht wieder in die Stadt machen, fuhr er fort, mein Väterliches könnte ich während der

Kriegsläufte doch nicht herausbekommen, ich sollte nunmehr ein guter braunschweigischer Bürger werden, Brief und was sonst nöthig sei, wolle er schon beschaffen.

Solcher Rede wurde ich wenig froh und mußte meinen Zorn an mich halten, daß ich nicht mit Poltern und Streit hervorbrach. Auch fuhr mir's durch den Sinn, daß jeder zu seinem Land und zu seinen Leuten hält, und daß ich darum dem Herrn Bergfeld die Schwähreden auf meine gute Stadt nicht allzu übel deuten dürfte. Weil er nun aber so schlimm auf die Stiftischen zu sprechen war, so hütete ich mich wohl merken zu lassen, daß ich ausgezogen sei, um gegen die Braunschweigschen zu streiten, und gab vor, daß ich eine Botschaft an den Domherrn Anton von Heimburg wegen eines Erblasses in Würzburg auszurichten habe und den Heimburg im bischöflichen Lager aufsuchen müsse.

Das betrübte meinen Wohlthäter sehr und er ermahnte mich, von diesem Vorhaben abzulassen, da alles Land von Landsknechten überfüllt sei, die mir Gut und Leben gefährden könnten. Ich aber gab zu bedenken, daß ich's in die Hand gelobt hätte, die Botschaft auszurichten, und also als ein ehrlicher Mann mein Gelöbniß halten müsse. Wie nun Herr Bergfeld sah, daß ich festen Sinnes war, seufzte er auf und nahm Barett und Mantel. „Da Ihr denn einmal auf Euerem Sinn besteht," sprach er, „so will ich mich in der Stadt umthun, damit ich in Erfahrung bringe, wo der Bischof jetzt mit seinem Heerhaufen Lager hält, und auf welchen

Wegen man am raschesten und sichersten dorthin kommt. Gehabt Euch wohl!" — Damit ging der Gute, und ich blieb mit Jungfer Hilten allein. —

Mein Herz brannte heftiger und heftiger für die Jungfrau, besonders als ich inne wurde, daß ihr mein Abschied und meine gefährliche Fahrt in das bischöfliche Lager auch hart zu Herzen ging. Ich saß der Holden still gegenüber, so daß sie zuerst das Wort nahm und fragte, warum ich so still da säße, ob mir ein Kummer auf der Brust laste? Da hätte ich's gern gleich herausgesagt, daß ihre Holdschaft es wäre, welche meine Brust und meine ganze Seele erfülle, aber die Kraft der Minne band mir den Mund, so daß ich weiter nichts vorbringen konnte, als daß ich mich verwundere, wie die Jungfer Hilte so groß und schön aufgeschossen sei, ich hätte gar oft in Nürnberg an sie als an das Kind gedacht, dem ich vor Jahren eine Puppe geschnitzt. — Da lächelte die Jungfrau mild und trat an einen Schrein; auch ich erhob mich, ich weiß nicht recht warum, denn all' mein Herz war mir zu Haupt gestiegen und ich hatte nur verworrene Gedanken. Da nahm Hilte die Puppe, welche ich ihr einst geschnitzt, aus dem Schrein, um mir zu zeigen, wie sorgsam sie das künstliche Menschlein bewahrt habe. Wie sie nun so die Puppe herhielt, faßte ich danach und erfaßte der Jungfrau Händlein mit. Darüber sah sie mich verwundert an, also daß ich ganz zag wurde und wie ein Bittender nichts weiter vorbringen konnte, als: „Liebe, herzliebe Hilte!" —

Auf das Wort schlug die Jungfrau die Augen nieder und bat mich leise, daß ich ihr die Hand los geben möchte, es könnte Katharine, die Wirthschafterin, dazukommen und Unnützes davon denken, ich aber ließ die Hand nicht los und wurde mit einemmal wunderbar beredt. „Herzliebe Jungfer," sagte ich, „möchte doch alle Welt sehen, wie ich Euch in Liebe zugethan bin, und möchte vor allen Euer herzlieber Vater jetzt eintreten, damit ich ihn um Eure Hand und seinen Segen bitten könnte! Ich denke, ich kann nimmer ohne Euch fürder durch die Welt gehen!" —

Derweil ich so und noch mehreres sprach, habe ich die Hilte an beiden Händen festgehalten und hat sie mir das nicht verübelt; miteins aber wand sie flugs die Hände los und murmelte leise und niedergeschlagenen Blicks, ich möcht's dem Vater sagen, — und husch, war sie nach dem Worte zur Thüre hinaus. — Ich aber tanzte in aufwallender Freude wie ein Faschingsnarr in der Stube umher und war so verblendet, daß ich's anfangs gar nicht vernahm, daß Herr Bergfeld eingetreten war und verwundert auf der Schwelle stand. Als ich endlich sein gewahr wurde, stand ich erschrocken still und schämte mich meiner Narrheit, faßte mir dann aber ein Herz und sprach zu ihm: „Mein lieber Herr Bergfeld, seht mich nicht für einen Phantasten an; es liegt in Eurer Hand, mich von einem Lazaro zu einem Salomo umzutaufen. Gelt, Ihr wollt meinem Glück nicht im Wege sein?" — Da verwunderte sich Herr Bergfeld

und sprach tröstlich zu mir, daß er mir, wie ich wohl wisse, von Herzen gewogen sei. Wenn ich etwas Gutes erbäte und er es gewähren könne, so wolle er das gern thun. Darauf nahm ich gleich einen kühnen Anlauf und bat ihn um seiner Tochter Hand. — Herr Bergfeld stutzte ein wenig, lächelte aber milde und bot mir die Hand mit den Worten: „Nun, lieber Günther, das ist eine Sache, die mir unerwartet kommt, und da ich bei allem, was ich thue, das Wort im Auge habe: „bewieg's eh' du's wägst", so muß ich Euern Wunsch und Willen auch erst eine kleine Weile überlegen; doch will ich Euch morgen endgültigen Bescheid geben." —

Aus solchen Worten faßte ich frohe Hoffnung und meine Seele hüpfte mir im Leibe, daß ich schier hätte vergehen mögen. Auch duldete es mich den Rest des Tages nicht mehr im Hause, ich lief wie ein Thor durch die Stadt und außerhalb der Werke umher, bis auf den Abend. Da suchte ich mein Lager auf, es kam aber, obwohl ich sehr ermüdet war, wenig Schlummer auf meine Augen. — Am folgenden Morgen, als wir uns zum Frühmal setzten, nahm Herr Bergfeld das Wort und meinte, seine Tochter wäre noch zu jung, sie zähle kaum fünfzehn Jahr und könne sich noch eine gute Weile des Ehestandes entbrechen, auch ständen die jetzigen, schweren Kriegsläufte solchem Vorhaben sehr im Wege. Doch sei es ihm recht, daß, wenn ich ein Herz zu der Hilte hätte und sie zu mir, wir uns Treue gelobten, es solle aber kein Geschrei davon

gemacht und kein öffentliches Verlöbniß gehalten werden, bis es der Krieg zuließe, daß ich mein Väterliches von Hildesheim herausbekäme und mir hier in Braunschweig einen Herd gründen könne. — Als der Alte so gesprochen, umfaßte ich ihn und weinte an seinem Halse, dann lief ich durch's Haus und suchte nach der Hilte. Endlich erwischte ich sie im Grashof, und da konnte sie's nicht wehren, daß ich ihr einen herzhaften Kuß auf den minniglichen Mund drückte. Drauf suchte ich stracks einen Goldschmid auf und erstand für mein letztes Geld ein golden Fingerlein zu fünf Gulden, auch einen silbernen Kranz erstand ich, der hielt zehn Ringe und war zwanzig Gulden werth, das band ich alles der hocherfreuten Jungfrau um den Arm, und darauf gelobte mir die Holde Treue für alle Zeit. —

O wie war ich derzeit froh und glückselig! Fast hätte ich aus lauter Liebestrunkenheit die ganze stiftsche Fehde und meinen Kriegszug versessen und vergessen, wenn nicht Herr Bergfeld meiner angeblichen Botschaft erwähnt und mir erzählt hätte, was er vom bischöflichen Lager und von den kürzesten und sichersten Wegen dahin erkundet hatte. O wie reuete mich jetzt mein falsches Vorgeben! Doch konnte ich nicht mehr zurück, was würde der Vater und die liebe Hilte von mir gedacht haben, wenn meine Lügen zu Tage gekommen wären. Ich mußte also fort, so bitter es auch war. Auch kam wieder Zorn und Streitlust über mich, als Herr Bergfeld erzählte, daß die Herzoge das Städtlein Peine bereits

bis auf die Burg erobert hätten, drauf seien sie in's Lüneburg'sche gezogen, und die Bischöflichen lägen zu Celle; wenn ich also meine Botschaft ausrichten wolle, so dürfte ich nicht säumen, denn es hätte das Ansehen, als wollten die Bischöflichen bald eine Schlacht wagen; aber die Herzoge würden den Glatzköpfen schon die Platten scheren, daß Haut und Haar mit fortflöge.

Diese Rede that mir weh und ich dachte bei mir, es ist ein übel Ding, fort mußt du, und erfährt der Vater, daß du gegen die Braunschweigschen streitest und ihn mit falschem Vorgeben belogen hast, so wird er dir gram werden und dir wohl gar die Tochter versagen. Ei, tröstete ich mich aber, er wird's nimmer erfahren, wenn ich als ein fremder Ritter kämpfe! Und nun wuchs mein ritterlicher Aberwitz und meine Streitlust wieder mächtig in mir. Ritterlicher Muth und heiße Liebe kochten und broddelten zusammen in meiner Seele und ich dachte, wie ich's in alten Büchern gelesen, daß ich die Jungfrau durch kühne That und ritterliche Abenteuer verdienen müsse, wie einst die Helden ihre Jungfrauen unter Schildesdach verdienten. So nahm ich denn mit festem Willen Abschied. Hilte weinte sehr, als ich fortzog, und auch der Vater wischte sich die Augen; drum eilte ich mit dem Lebewohl, damit ich nicht weichmüthig würde, und lehnte alles Geleit ab. Von meiner lieben Hilte aber hatte ich heimlich eine Nestel erhascht, die band ich als ein minnigliches Zeichen auf den Helm und ritt am andern Morgen in aller Frühe wohlgerüstet

aus der Stadt und folgte der Straße nach Celle. — Ich trug wirklich einen kühnen Muth in mir, und mit meiner wonniglichen Jungfrau im Herzen hätt ich wohl den mannlichsten Ritter niedergelegt. Das kam alles von der Kraft der Minne. Die Feinde, die ich später in der Schlacht bei Soltau mit scharfen Streichen traf, hätten besonders meines Herzens Maienschein, der Jungfer Hilte, darüber zürnen können; denn wenn wir mit Hast auf den Feind stürmten, habe ich neben dem Namen der heiligen Jungfrau auch immer den Namen der Jungfer Hilte ausgerufen und ein mordlich Schlagen begonnen. —

Den dritten Tag, nachdem ich ausgeritten war, erblickte ich die Thürme von Celle, und als ich vom bischöflichen Lager her die Bungen, Zinken und Kesseltrommeln hörte, da wuchs die Streitlust mächtig in mir und ich spornte mein ermattetes Roß zu schärferem Reiten an. Wie der höllische Jäger stürmte ich dahin, aber mein toller Sinn sollte mir übel gerathen, denn noch war ich weit vom Lager, als mein armes Roß zusammenbrach und ich über seinen Hals hin in den Sand flog. Das Pferd war lästerlich zu Tode geritten und ich wäre auch zu Grunde gegangen, wenn unsere liebe Frau mir nicht wohlgewollt; so stand ich denn mit heilen Gliedern auf und war anzusehen wie ein abgesessener Ritter. Ich war aber nur ein Narr, wie mich Ritter Jobst von Maienberg auch alsbald merken ließ.

Wie ich mich nämlich erhoben hatte und umhersah, ritten zwei Reisige in unsers Herrn Bischofs Farben

grad auf mich zu. Ich warf die Gleve von mir und schrie ihnen eiligst entgegen, daß ich ein Freund und ein hildesheimisch Kind wäre; ich hätte Gleiches wie sie zu thun vor und wollte gegen die Braunschweig'schen streiten. Da forderten mich die Ritter auf, meinen Namen und meine Herkunft zu sagen und ich hatte noch nicht ausgesprochen, als der eine, in welchem ich, als er das Helmgitter aufschob, Jobst von Maienberg erkannte, laut und höhnisch zu lachen begann. „Potz hinkende Gans!" schrie er, „seid Ihr nicht Henning Günther? Welch Kaiser oder König schlug Euch denn zum Ritter? Ist wohl gar der Großtürk selbst gewesen? Laßt Euer Wappen sehen, Henning, sonder Zweifel ist's eine Zimmeraxt und ein Winkelmaß!" — Ueber diese Rede ergrimmte ich so sehr, daß ich nach dem Schwerte griff, aber der andere Ritter wehrte ab und verwies auch dem Maienberg seinen groben Spott; dieser edele Ritter war Herr Heinrich Strohbart, der ein Fähnlein führte und nachmals hildesheimischer Stadthauptmann wurde.

Mein Herz quoll vor Betrübniß und Unmuth, als Herr Strohbart mich nun ermahnte, ich sollte den Stechhelm und den andern Mummenschanz weglassen, wenn ich mit ihm zu dem Heerhaufen zu stoßen gewillt sei, in dem ritterlichen Zeug würde ich doch nur ein Gespött des landsknechtischen Volks. Mit schwerem Herzen schickte ich mich an, der Ermahnung zu folgen und fing betrübt und roth vor Scham an, die Beinberge aufzunesteln.

Indem plautzt und kracht es ganz in unserer Nähe von scharmuzirenden braunschweigischen und hildesheimischen Völkern. Als aber die Braunschweigschen merkten, daß wir auch zum bischöflichen Volk gehörten, nahmen sie das Hasenbanner bis auf einen, dem das Bein zerschossen war, so daß er am Wege liegen bleiben mußte. Den Gefallenen ließ Herr Strohbart auf einen Karren laden und gefangen fortführen, auch nahm er ihm die Waffenstücke und meinte, die könnte ich nun fortan tragen. Da nahm ich für die Gleve die Streitaxt, für den Stechhelm die Haube, meinen Harnisch und mein gutes Schwert aber behielt ich. Dazu nahm ich aus meinem Wetschger mein roth- und gelbgestreift Röcklein und that derbe Schuh an, so daß ich bald als ein wohlgerüsteter schmucker Landsknecht einhertrat.

Als wir ins Lager kamen, verschwatzte der Maienberg meine ritterliche Mummerei doch den andern Knechten und Rittern, so daß ich manch spöttisch Wort hören mußte. Das währte bis auf die große Schlacht, in welcher ich mit meiner Hilte im Herzen so mannlich stritt, daß der Schaarmeister, Herr Asche von Kramm, mich eines öffentlichen Lobes werth hielt. Da hielten Maienberg und die anderen Spötter die Mäuler. Nach Jahren aber hat der Maienberg sammt meinem alten Feind Curd von Breitkamp doch wieder durch seinen Spott mich zum grimmsten Zorn erweckt und ich hätte ein schändlich Ende darüber haben können, wenn meine herzliebe Hilte nicht gewesen wäre. Doch das will ich

dem Leser hersetzen, nachdem ich erst kurz vermeldet, wie die Schlacht bei Soltau verlief und welch herrlichen Sieg uns Hildesheimischen unsere liebe Frau verlieh. —

Als wir zu dem hellen Haufen gestoßen waren, stellte mich Herr Strohbart unter sein Fähnlein, welches meist aus hildesheimischen Kindern bestand; die tranken, würfelten, scherzten und sangen, daß es eine Lust zu hören und zu sehen war. Viele erkannten mich gleich wieder und erfaßten mit freundlichem Gruß meine Hände. Hans Sewing und Jürgen Sötefleisch aus der Schuhstraße brachten mir's stark in Eimbeckschen Bier zu, und auch Herr Strohbart selbst, der eines gewaltigen Trunks mächtig war, ließ mir freundlich einschenken. Die Fröhlichkeit währte bis tief in die Nacht, dann thaten wir, nachdem die Wachen ausgestellt waren, einen geringen Schlaf und brachen am andern Morgen, nachdem wir die Messe gehört und drei Pater noster und drei Ave Maria inbrünstig gebetet hatten, frohgemuth in Schlachtordnung auf. Die Ordnung wurde so gehalten, daß Herr Asche von Kramm mit den Geldrischen Reitern und vielen Rittern voranzog, einen guten Haufen Fußvolk und auch mich mit Strohbarts Fähnlein nahmen sie in die Mitte. So kam ich in die Vorhut und zum ersten Anrann. Rennfähnlein und Nachhut zog mit vielen Stücken hinterher, aber auch dem großen Haufen zur Seite zog ein gut Theil ganzer und halber Karthaunen, Scharpentiner und andere Geschütze.

Als nun dem Feind solch reisiger Zug verkundschaftet

war, verließ er kühn und übermüthig die Wagenburg und wandte sich uns entgegen auf Soltau. Da war's zuerst anzusehen wie schwarze Striche am Himmel und an den Wolken, dann aber fing's an zu glitzern und zu glänzen, und bald konnten wir Helme und Fähnlein zählen. Da schritten wir streitmuthig noch eifriger aus, dem Feind entgegen, schrieen laut zu unsrer lieben Frau und ließen die Karthaunen dermaßen brummen und singen, daß der Feind in seinem Vorgehen zu stutzen anfing. Kaum hatte Herr Asche von Kramm das Zaudern bemerkt, als er mit den Geldrischen Reitern in großer Furi auf den Feind einsetzte. Da wurde auf die Helme gehämmert, daß das Feuer von den Schwertern stob, und es dauerte nicht lange, so saßen wir den Braunschweigschen zwischen Chor und Kirchhof und hatten ihren Gewalthaufen zertrennt. Nun gab's erst ein gräuliches Balgen und Morden mit den Fußknechten und sattellosen Reitern, wir aber gebrauchen wacker unsere Schwerter und Aexte, so daß die Feinde allerorts zu weichen begannen.

Wie ich nun während der Balgerei einen Braunschweigschen Landsknecht mit der Streitaxt den letzten Rest auf die Haube gab, zerbrach mein Schaft, so daß ich eiligst zum Schwert griff. Kaum aber hatte ich das Schwert fest erfaßt, als einer der gefallenen feindlichen Reiter sich unter dem Rosse hervorhob; der Reiter hatte den Helm verloren, so daß ich auf den ersten Blick meinen Todfeind, Curd von Breitkamp, in ihm erkannte.

Auch er hatte meiner wahrgenommen und hieb mit grimmen Flüchen so mordlich auf mich ein, daß mir die Schulterbänder vom Harnisch sprangen, eh ich mich einmal recht besann. Ja, ich hätte unter seinen Streichen wohl meine Seele in's Gras speien müssen, wenn mir nicht Just Wulfhagen von der Goßlarschen Straße tapfer beigesprungen wäre. Da salvirte sich Curd Breitkamp vor unsern Schwertern eiligst im Getümmel, wir aber stürmten mit wildem Stoßen und Schlagen mannlich hinterdrein. — Es währte auch nicht lange mehr, so begannen die Hunde auf feindlicher Seite allerorts auf den Steißen zu rücken, und was nicht todt auf der Wahlstatt blieb, schaarte sich um das Hasenbanner. — Es deckten aber ihrer bei Viertausend die Wahlstatt, an zwanzig Karrenbüchsen fielen in unsere Hände, auch viel Banner, Wagen und Geld und Gut. Den Hauptfang aber machten wir an Herrn Herzog Erich und Wilhelm selbst. Daß Herzog Erich gefänglich angenommen wurde, war zum guten Theil mein Verdienst, und habe ich fürder viel Ansehen und Lob davon gehabt. Der Geldersche Reiter nämlich, der mit Herrn Erich mannlich gestritten, nahm mich auf der Wahlstatt von Herrn Asche von Kramm beim Hals, und pries vor mir laut, daß sein Leben keinen Hahnenkopf mehr werth gewesen wäre, wenn ich nicht ihm zur Seite gestanden und den Herzog hätte aus dem Sattel stoßen helfen.

Nach diesem großen Siege zogen wir mit der Beute unter lautem Juchheien, Klingen und Singen auf Soltau

und von da auf Celle, wo wir Herzog Erich in gutem Gewahrsam ließen. Den Herzog Wilhelm aber führten wir mit uns, und war ihm ohne Zweifel eine häßliche Trauerfahrt, was uns eine fröhliche Siegsfahrt war. —

Nach einigen Rasttagen zogen wir in's Stiftische, und je näher wir der guten Stadt Hildesheim kamen, desto mehr wuchs unser Zug an Volk und Bauern, welche mit ihren Priestern und Kirchenfahnen einherzogen und Gott lobten für den verliehenen Sieg. Als man uns nun zuerst von den Thürmen der Stadt erblickte, fingen die Pulsanten mit allen Glocken zu schlagen an, und die Bürger brannten auf den Wällen und Basteien mächtige Stücke los. Am Thor empfingen uns die Ämter und Gilden und machten uns als rechten Helden viel Reverenz. Herr Hans von Steinberg, der die gewonnene Braunschweigsche Hauptfahne trug, zog uns die Straßen voran; da sahen wir alle Fenster, Erker und Lauben mit holden Frauen und Jungfräulein besetzt, welche Blumen und Laubwerk auf uns herabwarfen. Wie ich solches sah, dachte ich bei mir, ich möchte gleich einen Finger der rechten Hand darum geben, wenn meine herzliebe Hilte unter den Frauen wäre und mich als einen rechten Helden schön grüßte! — Im Dom ward das Te Deum laudamus angestimmt, die erbeuteten Feldzeichen hineingetragen und in allen Kirchen Gott gelobt.

Während sich nun nach dem Gottesdienst alles fröhlich taumelte, ging ich nach dem langen Hagen, um

mein väterlich Haus aufzusuchen; ich fand es sehr wohl bestellt, und meine Base wollte nicht aufhören mit freudigem Weinen, als sie mich wieder sah und herzte. Mein Hab und Gut hatte keinen Schaden genommen, ich war ein wohlhäbiger Mann, und dachte, daß mir nichts weiter fehle, als die Hilte in meinem wohlbestellten Hause schalten und walten zu sehen. — Die folgenden Tage gingen in Fröhlichkeit hin und ich war allerorts wohl gelitten, weil von meinem tapfern Streiten bei Soltau viel Aufhebens gemacht war. Am Abend des vierten Tags sollte die Siegsfeier durch große Gastereien beschlossen werden, drum legte ich feine, sammtene Stücke auf und ging mit andern hochachtbaren Bürgersöhnen zum Altstädter Rathhaus, wo das vornehmste Banquet statt haben sollte. Ein Riedemeister nebst zwei Hauptleuten empfing mich in der Thür, gab mir viel Lob und führte mich vor den regierenden Herrn Burgemeister. Der war überaus leutselig gegen mich, lobte vor allen Versammelten meine kund gewordene Streitbarkeit und gab mir am Tisch ein Ehrenplätzlein neben den Herren vom Rath. Ich war anfangs ganz verstummt und verdummt von all der Ehre und hatte bei mir weiter kein Begehren, als daß die Jungfer Hilte hier im Saal sein möchte, um mich und mein Ansehen mit ihren wonniglichen Augen zu bescheinen.

Wie aber Freud und Leid oft auf einen Tag kommt und wie aus einem Sack geschüttelt wird, hat der günstige Leser gewiß schon an sich selbst erfahren:

„unverhofft kommt oft," und so sollte mir denn auch noch am heutigen Tage, grade als ich ganz roth und heiß war von Wein, Lust und Ehre, ein widerlich Gewürm in den Freudenbecher fallen.

Das reiche Mahl hatte schon sein Ende genommen und die Marktknechte und Rathsdiener bereits manchen Herrn, der schweren Hauptes geworden war, davon getragen, als die Tische weggeräumt wurden und die Spielleute lustige Tanzweisen begannen. Da zog ich die Jungfer Gallen zum Tanz auf und mußte sie dreimal herzen, denn Herrmann Wulfhart, der im rothen Rock und gelbem Aermel den Reigen mit Jungfer Pini führte, hatte ein verliebt Herz auf die Jungfrau und gab ihr beim Umwenden einen Kuß, das mußten wir, wie es Sitte ist, ihm nachthun, und wenn also Wulfhart seine Jungfrau herzte, so herzten wir in Züchten und Ehren unsere Jungfrauen auch. Als ich nun eben der Jungfer Gallen den dritten Kuß gegeben hatte, trat einer von meiner Freundschaft zu mir heran und tuschelte mir leise in's Ohr, draußen am Brunnen stände ein fahrender Jude, der mir eine wichtige Botschaft von Braunschweig zu bringen hätte. Da überlief's mich heiß, nahm in ziemlichen Worten Urlaub von meiner Jungfer und eilte die Rathhaustreppe hinab dem Brunnen zu. Da stand richtig Schaie, der Jude, und hatte für mich ein von meiner süßen Hilte eigenhändig geschriebenes Brieflein, denn die Hilte konnte schreiben wie ein Pfaff. Ich hätte dem jüdischen Teufelskind

vor Freuden gleich um den Hals fallen mögen, wenn ich mich nicht der Sünde gefürchtet hätte, doch gab ich ihm einen ganzen Gulden Botenlohn. Darüber war der Jude hocherfreut und sprach, daß er oft zwischen hier und Braunschweig ginge, er könne drum Briefe hin und zurücktragen, auch wäre er ein verschwiegener Mann. Das war ich wohl zufrieden, und der Jude fuhr seine Straße.

Ich aber ging nicht wieder zum Tanz hinauf, sondern stracks nach Hause, wo ich mich in ein Kämmerlein verschloß und die Lampe anbrannte, um das liebe Brieflein zu lesen. Ach, aber welch Leid kam über mich, als ich in dem Briefe las, daß die Hilte ihn vor eitel Weinen nur ganz schlecht hätte schreiben können! — Das käme von ihrem Herrn Vater, hieß es, der wäre ganz wild und wüthig auf mich, weil ich ein falscher Mann sei, der ihn belogen und betrogen habe. Es wäre ein eitel lügnerisch Vorgeben gewesen, daß ich im bischöflichen Lager nur eine Botschaft hätte ausrichten wollen, denn der Vetter Curd von Breitkamp sei verwundet heim gekommen und habe sich hoch und theuer verschworen, daß ich an der Unglücksschlacht bei Soltau theil genommen und ihm selbst im Streite ein Ohr herunter gehauen habe. So hätte ich mir denn bei ihrem lieben Vater, der, wie ich wisse, gut Braunschweigisch sei, einen so bösen Sessel geflochten, daß er von dem Verlöbniß nichts mehr wissen wollte, und was das Schlimmste wäre, der Curd sei wieder zu Gnaden

aufgenommen und ließe nicht nach, mich bei dem Vater mit Tinte zu streichen. Den Brief hätte sie mit der Katharine Hülfe nur ganz heimlich dem Juden Schaie, der aber treuer als mancher getaufte Christ sei, zustellen können; durch besagten Juden könne auch ich ab und an ein Brieflein schicken. Herzukommen nach Braunschweig solle ich mich um der Wunden Jesu nicht unterfangen, das würde mir Leib und Leben kosten. Wenn ich sie recht lieb hätte, solle ich mich ja fein ruhig zu Hause verhalten und Geduld haben, sie hielte ihr Verlöbniß und wollte mein eigen sein bis an den Tod.

Diese traurige Epistel drückte mir das Herz so zusammen, daß ich mehrere Tage hindurch wie ein unweiser Mensch anzusehen war. Ich ging keinen andern Weg als zu St. Michael oder in den Dom zu unserer lieben Frau und ließ nicht nach mit beten und opfern, auf daß sie mir mein Kreuz leichter machen möchte. Die Gebenedeite ließ mich auch nicht zu Schanden werden, sondern stärkte meinen Muth, daß ich Kraft gewann, der Hilte durch den Juden wieder einen Brief zuzusenden; von da an hat das Geschreibe kein Ende genommen und mir viel Trost gewährt. Endlich faßte ich auch den Muth und schickte um Lichtmeß durch Dietrich Sengebehr, dem Wandschneider, dem zornigen Vater Bergfeld einen Brief, in welchem ich sein Mitleid und seine Vergebung anflehete; doch die Mühe war verloren, denn der Curd hatte den alten Mann wohl auch durch allerlei Lügen bethört und ganz gegen mich eingenommen.

So machte ich mich denn mit meinem schweren Stein auf dem Herzen in Hildesheim seßhaft und ging meiner Hantirung nach, ich hatte den Trost, daß mir Hilte treue Liebe bewahren würde, und dachte, es würde doch wohl noch die Zeit kommen, in welcher ich sie als mein bestes Kleinod in die Arme nehme; hat doch Vater Jakob, dachte ich, vierzehn Jahre harren müssen, ehe er seine herzliebe Rahel heimführte, und ist sie ihm doch geworden!

Ein anderer und großer Trost war für mich die Bildnerei, die ich jetzt wieder fleißig und rechtschaffen übte. Das Kriegshandwerk ließ ich ganz bei Seite, da ich an mir wahrgenommen hatte, daß das Sprichwort: »inter arma artes silent« sein Recht habe. So nahm ich denn für die Streitaxt den Schnitzer und für das Schwert den Meißel und trieb manch fein Stück für Kirchen und Häuser in Holz und Stein. Unter den Häusern, die damals meine Kunst verschönte, nenne ich dir vor allem Herrn Strohbarts Haus auf der Oldbetter Straße, dem setzte ich zwölf Fächer und stellte ein großes Kriegsvolk mit Rossen, Reitern, Karrnbüchsen, Bungen und Pfeifen darauf. Da war zu sehen wie das Kriegsvolk zu einer Schlacht auszog, drauf war das große Schlagen selbst zu sehen, und endlich unten in den letzten Fächern zeigte ich, wie die Schlachtung verlaufen. Das Bildwerk machte Herrn Strohbart, der recht für das Kriegswesen lebte, große Freude, und er gab mir reichen Lohn. Des nachmaligen Burgemeisters Dietrich Pini

Haus zierte ich mit der Geschichte Josefi. Da war zu sehen, wie Josef von seinen verteufelten Brüdern verkauft wurde, ferner wie Josef ein großer Kanzler in Aegypten geworden war und wie er durch Potipharis Weib in große Gefahr kam. Auf dem letzten Fach zeigte ich, wie Josef seine verteufelten Brüder wieder zu Gnaden aufnahm; und der Herr Domprobst sagte, als er das Werk sah, hier stände alles, was sich mit Josefo begeben und zugetragen, und wäre kein Titelchen dran erlogen. Das kitzelte mich gar sehr. — Mein Hauptwerk aber vollführte ich an dem stattlichen Amthause der Knochenhauer. Das verzierte ich mit allerlei Bildwerk, welches auf das Amt hindeutete, und faßte alle Ständer, Querriegel und Wandrahmen in feines Laub- und Blumenwerk. An diesem Hause, sagten erfahrene Meister, wäre meine größte Meisterschaft zu Tage getreten, und das Amt war so erfreut darüber, das es auf den Vortrag des Zunftmeisters, Jürgen Kork, beschloß, mir außer einem guten Lohn noch eine überaus stattliche Wurst zu verehren. Diese Wurst banden sie mir auf Fastnacht um den Arm, und es war lange Zeit keine solche Wurst gesehen worden, denn sie maß dreizehn und eine halbe Elle und war dicker als ein starker Mann im Schenkel. Diese Wurst verzehrten wir auf dem Amthause, zu jeder Elle waren vier Gäste geladen, und dabei fand ein gewaltiges Trinken statt, wobei auch das ganze Fäßlein Moraz aufging, welches mir der lateinische Koch verehrt hatte, weil ich ihm

über der Thür eine überaus feine Hildesheimsche Jungfer anfertigte.

Außer diesen habe ich noch viele Werke gemacht, von welcher ich nur noch das an Hermann Konrings Hause kurz erwähnen will. Dem setzte ich unsern Herrn Jesum beim Nachtmahl über die Thür, mit seinen Jüngern, dabei schlug mir der Schelm den Nacken, daß ich dem verteufelten Judas ein Angesicht gab, ganz so wie es der Curd Breitkamp trug. — Ich wurde durch meine Kunst ein reicher und hochachtbarer Mann, und was die Hauptsache war, sie gab mir herrlichen Trost in meiner Bekümmerniß, denn wenn ich auch die Bildwerke für Andere machte und verkaufte, so blieben sie doch immer mein eigen und sprachen mich freundlich wie liebe Kinder an. Noch jetzt, wenn ich an meinem Stabe durch die Straßen wanke und zu den Bildern aufschaue, ist es mir, als ob sie mir niemand nehmen könne, es sind und bleiben meine, des Henning Günther Bilder, aus meinem Haupt und Herzen sind sie geboren.

Weil ich nun ein wohlachtbarer, allbeliebter junger Bürger und dazu lang und schlank und mannlichen Angesichts war, auch ein gut Stück Geld zu Gastereien und Collationen anwenden konnte, hat man mir im zweiten Jahre nach der stiftischen Fehde die Ehre angethan, mich zum Maigrefen zu erwählen. So lange der Krieg währte, war man nicht in den Mai geritten, jetzt aber, da sich die Leute von den Plagen ziemlich erholt hatten, kamen sie überein, den Mairitt wiederum

zu begehen und ihn so reich und stattlich abzuhalten, wie er lange nicht in Hildesheim gesehen worden sei. Die Leute thun recht daran, daß sie dem wonniglichen Maimond durch ein so schönes Fest ihren Gruß bieten. Wird es Einem in der holden Maienzeit doch ganz wunderlich um die Brust, so daß Mann und Weib von überwallender Liebes- und Lebenslust erfüllt wird. Es ist, als ob Gottes Sonne mit dem Eis und Schnee von Wäldern und Feldern, von Dächern und Straßen auch eine winterliche Eisrinde um der Menschen Herzen wegschmelze, so daß das Herz Raum gewinnt und sich dehnt und fröhlich hüpft in der freien Brust. Dann duldet's die Leute nicht mehr in den Häusern und Straßen, sie müssen hinaus vor die Stadt, in den grünenden Wald, oder auf den Anger unter die Blümlein, die auch nicht mehr unter der Erde schlafen können, sondern munter aus dem Grase springen und sich recken und dehnen in der warmen Sonne Schein.

Es war mir auch in diesem Frühjahr des fünfzehnhundert und vierundzwanzigsten Jahrs ganz besonders wonniglich ums Herz, zumal, wenn ich meiner vielsüßen Hilte gedachte, die mir vor kurzem wieder ein recht tröstliches und liebliches Brieflein geschrieben hatte, das ich unterm Wamms auf dem Herzen trug. O hätte ich die liebe Traute nur ein einzigesmal erschauen und um den Hals fassen dürfen, das hätte mich noch wohliger gemacht als alle Maien-Wonne, denn mit Recht sagt ein guter deutscher Poet:

So die Blümlein aus dem Grase dringen
Und sie lachen zu der klaren Sunnen,
In ein Maien an dem Morgen fruh.
Und die kleinen Vögelein wohl singen,
In der besten Weise, so sie künnen,
Welche Wonne mag sich deme gleichen zu?
Nun wohl, wollt ihr die Wahrheit schauen,
Gehn wir zu des Maien Hochgezeihte,
So mit aller seiner Kraft jetzt kummen,
Schaut an ihn und schaut an schöne Frauen,
Ob ein das andere überstreite. —
Herr Maie, ihr müßt Märze sein,
Denn schöner ist die Fraue mein! —

Als mir nun so vor eitel Liebes- und Maienlust die Seele aus dem Leib springen wollte, konnte mir keine fröhlichere Botschaft kommen, als wie sie mir der Stallmeister Friedrich Busch mit seinen reisigen Dienern ankündete. Er meldete aber mit vieler Reverenz, daß ich, der hochachtbare Bürger und wohlverdiente Bildner, Henning Günther, von Amt und Stallmeistern mit Zustimmung aller Bürger zum Maigrefen erkoren sei. Drum wäre ich gebeten und angehalten, von hier ab auf den dritten Tag mit dem Gefolge gen Uppen zu Holze zu reiten und den Mai herein zu holen, auch der Stadt alte Gewohnheiten stricte zu observiren und wahrzunehmen.

Als ich nun solche Botschaft mit gebührendem Dank vernommen hatte, stiegen mir wieder wunderliche Tauben ins Haupt. Es erwachte nämlich mein alter ritterlicher

Aberwitz, so daß ich in der schönsten adeligen Kleidung gen Uppen zu reiten beschloß. Drum zog ich die feinsten sammtenen und seidenen Stücke hervor und ließ meine neuen Pludderhosen, welche damals der Hochmuthsteufel in die Welt brachte, von Meister Henken noch mehr weiten, so daß sie mir fast auf die Schuhe fielen, auch ließ ich viel silberne und goldene Posamente darauf setzen. Diese köstlichen Hosen that ich nun am Morgen des bestimmten Tages an und nahm dazu ein Wamms und ein Mäntlein, das nicht minder kostbar war, auch steckte ich einen großen, gelb und rothen Federbusch auf das Barett und flocht ein gut Theil köstlicher Perlen in den Bart. — Als ich nun so in meinem Schmucke dastand, riefen auch schon die Trompeten und Zinken die Gilden und Bauerschaften auf, ihre Abgesandten für den Mairitt zu stellen; da setzten sich flugs die Vormänner der Gilden und Bauerschaften zu Roß und mit ihnen noch eine gute Zahl anderer berittener Bürger. Herr Hinrich Strohbart führte als Stadthauptmann ein Fähnlein wohlausgerüsteter Stadtknechte mit Büchsen und kurzer Wehr den Reitern zu und ordnete alle unter Trommel- und Tropetenschall und unter dem Zulauf eines großen Volks zu einem stattlichen Zug, um mich abzuholen.

Sobald ich nun den Zug um die Burgstraßenecke in den langen Hagen einbiegen sah, ließ ich eiligst ein gut Faß Einbeckisch Bier anstechen und empfing die fröhlich Grüßenden mit einem guten Trunk. Dann

trat ich, von den beiden Riedemeistern begleitet, in all meinem Prunk vor die Thür, und alles schrie mir vor Wohlgefallen laut zu und ließ mich hochleben. Das that meiner Hoffart übermäßig wohl. — Zwei wie rechte Jungherrlein reich gekleidete Knaben führten mir das schöne mit roth und gelben Federbüschen verzierte Roß vor, das bestieg ich ritterlich, stolzirte an die Spitze der Schaar und ließ zum Aufbruch blasen und die Banner schwenken. Da ging es unter Trommelschlag und lautem Jubelschreien durch die Straßen dem Epelsthor zu, die Sonne lachte freundlich auf das frohe Getümmel und alle Herzen waren der Maienwonne voll. Allerorts an den Fenstern standen festlich geschmückte Jungfrauen, deren schöne Augen wohlgefällig auf mir, dem überaus schmucken Maigrefen, hafteten, das that meinem Stolze vortrefflich wohl; doch stellte ich mich, als ob mich das gar nicht kümmere, ritt stolz und grade dahin und warf auch der Schönsten keinen Liebesblick zu. Wie sollte ich auch? War doch in meinem Herzen kein Plätzlein mehr übrig, denn meine wonnesame Hilte hatte es ganz und gar bezogen und auch das geheimste Kämmerlein darin mit ihrer Holdschaft ausgefüllt. —

Als wir nun nach kurzem schnellem Ritt vor Uppen ankamen, standen dort schon an fünfzig Stadtknechte bei der Landwehr und schossen dreimal uns zu Ehren ihre Büchsen ab. Ich aber hatte von dem Schießen wenig Freude, denn es waren dadurch zwei Hasen

aufgescheucht, die dicht vor mir quer über den Weg liefen; wie das meine Augen sahen, erschrack ich sehr und wurde betrübt, denn ich sah ein böses Zeichen und eine Warnung Gottes darin. Der Casus machte mich so unmuthig, daß ich bei dem kostbaren Mahl in Uppen, welches mich an fünfzig Gulden kostete, ganz traurig da saß, so daß mich endlich der Hauptmann Strohbart laut anrief und sprach: „Ei der Daus, Herr Maigrefe, was ist Euch in den Bauch gefahren, daß Ihr dasitzt wie ein Frosch um Lichtmeß? Glaubt Ihr etwa an keinen guten Trunk in Uppen? Ist doch bei St. Jürgen kein Hexenöl, was ich Euch hier unter die Nasen stoße!" — Damit reckte er mir einen starken Doppelbecher mit Moraz an den Mund und hielt nicht Ruhe, bis ich den Becher so weit ausgetrunken, daß auch kein Floh mehr hätte darin ersaufen können. Auf diesen derben Trunk schlug's mir wie Feuer aus den Augen. Indem kamen als Hauptmahlzeit die großen, auf grünem Laub ausgebreiteten Krebse und wurden mit lautem Jubel und Trinken empfangen. Da brachte es mir mein Nachbar, Hermann Sprenger, ebenso stark wie Strohbart in Malvasier zu, und je mehr Wein fortan in meinen Leib einzog, desto mehr Traurigkeit zog hinaus. So vergaß ich denn leichtfertig der beiden Hasen und ging nach aufgehobener Tafel mit den Andern fröhlichen Muthes zu den grünen Maibüschen, welche schon auf zwei stattlich bekränzte Wagen geladen waren, um durch uns in die Stadt geführt und vertheilt zu werden. Die Holz-

geschworenen empfingen mich bei den Wagen und hingen mir den Maikranz von Birkenlaub und Himmelschlüsselchen um Hals und Brust. Mit diesem Umhang stieg ich nun weinschweren Hauptes zu Roß und führte den Zug nebst den maibeladenen Wagen nach der Stadt zurück. — Es ist leicht zu erachten, daß auf dem Heimzug das Singen, Trommeln, Blasen und Jubelschreien noch viel lauter war als beim Auszuge, denn das viele Getränk hatte der frohen Leute Muth und Blut noch juchheiliger gemacht. —

Als wir nun in **dulci jubilo** auf der Steingrube ankamen, lief uns aus der Stadt ein so groß Volk entgegen, wie es wohl noch bei keinem Mairitt gesehen war. Die Leute faßten sich einträchtig bei den Armen und Händen und zogen auf beiden Seiten neben uns her mit Singen und lauter Fröhlichkeit. Aller Blicke schauten zu mir auf, wie ich so stattlich zu Rosse saß, viele riefen laut meinen Namen und ließen mich hoch leben. Das that meinem ehrgeizigen Herzen wohl und ich stolzirte wie ein Artusritter dem Osterthor zu, hatte aber den Kopf voll Wein, Hoffart und Aberwitz.

Wie wir nun die Fehmstätte hinter uns hatten und der schmalen Königsstraße wieder zulenkten, mußte sich das Volk enger zusammendrängen und die Pferde konnten nur mit Vorsicht Schritt vor Schritt thun. Mit einemmal erhebt sich ein Gekreisch, ein Zanken, Drohen und Drängen, daß die Rosse hätten mögen toll und wild werden und wir sie nur mit großer Mühe im Zügel

halten konnten. Es gelang meiner Kunst, mein Roß durch die andern und auf den Haufen loszuzwingen, welcher am meisten tobte, denn es gehörte zu des Maigrefen Amt, daß er Ruhe und Ordnung im Zuge hielt. Da höre ich denn, wie die tobenden Bürger rufen: „Werft die Buschklepper vom Gaul! Schlagt das hoffärtige Volk zusammen, daß es die Knochen in den Sacktüchern heimträgt!“ und zugleich sehe ich eine Schaar berittener Edelleute, welche im vollen Stechzeuge unter das Volk getrottet waren. — Sie hätten keine Zeit, sich durch diesen Mummenschanz lange aufhalten zu lassen, hatten sie gerufen, sie müßten zu einem Gesellenstechen nach Poppenburg. — Es waren Hildesheimsche und Braunschweigsche Edele, die sich nach beendigter Stiftsfehde längst wieder vertragen hatten, denn von allem, was zum Adel gehört, hackt das eine dem andern nicht gern nach den Augen, zumal wenn es gilt, gegen die Bürger zu stehen.

Es gelang mir unter Drohen und Ermahnen, mein Roß bis zu den beiden vordersten Rittern, welche vom tobenden Volke wie von einem Knäul umgarnt waren, durchzuzwingen, und als ich nun den Beiden gegenüber meinen Mund zum Warnen und Ermahnen aufthun will, bleibt mir auch das Wort in der Kehle stecken, denn ich erkenne in den Beiden Jobst von Maienberg und meinen Todfeind, Curd von Breitkamp. Da überfiel mich ein arger Grimm und es fuhr mir durch das weinerhitzte Haupt, daß dieser Breitkamp sich zwischen

mich und meines Lebens bessere Hälfte gestellt habe und daß er überhaupt ein überaus boshafter und unchristlicher Mann sei. Da überlief's mich mit unvernünftigem Zorn und ich schrie unter großem Beifall der Menge die beiden Edelinge an: „Herunter von den Gäulen, ihr groben Umpenplumpe, ich, der Maigrefe, lasse euch als Friedbrecher in den Thurm werfen und abstrafen, wie ihr's verdient!" — Ich dachte, die Beiden würden ein zorniges Wort erwidern, aber sie schlugen, und das kränkte mich bitterer als das grimmste Wort, eine gräuliche Lache auf, drängten ihre Rosse noch näher heran, und der Curd schrie laut, daß es alle hören sollten: „Hei, lacht doch über den gestrengen Ritter Hansnarr von der Zimmeraxt! Komm, Harmen Geck, wir wollen dir den Bart pflücken!"

Diese Schmähung vor all den Leuten, die mich so hoch geehrt hatten, machte mich eberwüthig, so daß ich Gott vergaß und den Zornteufel bei mir einziehen ließ, der führte denn auch meine Hand nach der Wehr und, — es war geschehen. — Ich hatte in meinem Grimm einen so gewaltigen Streich und Stich nach dem Curd gethan, daß ihn seine Platten nicht schützten, und als er den linken Arm zur Abwehr hob, mein Schwert ihm zwischen Achselberg und Harnisch tief in die Brust fuhr, da brach der Unglückscurd zusammen und blieb tod. — Jetzt hätte es erst ein unerhört Unheil geben können, wenn der kriegsgewandte Herr Strohbart nicht gewesen wäre. Denn Jobst von Maienberg schrie Mordio und

Zeter, und die andern Edelinge setzten mit solcher Macht an, daß viele aus dem Volke gleich unter die Hufe stürzten, das Volk aber schlug mit Stangen auf sie los, stieß auch mit Messern nach den Pferden, und es war drauf und dran, daß ein gräulich Balgen und Morden den frohen Tag grausam beschließen sollte, als wir uns mächtig zurückgeworfen fühlten. Das kam vom Strohbart, dem es gelungen war, mit seinen Landsknechten durchzubrechen und sich zwischen uns und die Edelleute zu werfen. Der Unglückscurd lag todt, Jobst von Maienberg und noch andere waren mit harten Wunden geschlagen, und auch aus dem Volke lagen viele zerquetscht und wund im Staube.

Alle Freude war in eitel Leid verkehrt, und die Stadt drohte in hellen Aufruhr zu kommen, so daß Rath und Bischof sich in der großen Noth einigten und mit ihrer starken bewaffneten Macht unter vieler Mühe groß Unheil verhinderten, denn es hatten schon einige Neustädtische die Thürme erbrochen und Sturm zu schlagen begonnen. Christoph Satröve, ein bischöflicher Hauptmann, zog mit großer Mannschaft dem Strohbart zu Hülfe und ließ die Hauptstraßen mit Knechten und Ketten absperren. Satröve verkündete mit lauter Stimme, daß er auf seiner fürstlichen Gnaden und auf eines Wohledeln und Hoch- und Wohlweisen Rathes Befehl jeden, die im Streite die Wehr gehoben habe, auffordern solle, sich ehrlich und gütlich zum Gewahrsam zu stellen, damit die Sache nach den Rechten könne ausge-

tragen werden. Während Satröve noch sprach, hatten sich aber die adeligen Uebelthäter, die durch das Zwischendrängen der Landsknechte frei vom Volke geworden waren, im raschen Trabe salvirt, und unsere Berittenen, die ganz vom Volk umwickelt waren, konnten sie nicht einholen, nur der todte Curd und der hart verwundete Maienberg, dem auch das Pferd erstochen war, wurden aufgehoben und in die Stadt geführt. Der Maienberg ist auch nachher gegen Bürgschaft und halb mit Gewalt durch seine Genossen befreit; die adeligen Anstifter des ganzen Unglücks sind auch hinterher alle frei ausgegangen, weil sie die Bürgschaft verfallen ließen und der Stadt, die sich noch nicht vom letzten Krieg erholt hatte, mit harter Fehde drohten. Ich armer Mann sollte nun, weil ich den ersten Todtschlag begangen, für alle das Bad austragen. —

Der Satröve kündigte mir höflich an, daß ich als einer, der zuerst ausgehauen, ihm zum Gewahrsam folgen müsse. Da erhob alles Volk ein drohend Gemurr und schrie, was das für neue Sachen sein? Ich wäre ein hier ansäßiger achtbarer Bürger, könne Bürgschaft hinterlegen und würde nicht davon laufen, auch müsse ich noch einen Lohn obendrein haben, denn ich hätte nur einen tollen Hund erschlagen. — Schon drohete es wieder zum Schlagen zu kommen, als ich mich im Sattel erhob und selbst mit gebrochener Stimme das Volk um aller Heiligen Willen bat, Frieden zu halten, ich wolle mich gern in Gewahrsam begeben, denn der Rath habe

ganz recht, daß er eine Rechtfertigung der That von mir fordere. Da fügte sich das Volk mit Murren und Trauer. — Ich ließ gern alles mit mir geschehen, denn seitdem ich den Curd todt und von Blut überströmt gesehen hatte, war mein sündiger Zorn verraucht und Reue und Verzagtheit griff in meinem Herzen Platz. —

Mit meinen Leiden und Schmerzen, die mich im bürgerlichen Gewahrsam überkam, will ich dich nicht aufhalten, lieber Leser, das wäre unmöglich zu beschreiben und würde mir auch in meinen alten Tagen überaus trübe Stunden machen. Kurz mit wenigen Worten — es ward mir als einem Todtschläger der Prozeß gemacht, und es sollte mir nach dem neuen wälschen Recht, welches sich schon damals mehr und mehr einnistete, mein Recht mit dem Schwerte werden. Lange und hart hatte man im Rathe darüber disputirt, denn allen that es von Herzen weh, daß sie das harte Urtheil über mich fällen sollten. Auch waren meine Freunde vor den Rath getreten und wollten es durchsetzen, daß ich mich nach altem Recht mit des Curd Sippe gütlich und durch Bußgeld abfände. Allein der Consul und besonders der Syndikus, Dr. Arneken, der als ein hochstudirter Mann dem neuen, lateinischen Recht zugethan war, hatte gemeint, der Herr Günther thue ihm selbst leid, das wisse Gott, aber das wahre Recht sei heilig und müsse aufrecht erhalten werden, wenn auch die Welt darüber zu Grunde ginge. Das Abfinden mit den Buß- oder Wehrgeldern sei, wie er aus vielen Autoren bewies,

ein aus der Heidenzeit herübergekommener Brauch und dürfe nach kaiserlichen Geboten und unter christlichen Völkern nicht mehr statt haben, maßen ja auch die heilige Schrift lehre: Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen, und wer Blut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden. So Dr. Arneken. Mein Fürsprecher, Thomas Raufuß, hat ihm zwar auch viele Autoren lateinisch unter die Nase gestoßen und ihm beweisen wollen, daß ich in der Nothwehr gehandelt hätte, aber die Zeugen konnten das nicht eidlich bekräftigen, und ich selbst leugnete es nicht, daß ich den Curd niedergestochen habe, ehe dieser mal mit der Hand hätte an's Schwert kommen können. Noch aber ließen meine Freunde nicht nach, erwirkten Aufschub der Sache und fuhren gen Braunschweig, um mich mit Curds Sippe auszusöhnen und die Sache gütlich zu vertragen, dann meinten sie, solle sich der Arneken nebst den andern lateinischen Eseln schon fügen, und wenn sie's bis vor den Kaiser bringen sollten; sei doch noch vor kurzem, wie der Kaufmann Just Heinichen erzählt, in der Stadt Halle ein Todtschlag gütlich vertragen und mit Bußgeld gesühnt.

Aber Curds Verwandte in Braunschweig hatten harte Köpfe und Herzen und haben meinen Tod gewollt. Heilige Mutter! Was hat da wohl meine herzliebe Hilte geweint und gelitten! Von den Freunden, die nach Braunschweig gefahren waren, erkundete ich auch, daß Herr Friedrich Bergfeld grade auf den Tag, an

welchem ich fröhlich zum Mai ausgeritten war, gestorben sei. Doch konnten sie mir nicht sagen, wie es seiner Tochter Hilte gehe und wo sich die verlassene Jungfer derzeit bei Verwandten aufhalte. Daß ich das nicht wußte, bekümmerte mich noch mehr als mein naher Tod, und ich wäre wohl in Verzweiflung gefallen, wenn sich nicht der hochwürdige Abt von Marienrode, Jodokus Henne, für den ich manch gut Bild gemacht christlich und tröstlich meiner angenommen hätte. Besagter Jodokus suchte mich täglich auf in meinem Gewahrsam und verwies mich mit tröstlichen Worten auf den Himmel. Das that er so kräftig, daß ich nach einigen Wochen, während über meinen Tod noch immer hin und her verhandelt wurde, mein Bildnergeräth begehrte und in meinem Schmerz das Leiden des göttlichen Sohns ausschnitt; das habe ich nachher dem guten Jodoko verehrt. —

Der Rath mußte mich schließlich mit schwerem Herzen zum Schwert verurtheilen, doch sollte ich nicht wie ein gemeiner Malefikant auf der Fehmstätte abgethan, sondern auf dem Markte in meinen besten Kleidern enthauptet und nachher ehrlich in geweihter Erde begraben werden.

Am fünfzigsten Tage nach meiner Einlegung trat Meister Peter, der Henker, mit seinem Gesindlein zu mir in den Gewahrsam, machte mir Reverenz und bat mich, ihm zu vergeben, was er nach den Rechten mit mir thun müsse. Da vergab ich ihm mit tröstlichen Worten und er wollte Hand an mich legen, um mich

auf den Markt zu dem Sandhaufen zu führen, aber der hochwürdige Jodokus wehrte solchem Vorhaben und sprach, er wolle mich selbst geleiten. Da nahm mich der fromme Mann beim Arm, weinte sehr und führte mich die Rathhaustreppe hinab. Aber ich war noch nicht auf den letzten Stufen, als ein ungeheuer Geschrei mich, der ich schon halb im Himmel war, erinnerte, daß ich noch auf der bösen Welt wandele. Wie ich nun halb im Traum meine Augen aufhebe, stürmt ein unbeschreiblich groß Volk durch die Judenstraße und vom hohen Weg her und schreit: „Los, los, los den Henning Günther, hier ist eine Jungfer, die ihn zum ehelichen Gemahl begehrt!" — — Jesus Maria! Trugen da nicht Just Heinzen und der lange Wolter Garber meines Lebens wonnigen Schein, meine viel süße Hilte hoch über allem Volke auf den Armen? Ich sah nur noch, daß sie in weißen Gewanden war und einen grünen Kranz auf dem zu Felde geschlagenen Haar trug, dann streckte ich die Hände nach ihr aus und sah nichts mehr, denn es ward mir schwarz vor den Augen und eine lange Ohnmacht bettete mich in Todesschlaf. —

Siehst du, lieber Leser, da war durch die wonnige Jungfrau mein Leben gerettet. Du mußt wissen, daß damals noch der Brauch galt, daß ein armer Sünder oder eine arme Sünderin in manchen Fällen vom Tode errettet werden konnte, wenn ein Mann oder Weib sich fand und erklärte, daß es den Sünder oder die Sünderin zum ehelichen Gespons begehre. Dieser Brauch

aber hat jetzt, da ich dies schreibe und die neuen wälschen Rechte allerorten mehr und mehr zur Geltung gekommen sind, wohl nirgends mehr statt. Zum letztenmal erlebte ich's hier in Hildesheim im Jahr, da man zählte 1554, daß zwei Diebe, Zacharias Koch und Bernward Steinberg, von zwei Jungfern, Engel Papen und Adelheid Bejern, zu Ehewirthen begehrt wurden, als sie eben ausgeführt werden sollten. Da hat man die beiden Sünder los und den Mägden zur Ehe gegeben, wie du das auch in den Chroniken kannst verzeichnet finden, dem Henker aber mußten die Mägde ein Abstandsgeld zahlen. —

Ich erwachte aus meiner tiefen Ohnmacht in meinem Hause und mein erster Blick fiel auf meine Retterin, die Hilte, welche mit der einen Hand ein mit goldenen Fädlein durchzogenes Fürtuch vor den weinenden Augen hielt und mit der andern meine Hand gefaßt hatte, welche von dem Spanbett herabhing, auf dem ich lag. Da sprang ich ganz gesund auf und hielt die Hilte lange in meinen Armen, so daß ich Anfangs der vielen Freunde gar nicht gewahr wurde, welche sich um uns versammelt hatten. Burgemeister und Rath kamen und wünschten uns Glück, eröffneten uns aber auch, daß den Rechten nach unsere Hochzeit noch heute gefeiert werden müsse. Da wurden wir denn zu St. Michael geführt und eingesegnet. Kannst aber leicht erachten, lieber Leser, daß wir Brautleute trotz aller Fröhlichkeit der Andern doch traurige Hochzeiter waren, denn die überstandene

Noth lastete noch zu schwer auf unsern Herzen. Als aber einige Tage vergangen waren und wir uns von der Noth erholt hatten, hat es wohl in der Stadt und im ganzen Stift keine so glückseligen Leute gegeben wie mich und die Hilte. —

Es hat dem lieben Gott gefallen, mir die Gute nur zehn Jahre zu lassen, da verstarb sie selig und hinterließ mir den Jürgen und den Hans, die jetzt schon beide im Rath sitzen, als kleine Knäblein. Nach diesem schweren Todfall hatte ich eifrig zu beten, damit ich nicht in sündige Verzweiflung fiel, und habe mehrere Jahre nachher nichts anderes bilden können, als eitel Leiden und Marter des göttlichen Sohns und seiner Heiligen. Auch habe ich mich nicht wieder beweiben wollen und bin nun ein alt, grämlich Mensch geworden, den sie bald zu den Vorangegangenen hinaustragen werden. Doch will ich nicht nachlassen, Gott und seinen Heiligen Lob und Preis zu geben, bis mein Zeigerlein wird ausgelaufen sein. **Vale! benevole lector! Fiat voluntas Domini.** Amen! —

Der Wärwolf.

Die neue Zeit mit ihren immerhin berechtigten und durch die Kulturentwicklung begründeten Rücksichten auf das Nützlichkeitsprincip und auf die Fortentwicklung des materiellen und industriellen Lebens, verwischt uns doch mit grobem, nivellirenden Pinsel gar manches schöne und poetische Bild, welches traulich und gemüthlich zu dem Herzen unserer Kindheit und Jugend sprach. Nicht allein die ehrwürdigen, Sagenumwebten Bauten alter deutscher Städte mußten dem modernen Comfort und den baulichen Bedürfnissen moderner Fabrik- und Geschäftsthätigkeit weichen, so daß die Physiognomie mancher Stadt, welche uns noch vor wenigen Decennien an das verwetterte, bärtige Gesicht eines „frommen" Landsknechts, oder an die ernsten, von breiter Halskrause umrahmten Züge eines wohlweisen, mit güldener Kette geschmückten Rathsherrn erinnerte, uns jetzt an das glattbarbirte, hinter steifen Vatermördern blühende Milch- und Blutgesicht eines jugendlichen Commis-Voyageur gemahnt, sondern selbst die Natur hat, wenigstens in den Gegenden Deutschlands, in welchen sich

seit kurzem ein rationellerer Betrieb der Landwirthschaft und das Streben nach durchgängiger Arondirung des ländlichen Grundbesitzes Bahn brach, ihre lieblichste Gewandung und ihren reizendsten Schmuck abgeworfen, um in eine langweilige Uniform oder in ein prosaisches Hauskamisol gesteckt zu werden.

Besonders dürften die Fluren eines großen Theils von Nordwestdeutschland bald ganz das Bild einer holländischen oder chinesischen Musterwirthschaft wiedergeben, denn die früher so bunt durcheinander gewürfelten, von grünen Rainen und malerischen Baumgruppen durchwebten Felder liegen jetzt schnurgrade und einförmig da, wenn auch nett und sauber, wie ein ausgebreitetes Spiel Karten. Die sonst mit Marienblümchen überstreuten Aenger hat der Pflug umgebrochen, um sie dem übrigen Ackerlande einzuverleiben, denn die vortheilhaftere Stallfütterung macht die ausgebreiteten Weiden überflüssig, und Rüben- und Kartoffelfelder geben einen Ertrag von ganz andern Procenten, wie jene grünen Flächen mit ihren schimmernden Gänseblümchen und schnatternden Gänsen ihn geben konnten. —

Lieblicher, romantischer Fletingau, wie hat man deinen Wiesen und Wäldern mitgespielt! Die starken Durchforstungen und Abholzungen haben selbst den Bach verschwinden lassen, der den Silberglanz seiner Wellen durch deine Wiesen und Fluren trug und hier im Schatten einer riesenhaften Ulme, dort unter einer Reihe seltsam ausschauender Weiden, ewig beweglich und traulich

murmelnd dem lauschenden, kundigen Ohr von dem geheimen Leben in Feld und Wald erzählte! — Was seit den starken Abholzungen von dem waldentsprungenen Gewässer noch übrig blieb und sich träg und schlammig über schmutzige Kiesel fortschob, hat jetzt gar die geschickte Hand der Geometer und Ingenieure in enge Drainröhren gezwängt, und man ist drauf und dran, das Flußbett zuzuwerfen, denn die ziemlich breite und mäandrisch gewundene Rinne gibt noch ein gut Stück ertragfähigen Landes. — Fort sind die Ulmen, die Weiden, das rankende Brombeergesträuch und das flüsternde Erlengebüsch! Ständen nicht im Hintergrunde der Landschaft die ewigen Berge, so würde, das über Kartoffeln, Roggen, Weizen und Rappsaat hinschweifende Auge nicht einen einzigen Anhaltspunkt finden, denn jenseits der Berge setzt sich die ununterbrochene Musterkarte nützlicher Gewächse bis ins Endlose fort.

Natürlich ist auch die Mühle längst auf Abbruch verkauft, welche dort unter einer Gruppe vielhundertjähriger Eichen am Bergesabhang versteckt lag und deren einziges Rad die frischen Wellen des verschwundenen Waldbachs in tausend glitzernden Funken spielen ließ. Auch jene Burgtrümmer auf felsenummauertem Hügel waren bereits zu einem ergiebigen Steinbruch für den industriellen Fabrikherrn geworden, dessen Wirthschaftsgebäude dort weiß und blank mit ihrem thurmhohen Schornstein aus den endlosen Rübenfeldern aufragen, bis die Regierung das zerfallene Gemäuer von

dem Eigenthümer erstand und das Bruchstück des Burgthors und den letzten Rest des Bergfrieds restauriren ließ. Selbst die uralte Linde auf der Dingstätte mußte fallen, denn sie stand der Erweiterung des Bahnhofs im Wege; kurz, das brausende Dampfroß durchfliegt im Fletingau eine Landschaft, welche die dort vor zwanzig und längern Jahren Verstorbenen kaum als ihre Heimat wieder erkennen würden, wenn sie wieder aufstünden und die Fluren überschauten, die sie mit ganz andern Interessen, Sorgen und Vorstellungen durchwanderten, als das jetzt dort rüstig schaffende und die Natur bewältigende Geschlecht.

Man muß schon nach abgelebten und alten Leuten suchen dort in den Dörfern und den beiden Landstädtchen, wenn man etwas hören will von den Sorgen und Mühen, von dem Dichten und Denken der Abgeschiedenen, welche unter den verfallenen Grabhügeln und morschen Kreuzen ruhen; wenn man etwas hören will von den Sagen, welche gleich mondbeglänztem, flüsterndem Ephen an den Burgtrümmern hafteten, von Hackelnbergs wilder Jagd, die im Wettersturm über die finster starrenden Forsten hinstob, und von Steffen, dem unheimlichen Müller, dem Diebshehler, Rattenkönig, Zauberer und Wärwolf, „welcher mit allem, was licht- und glockenscheu war, verkehrte, die Kirchen aber und die guten Menschen mied.“

Wäre der vierundachtzigjährige Altentheiler Rik's nicht noch am Leben, der dort an der Ziehbank sitzt

und die alten knochigen Hände rührt, wie ein junger Kerl, so würden wir von dem Steffen nichts wissen, was der Aufzeichnung werth wäre, denn das, was die alten Mütterchen erzählen, geht bunt durcheinander hin und ist nur vom Hörensagen, aber Rik's ist dabei gewesen, der versteht zu erzählen, was wir wissen wollen, denn er hat selbst den bösen Steffen henken — aber nicht sterben sehen.

Ja, das war ein wunderbar Ding mit dem Steffen, lieber Herr, sagt uns Rikus und reicht uns eine Prise aus seiner Birkendose. Kein Mensch wußte eigentlich, was für ein Landeskind der Müller war, und hatte auch keiner Lust den langen, klapperdürren und grimmig ausschauenden Menschen danach zu fragen; vor Gericht sagte er zwar, er sei aus dem Spessart herübergekommen, aber wer weiß, ob's wahr gewesen ist! So viel ist richtig: mit dem gnädigen Herrn war er aus dem siebenjährigen Kriege in's Dorf gekommen und hatte zu aller Leute Verwunderung nicht wie ein Bedienter, sondern wie ein Vertrauter und Haushofmeister mit dem Herrn verkehrt. Zweimal, hieß es, habe er dem Herrn das Leben gerettet und ihn zwischen ungar'schen Säbelreitern herausgehauen. Potzsapperment! Dabei mochte es mordlich hergegangen sein, denn es ist wahr, mein Lebtag habe ich so gräuliche Säbelstriche nicht gesehen, wie sie der alte Herr und der Steffen im Gesicht trugen, besonders der Steffen, dem ging doch eine rothangelaufene Furche vom Kinn bis zur Stirn hinauf, in welche

man wohl den kleinen Finger hätte legen können. Hu, wie sah der Kerl abscheulich aus, wenn er grimmig wurde und die Narbe dann zwischen den grünen Luxaugen und über der krummen Geiernase blutigroth und frisch hinlief, als wäre sie eben erst geschlagen! Na, da bin ich gut für, ausgetheilt mögen sie auch nicht wenig haben, denn es waren ein paar Leute danach, und sicher haben sie in manchen Ungarschädel ein Loch gemacht, daß zwei Seelen zugleich hätten hinausfahren können! Doch das gehört hier nicht her, kurz, der Herr und der Steffen hatten viel miteinander durchgemacht, vielleicht mehr, als sie den Leuten sagen konnten oder wollten.

Anfangs wohnte das Habichtsgesicht gar mit auf dem Schlosse und erwarb sich den Namen Rattenkönig, und das mit Recht, denn mein leiblicher Vater, — Gott hab' ihn selig, er starb schon, ehe die Franzosen in's Land kamen, — hat es selbst mitangesehen, wie der Steffen mit den Ratten und Mäusen umzugehen wußte. Er bannte sie aus Haus, Hof, Kornboden und Ställen, ja selbst aus der Feldmark, so daß sich die Eulen aus den Schloßthürmen wegzogen, und die Katzen hätten verhungern müssen, wenn sie nicht sonst versorgt worden wären. Zu diesem Zauberwerke brauchte er nun weder Fallen noch Gift, sondern nichts als eine geborstene Kuhglocke und einen Hammer, dessen Stiel aus der Felge eines Rades geschnitzt war, das die Gebeine eines armen Sünders zermalmt hatte. Mit diesen Instru-

menten stellte sich der Rattenkönig Mittags Schlag 12 Uhr an die Pferdeschwemme und machte eine Musik, daß die Leute eiligst Thüren und Fenster schlossen, denn es schnitt durch's Gehör, als ob das Trommelfell zerspringen sollte; die Ratten und Mäuse aber tanzten paarweis aus allen Winkeln und Löchern hervor und stürzten sich in die Schwemme, da zappelten und tanzten sie fort, bis sie alle ertrunken waren. Drum sagt man noch heute, wenn schlecht aufgespielt wird, das sei eine Musik, womit man Ratten und Mäuse vergiften könne.

Zu jeder Tags- und Nachtzeit konnte der Steffen unangemeldet zu dem gnädigen Herrn gehen, und die Leute munkelten mancherlei darüber, wovon man nicht gern nachsagt. So viel war gewiß, daß beide, der gnädige Herr und der Steffen, alle Kriege und Schlachten unter dem alten Fritz mitausgefochten hatten, ohne jemals von einer Kugel getroffen oder auch nur gestreift zu werden; nur, merk's, gegen die ung'rschen Säbel hatte die Passauerkunst aber doch nicht vorgehalten, oder sie haben sie nicht aus dem ff verstanden. — Als der Herr starb, hatte er dem Steffen die Mühle und außerdem noch seinen Degen und seine Pistolen vermacht, welche aber wohl von ganz anderm Zeuge sein mochten als gewöhnliche Degen und Pistolen. Denn der Steffen hat niemals ein ander Schießgewehr im Hause gehabt, als die beiden ihm vermachten Fauströhre und war doch der räuberischste Wilddieb weit und breit; er schoß mit den alten Schlössern besser als der beste Schütz mit

einer gezogenen Büchse, und hatte gar nicht weit auf den Anstand zu gehen. Wollte er sich durch seine alte Schaffnerin, die Klunkermarianne, welche auch ganz wo anders als im Kruge zu Tanze ging, ein Reh oder einen Hasen an's Feuer bringen lassen, so ging er nur in den Krautgarten, knallte blindlings in die Luft, und gleich flog eine mitten auf's Blatt geschossene Beute durch den Schornstein auf den Herd.

Da nun nach dem Tode des gnädigen Herrn die Herrschaft und die Forsten königlich geworden waren und königliche Förster den Dienst thaten, ward dem Steffen wohl genau auf die Finger gesehen und nun gab man sich die erdenklichste Mühe, ihn auf der That zu ertappen, aber alles vergeblich, denn der Müller wurde niemals mit einem Gewehr im Revier erblickt, und was man bei ihm im Hause von Wildpret vorfand, wollte er gekauft oder geschenkt erhalten haben, kurz, er log sich heraus, und konnte ihm niemals etwas bewiesen werden. Bald verging auch den Forstleuten die Lust zu wiederholtem Nachsuchen, denn ohne einen hartnäckigen „Waidmann im Rohr“ * kamen sie nicht wieder

* Nach dem alten Jägerglauben konnte man einem durch Zauberei oder sympathetische Mittel das Rohr verderben, dies nannte man einem einen Waidmann machen, oder einen Waidmann in's Rohr thun. Für solchen Schabernack wußten die kundigen Jäger aber auch mancherlei Gegenzauber, welcher dann das Rohr wiederherstellte und zugleich den tückischen Thäter empfindlich an Leib oder Gesundheit strafte.

vom Hof, und keine Kunst konnte das Rohr wieder gut machen. Ja, sie konnten noch froh sein, wenn sie selbst nur heil und ganz mit dem verdorbenen Gewehr davon kamen und nicht etwa bis an den Hals in den Mühlteich stürzten, oder auf dem Mühlensteg ein Bein brachen, was mehr als einem geschah. —

Ja, und wenn's allein bei dem Wildern geblieben wäre mit dem Steffen! Aber die Leute munkelten von viel Schlimmerem, denn fast kein Mensch ließ bei ihm mahlen, und doch litt der Müller keine Noth, sondern war sogar so schwer reich, daß er Kapitale ausleihen konnte. Heruntergekommene Leute, denen niemand etwas borgen wollte, wandten sich an den Müller Steffen und meistens nicht vergeblich, auch beschenkte er die Armen, und das machte ihm einen Anhang unter dem kleinen Volk und war ein Grund mit, daß man nicht leicht an ihn kommen konnte. Ordentliche Leute aber flohen den Müller wie die Pest, und dem Gürtler Bastian im Flecken, der doch ein ehrsamer Bürger sein wollte und immer stolz den Kopf gehoben hatte, bis er in Schuld und Ungeduld kam, verdachte man's sehr, daß er ebenfalls den Steffen um ein Darlehn angegangen, und zumal, da es nach der wegen eines gräulichen Verdachts gegen den Müller verhängten gerichtlichen Untersuchung geschah, wovon gleich die Rede sein soll. Nun, Noth kennt kein Gebot, und haben doch leichtsinnige Leute, wenn ihnen das Wasser an die Kehle ging, selbst vom Teufel Geld genommen. Bastian bekam von Steffen

wirklich 500 Thaler zu billigen Zinsen auf sein schwerverschuldetes Haus vorgeliehen, und die Leute schlugen die Hände über den Köpfen zusammen. Nachher hat man's ja erfahren, woher der Steffen all das Geld nahm. Bracht's ihm auch der Böse nicht blank und baar zu, so gab er ihm dafür die Mittel zur Erwerbung an die Hand. Denn auffällig genug war's, daß seit Menschengedenken in der ganzen Gegend nicht so viel Raubanfälle, Einbrüche, Diebstähle und Paschereien begangen wurden, als seitdem der Müller Steffen die Mühle bewohnte, deren Rad fast immer still stand.

Als die Fahrpost beraubt wurde und dem katholischen Pfarrer zu Bilsdorf 1000 Thaler durch Einbruch gestohlen waren, dachten wohl alle an den Müller, aber die Furcht vor ihm schloß allen den Mund, so daß sich kaum die besten Freunde und Gevattern leise zuzuraunen wagten, was sie dachten. Und am leisesten sprach man von dem Umstande, der grade am offenkundigsten war, nämlich daß der Müller Nachts als ein Wärwolf die Forsten durchstreife und auf den Kreuzwegen liege, um die Leute zu berauben, oder um an der Grenze die Aufseher zu schrecken und zu verjagen, damit die Pascher, deren Hauptheler und Spürhund er sei, freies Spiel hätten. -- Nur der Lederhändler Diez, der den Steffen auch verklagt und zur Untersuchung gebracht hatte, sprach ganz offen davon, und wollte jederzeit das Abendmahl darauf nehmen, daß der Steffen ihm als ein Wolf bei der Kapelle unter die Beine gefahren sei und ihn zum

fallen gebracht habe. Drauf aber hätte sich der Diez wohl von zehn Händen begriffen, gebunden und geknebelt gefühlt, auch sei ihm ein Sack über den Kopf geworfen und am Halse so fest zugezogen, daß er geglaubt, er müsse das Leben lassen. So hatte der arme Diez bis zum andern Morgen an der Kapelle liegen müssen, bis ihn Holzgänger fanden und heimtrugen, denn der Schrecken hatte ihn auf lange Zeit gelähmt, die lederne Geldkatze aber, welche der vom Braunschweiger Ledermarkt Zurückkehrende um den Leib getragen hatte, trugen die Leute nicht mit hinein, denn die war fort und ist nie wieder gesehen worden. Schon früher war es einem Juden am Kreuzweg beim Butterbrunnen ganz ähnlich ergangen und auch die Botenfrau von Hallstedt hatte fast den Tod davon gehabt, als der Wolf über sie herfiel, sie derb schüttelte und angrunzte, dann aber laufen ließ, weil sie nur Briefe und kein Geld bei sich trug.

Als der Diez nun gegen den Müller klagbar wurde und ihn der Zauberei und Räuberei beschuldigte, wollten anfangs die Herren vom Gericht, das auch Königlich geworden war, gar nicht auf die Klage eingehen und den Diez als einen abergläubischen Menschen abweisen, ließen aber doch endlich, als auch der Jude, die Botenfrau und noch andere durch den Diez Muth zum Klagen kriegten, die Mühle, nachdem sie von Soldaten umstellt war, von dem Marktvoigt durchsuchen und den Müller als einen, zu dem man sich wohl der Räuberei und

schwarzer Künste versehen könne, gefänglich abführen. Steffen ließ das auch ruhig geschehen und verlachte die Leute als abergläubische Tröpfe, denen es übel bekommen solle, einen ehrlichen Mann unschuldig in den Thurm zu bringen. Bloß weil er etwas mehr wisse, als Hinz und Stoffel, wolle man ihn zum Zauberer und Wärwolf machen, er aber wolle die Sache bis an den König bringen, und der werde sich wundern, welche Einfaltspinsel er noch unter seinen Unterthanen habe. Und weiß Gott, so kam's auch, wie der Steffen sagte, das heißt, es kam nichts bei der Sache heraus, möchte aber wohl damals schon ganz anders gekommen sein, wenn es sich in dem Prozesse nicht um die Wärwolfsgeschichte gehandelt hätte, denn dergleichen war der alten, klugen Majestät, an welche die Sache kam, in den Tod zuwider. Ganz richtig hatte der Steffen prophezeiht, der alte Fritz in Berlin würde ganz wild werden, wenn er hören müsse, daß man gegen einen seiner ältesten und besten ehemaligen Soldaten wegen Zauberei verfahren wolle; hatte er doch solche Prozesse und allen Aberglauben auf's strengste verboten.

Richtig brachte es auch der Steffen durch seinen Defensor und aller Welt Rechtsverdreher, der dort unten am — nun, es ist einerlei, wo er wohnte und wie er hieß, ich will der Nachkommen wegen seinen Namen nicht nennen, — zuwege, daß ein groß Geschrei von der Sache gemacht wurde und der König die Acten nach Berlin befahl. Dauerte auch nur eine kurze Zeit,

da hatten der Herr Amtmann und die Beisitzer eine Nase wer weiß wie lang, weil sie die Leute im Aberglauben bestärkten und statt nach den wirklichen Räubern ernstlich zu suchen, die Zeit damit vergeudet hätten, einen wahrscheinlich ganz unschuldigen Mann auf die abergläubischen Anklagen eines einfältigen Volkes hin in's peinliche Verhör zu nehmen. Ja, man munkelte Anfangs gar vom Absetzen, und Niklas, der Gerichtsschreiber, vertraute mir, daß das Protokoll über die Durchsuchung der Mühle, in welcher sich allerdings auch nicht das mindeste Verdächtige gefunden hatte, mit rothen Eselsohren und andern Dingen verziert zurückgekommen sei. Wo der Protokollist bemerkt hatte, daß man trotz alles Suchens den Gürtel nicht habe auffinden können, womit nach der Leute Vorgeben böse Menschen sich in einen Wärwolf verwandeln könnten, da war mit rother Dinte an den Rand geschrieben: „Haifisch!" und hatte es überhaupt am ganzen Rande des Protokolls und in den andern Acten nicht an roth geschriebenen Haifischen, Ochsen und Eseln gefehlt. —

Am meisten halfen grade die Leute dem bösen Steffen aus der Schlinge, die ihn am liebsten mit einem hänfenen Kragen geziert gesehen hätten, nämlich der Förster und seine Burschen. Ueber den Steffen vernommen und gefragt, ob denn wirklich Wolfsfährten in der Gegend zu sehen wären, hatten sie ungebührlich gelacht und gemeint, seit zwanzig Jahren habe wohl kein Waldhund im Reviere getrabt. Der Förster hatte

gesagt, er wolle nur, der Erzhallunke könnte so etwas, dann sollte er auch bald wie ein Wolf verenden, — dafür mußte er denn bald auf dem Mühlensteg ein Bein brechen. — Wohl hätten sie, sagten die Jäger aus, den Steffen oft genug mit verdächtigem fremden Gesindel und offenkundigen Paschern im Revier verkehren sehen und hofften ihn auch endlich einmal auf der fahlen Ziege zu treffen, aber das mit dem Wärwolf sei Unsinn.

Kurz und gut, der Prozeß wurde auf allerhöchsten Befehl niedergeschlagen, der Müller in Freiheit gesetzt, und die armen beraubten Leute mußten ihren Schaden tragen und kriegten noch Spott dazu, denn da es dazumal der König so wollte, so fingen viele Leute, insonderheit die königlichen Diener an, aufgeklärt zu werden, wie man das nannte, und verlachten vieles, was unsere Alten geglaubt und durch Satzungen festgestellt hatten, als dummes Zeug. Aber o ja, Prost die Mahlzeit! Nachher haben die Ueberklugen doch lange Gesichter gemacht, als man nach Jahren den Steffen zum zweitenmal einzog und es nun an den Tag kam — doch davon nachher.

Nach der ersten Untersuchung gegen Steffen hörte man lange Zeit nicht mehr, daß sich der Wärwolf zeige, dann aber ging's auf einmal wieder ärger um als zuvor und mehrere Leute wurden Nachts von dem Wolf überfallen und ganz so wie einst der Diez behandelt; immer hatten sie wohl menschliche Hände an ihrem Leibe gefühlt, aber niemals eine menschliche Stimme, sondern

immer nur ein dumpfes Brummen gehört. Das Gericht ließ sich auf das Wärwolfsgeschrei nicht mehr ein, beobachtete aber den Müller heimlich auf's genaueste; doch dem alten Fuchs war nicht beizukomen. Zwar wurde einst im Hannöverschen, wo man dazumal halsstarrige Leute noch mit den Daumschrauben und spanischen Stiefeln befragte (bei uns war das auf des Königs Befehl längst abgeschafft), ein Strauchdieb an die Folter geworfen, welcher unter anderm in der Marter bekannte, daß er in hiesiger Gegend nebst andern Spießgesellen mit dem Müller Steffen, der ein Wärwolf und ihr Hauptmann gewesen sei, einen Raub ausgeführt habe; allein als der Amtmann in dem eingeschickten Bericht nur vom Wärwolf las, hatte er die ganze Anzeige satt, denn es mochten ihm gleich die Haifische und Eselsohren wieder einfallen. Das Schreiben blieb unbeachtet. Ueberhaupt, lieber Herr, ging es damals mit den Gerichten noch nicht so am Schnürchen wie heute, und die Landstürzer und Spitzbuben hatten bessere Zeiten, schon der vielen Herrn-Länder wegen, die es damals gab und die in Blutbanns- und Verfestigungssachen sich oft eifersüchtig im Wege standen, anstatt sich gegenseitig in die Hände zu arbeiten.

Inzwischen waren seit dem niedergeschlagenen Prozeß und dem neuen Unfug wieder mehrere Jahre vergangen und der Müller schon ein alter Kerl geworden, als ihm noch das Freien einkam, denn die Klunkermarianne war gestorben und ohne Sang und Klang begraben. — Ist

mir's doch, als wär's gestern gewesen, sagt Rik's kopfschüttelnd und seine hellblauen, noch immer klaren Augen leuchten seltsam auf, daß ich den alten Steffen mit seinem rothen Staatsrock und seinen blankgewichsten Kniestiefeln, in welchen er immer ein langes Waidmesser versteckt hielt, den Flecken heraufkommen und schräg über die Straße auf Bastians Haus zugehen sehe. Ich war damals ein rüstiger Kerl von zwanzig Jahren und floh nicht mehr wie ein Knabe vor dem Steffen, sondern blieb mit meiner Pfeife unter der Thür stehen und bot ihm gute Zeit grade und dreist in's Gesicht hinein, worauf der Müller ein paarmal so freundlich nickte, daß sein falscher Zopf noch lange nachwackelte, als ich ihm nachsah, wie er gravitätisch mit dem langen spanischen Rohr aufstampfend zu Bastians ging. Das Nicken und Freundlichthun war sonst des alten Rattenkönigs Art gar nicht, deßhalb dachte ich gleich, daß das seine besondere Bewandniß haben müsse, und so war's auch. — Schon am Nachmittag erzählte man im ganzen Flecken davon, daß der Wärwolf um Bastians Sannchen angehalten habe und daß die Jungfer laut jammere und schreie, weil sie solch einem alten Sündensack solle verkauft werden.

Gewiß, ein Verkauf war's auch, denn der auf seine alten Tage noch so lüsterne Rattenkönig hatte, kurz wie er war, dem Bastian vor dem Bart gesagt, wenn er ihm die Tochter gebe, so wolle er seine Schuldverschreibung zerreißen, wenn er sie ihm aber nicht gebe,

so solle mit der Weigerung auch das Kapital ferner geweigert sein. Der Bastian hatte all seiner Tage mehr dem Kegelschieben, Wirthshausgehen und Scheibenschießen obgelegen als der Gürtlerei, er war ein geschlagener Mann, wenn ihm der Steffen das Geld kündigte, und konnte dann nur mit dem weißen Stocke abziehen. Dazu war er immer ein Großsprecher und Pfauhahn gewesen und hatte sein Töchterlein nicht wie andere Bürgerskinder, sondern wie eine vornehme Mamsell mit großen Kosten aufziehen lassen. — Ja, ja, wäre das Sannchen nicht eine so vornehme Mamsell gewesen, so hätten wir zusammen wohl Freud' und Leid tragen mögen, denn ich war dem Mädchen schon herzlich gut, eh' sie 'mal den Martin, von dem ich gleich sagen will, gesehen; und wurde es mir immer wunderlich warm unter der Weste und blieb mir oft der Gegengruß in der Kehle stecken, wenn das Frauenzimmerchen auf den kleinen Hackenschuhen an unserm Hause vorbeitrippelte und mir mit den glühschwarzen Augen freundlich zuwinkte, oder mir auch wohl die Hand bot, wie Nachbarskinder thun.

Aber es konnte nicht sein, sie war viel zu fein für einen Ackerbürgerssohn und ging mit den Singbüchern zum Kantor, wenn Schmieds Anneliese, meine Selige, mit der Heuharke oder der Sichel zu Felde ging. — Und wäre das auch nicht gewesen, so konnte Sannchen doch keine Frau für mich werden, denn nicht lange vor des alten Sünders Brautwerbung hatte ich im Vorholze

beim Stockroden bemerkt, daß Martin, der jüngste Jägerbursch von der Försterei, auf dem Anstand am Eulenwinkel stand, wo es um diese Zeit nichts zu schießen gab, und denke mir gleich, daß er ein Wild erwarte, welches er bei Leibe nicht todtschießen mögen. Dauert auch nicht gar lange, so kam Sannchen, war eben wieder beim Cantor gewesen und hatte die Singbücher noch unterm Arm. Und nun gab's ein Händedrücken und Plaudern mit dem Martin, daß mir's heiß und kalt durch die Knochen lief und ich fast wild wurde, wie man denn in den jungen, heißblütigen Jahren oft ganz toll und thöricht ist. Aber ich betete mir die bösen und neidischen Gedanken weg und sagte nur, was ich mir schon längst gesagt, und eh ich wußte, wie's mit ihr und dem Jäger stand: „Sannchen ist nun einmal nicht für dich gewachsen, sie paßt nicht zu dir. Mag sie der Martin haben, der lieber als ein anderer," brummte ich für mich, „denn ein braver Gesell ist er, und wer mir etwas auf ihn bringen will, den möcht ich treffen wie diesen Stock!" Und dabei hieb ich meine Barte mit thörichter Gewalt so fest in einen jungen Birkenschößling, daß er auf den einen Hieb prasselnd zusammenbrach, — ich mußte mein Müthchen kühlen. — Martin und Sannchen prallten auf das Geprassel erschrocken auseinander und wurden roth wie gesottene Krebse, als ich mich hinter der Hagebuche erhob und sie mich bemerkten, traten heran und baten, ich möcht's doch nicht unter die Leute bringen, bis der Martin die

Försterei auf dem Eichsfelde habe, die ihm die dortige Herrschaft schon halb und halb zugesagt; dann sollt's unter die Leute, daß sie einander gut wären, und der Pastor dann seinen Segen dazu sprechen.

„Was geht's mich an?“ sagte ich, schaute nicht auf und drehte mit der Weide ein Bündel Bandstöcke zusammen, daß sie knisterten und krachten. Da boten sie mir gute Zeit und das eine ging hier hin, das andere da hin. Ich nahm seufzend mein Bündel auf und murmelte in mich hinein: „der Martin hat's gut in der Welt, dem fällt alles Glück zu, er wird auch die Stelle auf dem Eichsfelde kriegen, und gut würde es sein, wenn er sie schon hätte und mit der Susanne weit, weit davonzöge.“ — Kurz und gut, hatte ich mir vorher schon ausgeredet, daß die Susanne zu mir passe, so war ich nun meiner Gedanken ganz gewiß und sprach folgenden Tags um die Anneliese an, die mir auch gern ihre harte, aber treue Hand gab, und so ist's auch am Besten gewesen.

Ich ward ruhig und gönnte dem Martin das Sannchen gern, aber — alle Wettrr, noch heut fährt mir's heiß durch den Kopf, wenn ich daran denke! — dem Rattenkönig, dem Wärwolf, dem Spitzbuben von Müller, gönnte ich die frische Dirne nicht. — Potz Blitz, was fiel dem alten Gespenst auch ein, dem Teufelskerl, der allen Leuten ein Abscheu war! Der wollte mit Sannchen ein Nest bauen? Das wäre ein Pärchen gewesen! Ebenso gut hätte es sich der alte Kolkrabe, der flügel-

lahm auf unserm Hofe ging, einfallen lassen können, mit Pastors Pfauentäubchen zu Neste zu tragen! — Laß dir das Lüstchen vergehen, alter Sünder, sagt ich bei mir, wollen erst 'mal hören, was der Martin dir Gutes wünscht. — Kurz und gut, am Mittag war Steffen bei Bastians gewesen, am Nachmittag hatte Sannchen die weißen Hände wund gerungen, und am Abend war ich schon nach langem Suchen und Laufen tief im Forst am neuen Tannenkamp bei Martin und erzähle ihm alles.

Ich hätt's ihm nicht so hastig vor den Kopf sagen sollen, dem armen Burschen, denn es traf ihn bis auf die Knochen, das Gewehr entglitt seiner Hand, und der Mond schien ihm so wunderlich in das fahle Gesicht, daß mich ein Grauen überkam. Und doch sah ich auch nicht ohne einige Schadenfreude auf das Glückskind Martin, wie es jetzt zum Erbarmen in seinem Elende dastand. Ist man doch einmal so in den jungen Jahren, wenn einem das Blut noch so heiß durch die geschmeidigen Glieder läuft, da schlägt man sich so eine in die man sich einmal vergafft hat, nicht so leicht wieder aus den Gedanken. Doch das gehört nicht hieher; aber nehmt's nicht übel, Herr, wenn ich einmal auf die Geschichten komme, fällt mir gar zu viel wieder bei, und wenn ich so alt werde, wie Methusalem, so wird es mir doch immer sein, als ob das mit dem Steffen, dem Martin, dem Sannchen und was dazu gehört, erst gestern geschehen wäre. Jetzt liegen alle,

die dabei waren, Gute und Böse, längst unter der Erde, und wenn auch mein Stündlein schlägt und sie mich hinaustragen, dann ist der letzte fort, der noch an den bösen Steffen, an Sannchen und an Martin gedacht hat. Zwar sollen sie später, wie man mir gesagt hat, von dem Steffen nachher vielerlei in die Rechtsbücher geschrieben haben und von den andern Delinquenten auch, aber was rechts wird's nicht sein, denn die Schreiber waren ja nicht dabei gewesen, ich aber habe alles mit diesen meinen Augen angesehen, und dann kann man mitsprechen.

Doch nun weiter. Also Martin stand wie verstarrt und antwortete nicht auf das, was ich ihm in aller Hast erzählt hatte. Endlich wollte er reden, aber was er über seine Lippen brachte, war nicht zu verstehen. Seine Knie zitterten, als er das Gewehr wieder aufhob, er nestelte das Pulverhorn los, aber er hielt's nicht fest in den bebenden Händen und es fiel in das thauige Gras. Ich hob das Horn auf und sprach ihm tröstlich zu. Da nimmt er mir das Horn aus der Hand, schüttet mit ganz fester Hand frisches Pulver auf die Pfanne und sagt ganz ruhig: „Na adjes, Rik's!“ — „Ja, wo willst'n hin, Martin?“ sage ich, „der Weg zur Försterei geht doch über'n Berg!“ — „Zur Mühle!“ antwortete er mir. — Da faßte es mich mit der Angst und ich halte ihn am Arm fest. „Martin,“ sag' ich, „mach' kein Unglück, der alte Sünder hat sie ja noch nicht, wer weiß, wie's kommt!“ — Er aber warf mir einen bösen

Blick zu, wand seinen Arm los und ging ohne ein weiteres Wort vorwärts durch das raschelnde Laub. —

Da auf einmal bleibt er stehen wie angewurzelt und schlägt das Gewehr an. Ich war wohl zwei oder drei Schritt hinter ihm her gegangen, aber weiter ging's nicht, denn als ich den Hals emporreckte und sah, was im Wege saß, da wollten die Beine nicht mehr fort und ich stand ohne Leben wie der Martin. War mir's doch, als ob mir die starrenden Augen im Kopfe erfroren, denn vor uns auf der kleinen Lichtung sitzt ein rauher Hund, groß wie ein Kalb, und still und steif, als ob er aus Holz gehauen wäre; nichts schien zu leben an dem Unding als die Augen, die in einem grünlichen Feuer flimmerten und mir bis in die Seele brannten, so daß ich erbebte. Er ist's, fuhr mir's durch den Kopf, es ist der Steffen, und deutlich sehe ich zwischen den grünen Augen die rothe Narbe! — All das Sehen, Denken, Zittern und Beben war eines Augenblicks Werk. Krach! Da blitzt es auf, Martin hatte geschossen. Dann rasselten die Büsche, ein dumpfes Stöhnen verlor sich in der Ferne, und als sich der Dampf verzog und die Lichtung wieder im Mondschein lag, stand ich mit dem Martin mutterseelenallein auf dem nassen Rasen.

„Mein Gott, Martin, was war das?“ sage ich, er aber antwortete nicht, sondern bückte sich zur Erde und befühlte einen dunklen Fleck auf dem Grase. Da zog er die Hand blutig zurück und sprach: „Ein Jammer,

daß kein Schweißhund da ist! Es war, als ob der Bursche all sein Leid vergessen hätte, war wieder ganz Jäger, fing an zu plaudern und ging ein Stück in den Busch. „Wird nicht weit kommen,“ sagte er, „ist waidwund, hier ist von der Losung unter dem Schweiß; hätt' ich statt der Rehposten eine Kugel gehabt, so wär' der Bursche nicht aus dem Dampf gekommen. Doch wollen ihn morgen schon finden. Es ist ein wahres Wunder, Rik's, wie der Feldhund (Wolf) hier in's Revier kommt, muß rein aus dem Polen oder Böhmen hergetrabt sein, wenn er nicht aus einer Meßbude entsprungen ist; doch hat's noch welche im Thüringer Wald, und am Harz haben sie heuer auch eine Fährte gehabt.“ — Mir fiel's, als der Martin so munter sprach, wie ein Stein von der Brust, ich hatte allen Neid vergessen, faßte mit beiden Händen seine Schultern und sagte: „Na, Gott sei gelobt, bist du nun zufrieden? Nun hat er seinen Lohn, die Freiersgedanken werden ihm schon vergehen und Sannchen ist dein!“

Da springt der Bursch zurück, sein Gesicht wird wieder bleich, und wild haucht er mich an: „was sprichst du thörichtes Zeug, willst du meines Elends spotten? Bei Gott, ich leid's nicht, Rik's, es frißt mir das Herz ab!“ — Ich wagte kein Wort und er lud ruhig sein Gewehr. — Als er aber mit dem Laden fertig war und wieder den Weg zur Mühle einschlug, da faßt' ich mir ein Herz und fragte: „Na, wohin denn nun, Martin?“ — „Nach der Mühle!“ antwortete er,

und ich redet's ihm nicht mehr aus und ging ruhig hinterdrein, was er auch geschehen ließ. Geh' nur hin, dacht' ich bei mir, du richtest dort kein Unglück mehr an, du hast dem Steffen schon hier genug gegeben, und wenn er jetzt zu Haus am Verenden liegt, so ist es desto besser und Martin hat noch eine Belohnung dazu; hab' ich's doch mit meinen leiblichen Augen gesehen und kann's mit tausend Eiden beschwören, daß er auf einen Wolf und nicht auf einen Menschen gehalten hat.

Wie wir nun schweigend so hintereinander hergehen und eben aus dem Tannenschlag auf den breiten Fahrweg treten, hören wir hinter uns in der Ferne ein Summen und Brummen und bald wird's klar, daß ein Trupp eifrig redender Leute den Fahrweg entlang kommen müsse. Auch Martin stand und horchte, die Stimmen kamen näher und näher, bald sahen wir den Schein von Stocklaternen, die bei dem hellen Mondlicht ganz blutroth durch das Laub leuchteten, und nicht lange währte es, da sahen wir auch die Träger und erkannten, je näher sie kamen, desto sicherer, daß es der Förster mit den Jägern und einem Trupp bewaffneter Blauröcke von der Mauth war. Wir gingen dem Haufen einige Schritte entgegen. „Halt! Werda?" rief uns des Försters Stimme an, und mehr als zwanzig Hähne knackten. — „Der Martin und der Rik's!" rief der Jägerbursch. — „Na, du hast was versäumt! Wo in aller Welt hat dich denn der Teufel, wenn's einen solchen Fang gibt?" schrien die Kameraden durcheinander.

Ich aber denke, der Schlag rührt mich, und auch der Martin prallt zurück, daß die andern Leute laut auflachen, denn unter einem halben Dutzend wild ausschauender, gebundener Kerle, welche die Grenzaufseher vor sich her stoßen, schwankt auch der Steffen, noch in demselben rothen Staatsrock, den er heut am Morgen zur Brautwerbung anhatte, und so roth der Rock auch war, so verbarg er doch das Blut nicht, welches dem Müller aus der Schulter quoll und vom Gesicht herablief. Noch heute graust mir's, wenn ich an den Anblick denke! — Ja er war's, mit denselben giftigen, grünen Augen, welche er scheu und grimmig nach allen Seiten warf, hatte er uns in der Lichtung angeglotzt. Wie er wankte! Sie mußten ihn stützen! Nur noch die Augen hatten wildes böses Leben, der Martin hatte ihn gut getroffen! — „Was sagst du nun, Martin?" redete ich den verdutzten Burschen an, der den rasch marschirenden Zug vorüber ließ und sich dann zu seinem Kameraden Lebrecht hielt, der mit forkenbewehrten Bauern aus dem Grenzdorfe in der Nachhut war, er antwortete mir nicht, fragte aber den Lebrecht, was das alles bedeute? —

„Ja, es ist wohl zum Verwundern," sagte der. „Du weißt, daß Niklas und die andern Schreiber gleich sagten, der neue Amtmann (es war nämlich seit drei Monaten ein neuer da und der Alte mit seinem Zipperlein pensionirt) wäre scharf und habe eine feine Nase. Und so ist's auch. Der neue Amtmann hatte es sich gleich

zei seinem Amtsantritt geschworen, daß es mit dem Spitzbuben- und Pascherwesen ein Ende nehmen solle, und da er nach allem, was ihm von den Leuten und auch durch die hannöverschen und braunschweigschen Nachbargerichte kund wurde, nicht zweifeln konnte, daß der Steffen ein Erzhallunke und aller Spitzbuben Hehler sei, so sah er's gleich auf diesen hauptsächlich ab, ließ sich aber nichts merken, bis die rechte Zeit gekommen war und ein Verräther von Vigilant ihm und den Braunschweigern den großen Paschergang anzeigte, der sie nun alle in's Garn gebracht hat. — Eben warst du heut nach dem Essen vom Hof, da kam amtlicher Befehl, uns ohne Verzug, doch vereinzelt und so, daß es keinem Unberufenen auffalle, bei der Romrödergrenze zusammenzuziehen; da fanden wir denn auch schon die Blauröcke, aber alle hatten Kittel übergeworfen und die Karabiner darunter, die einen steckten im Dorfe, die andern in den Büschen, die dritten machten Karrenführer, kurz, die Sache war gut angelegt. Alles hielt sich still und der braunschweigsche Oberkontroleur gab uns die Posten. — Da, so gegen 8 Uhr ging's los, piff! paff! puff! Wie flogen die Säcke und Kisten von den Schultern der Kerls, welche da im Romröderbach hinaufwateten und nichts Böses ahnten! Es antworteten ihrer einige mit Pistolenschüssen, aber keiner von uns ist wund, dagegen sind zwei von ihnen liegen geblieben und die andern haben wir alle. Es sind, wie der Oberkontroleur sagte, Erzspitzbuben darunter, die Schnürreifen und

Brandmarke an sich tragen und wohl schon zehnmal aus dem Eisen gebrochen sind.

Den besten Fang aber machten wir, als wir schon eine gute Strecke mit den Gefangenen vorwärts marschirt und in die Dickung gekommen waren. Ich hab' ihn gefunden, den Hauptthallunken, kann mir's keiner abstreiten! Sehe da was Rothes am Busch liegen und denke, Gott straf' mich, nicht anders, als es sei der leibhaftige Teufel. Na, es war auch einer, es war der Steffen und Gottlob ganz wund. „Hurrah, da ist der Beste!" schreit alles auf, und ich fahre ihm gleich nach dem Kragen. Wäre mir aber bald schlecht bekommen, denn der Malefizkerl fährt mit einem Messer aus dem Stiefel und stößt von unten nach oben, brr, noch seh' ich's flimmern! Aber glücklicherweise war mir beim Bücken der Ranzen vor den Bauch geglitten und das Messer blieb in der guten Fourage stecken, die ich von meiner Base in Romrode mitgenommen. Ich wollte den Hund massakriren, aber die andern wehrten es ab und banden ihn, er hat weder beim Binden, noch auf dem ganzen Wege her einen Laut von sich gegeben, sondern nur ab und an ein dumpfes Grunzen hören lassen. Nun geht's mit allen in den Thurm, eine andere Abtheilung durchsucht schon seit mehren Stunden die Mühle, und morgen wird das große Verhör seinen Anfang nehmen. Werden schöne Geschichten herauskommen, denn wie ich höre, haben die Gerichte einander tüchtig in die Hände gearbeitet und sind Zeugen aus aller Herrn Ländern

vorgeladen. Sollen doch der Steffen und seine Spießgesellen schon unter dem „baierischen Hiesel" und dem „Konstanzer Hans" oben im Reich gedient haben." —

Als der Lebrecht so erzählt hatte, dacht' ich bei mir: ihr wißt doch nichts Rechts und habt ihn auch nicht geschossen. Hat er doch weit vom Scharmützel weg unterm Busch gelegen — und Herr, was meint Ihr? — Ich will's nur kurz machen und gleich sagen: am andern Morgen, als man dem Steffen im Thurm die Wunden genau untersucht, findet man in der rechten Schulter zwei Rehposten, die stark gefleischt hatten, und die Jäger und Grenzaufseher hatten doch nur mit Kugeln geschossen! — Nun, ich weiß, was ich weiß, wenn auch von der Wärwolfsgeschichte gar keine Rede war im Verhör. Da fragten sie nur nach den Räubereien und Paschereien und zogen eine ganze Woche lang ein von nah und fern. Auch aus dem Flecken wurden viele, die mit dem Steffen oft heimlich verkehrt hatten, in den Thurm gelegt, unter ihnen auch der stolze Bastian, der für die 500 Thaler dem Steffen Leib und Seele verschrieben haben mochte und bei manchem Paschergang mitgewesen war. —

So kam durch diesen großen Fang Glück und Unglück zugleich über Martin und über Sannchen, welche sich freute, daß sie des abscheulichen Freiers los war, dann aber sich ganz von Sinnen thun wollte, als man auch ihren Vater einlegte. Die Großmutter nahm die Susanne in's Haus, und dort hat sie der Martin, der

über den Jammer und Spektakel die ersten Tage durch ganz vergaß, nach der Blutspur des angeschossenen Wolfs zu suchen, mit den besten Worten getröstet, aber seine große Noth damit gehabt. Denn am dritten Tag nach der Einlegung ward das Unglück erst groß, da fand man den Bastian im Gefängniß erhenkt, und justement ebenso hatte es der böse Steffen gemacht. — Das war für die Richter ein harter Schlag, denn aus dem Steffen hatten sie noch viel herauszubringen gedacht, und nun waren sie so klug wie vorher! Die andern Vagabunden, unter welchen zwei Landstürzer waren, für die im Pfälzerland die Leiter schon angelehnt gestanden hatte, brannten sich nun so weiß als möglich und packten alles dem todten Steffen auf, der ein hundertfältiger Räuber, Erzschelm und Teufelsbündner gewesen sei. Half ihnen aber doch nicht viel. So viel war ausgemacht und das hatten sie nicht gelogen, daß der Steffen ihr Hauptmann und Hauptbehler gewesen war, denn bei der durch den neuen Amtmann beaufsichtigten Untersuchung der Mühle fand man einen verborgenen, doppelten Keller, welcher von oben bis unten mit geraubten und gepaschten Sachen vollgestopft war.

Zum Abscheu und Exempel ließ man den todten Erzräuber vom Scharfrichter aufheben und vor einer nie gesehenen Menge Volks an den Galgen henken. Es war mir eine Wohlthat, daß des todten Bösewichts Augen geschlossen waren, als man ihn aufzog, ich hätte es nicht gewagt hineinzuschauen, wenn sie noch offen

und lebendig gewesen wären. Der Bastian ward gleich bei der Kirchhofsmauer eingescharrt. — Steffen aber jagte auch noch im Tode den Leuten Schrecken ein, denn mit Schrecken und Verwunderung liefen wir am andern Morgen um den Galgen zusammen, da war nämlich kein Haar mehr vom Steffen zu sehen. Er war rein weg und man hat nie von ihm etwas aufgefunden.

Einige meinten, er sei nie todt gewesen, habe sich unsichtbar aus dem Gefängniß geschlichen und statt seiner eine Blendwerks-Puppe zurückgelassen, die dann am Galgen in nichts zerflossen sei; andere, und so auch die Herren vom Gericht, glaubten, daß ihn seine guten Freunde, deren er ja unter dem Gesindel hatte, über Nacht abgeschnitten und heimlich begraben hätten. Ist auch möglich, ich aber glaube lieber das erstere als das letztere, denn richtig war es nun einmal mit dem Steffen nicht, er war kein Mensch von unserm Fleisch und Bein, und ein Wärwolf ist er doch gewesen. Denn wo blieb der wirkliche Wolf, den Martin waidwund geschossen hatte? Man suchte zwar eifrig danach, als der erste Lärm vorüber war und fand auch trockenen Schweiß und verwehete Fährten, aber auf einmal hörte alles auf und kein Hund zeichnete die weitere Spur. Länger als ein Jahr nachher wollen sie zwar mehr als zwanzig Stunden von hier im Solling, in einer Sandsteinkluft ein Wolfsgeripp gefunden haben, aber wer konnte sagen, daß das der Wolf sei, auf welchen Martin geschossen hatte? — Kurz, jeder kann von dem Steffen glauben,

was er will, ich glaube, was ich will! — Doch, Herr, da läutet es schon zum Feierabend auf der Fabrik, und meine Großtochter hat schon zweimal gerufen. Nehmt's nicht übel, daß ich Euch mit der Geschichte so lange aufgehalten, ich wünsche eine wohlschlafende Nacht! —

Dank, Alter! Aber halt, das Ende müßt Ihr mir doch geben, Rik's! Wie wurde es denn mit den andern Gefangenen, vor allem aber, wie wurde es mit dem Martin und dem Sannchen, und was ging sonst noch vor? — Ja so, das ist in ein paar Worten gesagt, spricht Rik's und nimmt eine derbe Prise aus seiner Birkendose, von den Gefangenen haben sie einen, der ein Mörder unter der Hieselschen Bande gewesen war, einen Kopf kürzer gemacht, und die andern sind viele Jahre lang, zum Theil bis an ihr Ende, in's Eisen gekommen. Seitdem hat man hier nichts mehr von Räubern und Wärwölfen gehört und wird auch wohl nichts mehr davon hören. Ja, und der Martin hat das hübsche Sannchen, als ein Jahr um war, genommen, und da sind sie richtig nach dem Eichsfeld auf die Försterei gezogen; da ist es ihnen bis an ihr Ende gut und schlecht gegangen, wie es denn so eichsfeldischen Förstersleuten geht. — Doch nun gute Nacht, lieber Herr! — Gute Nacht, lieber Rik's. —

Rikus geht mit seinen veralteten Gedanken und Vorstellungen an seine Biersuppe, und ich schlage den Weg

zu der nahen Burgruine ein, um die vom goldrothen Abendsonnenschein verklärte Landschaft noch einmal zu überschauen, in welcher vor sechzig oder siebzig Jahren noch Wärwölfe spukten und Räuber ein freches Spiel treiben konnten. Freilich hat es damals hier ganz anders und ungleich romantischer ausgesehen, aber schön ist's doch noch immer, und gleich wie ein ausgesuchtes Stücklein aus der goldenen Aue breitet sich der weite Plan der Landschaft vor uns aus. Die Fabrikarbeiter ziehen singend und scherzend durch die üppigen Rübenfelder, und die Erntewagen, mit reicher Frucht und fröhlichen Schnittern schwer beladen, schwanken langsam über die breiten Feldwege den Dörfern und dem Landstädtchen zu. Auf dem jetzt zu einem Rasenfleck zusammengeschrumpften Anger, wo einst die Mühle stand, in welchem der unheimliche Müller hauste, lagert ein fröhliches Völkchen, welches aus dem Holze heimkehrt und seinem Daseinsgefühl in dem Gesange naiver Lieder und in munteren Gefühlen Ausdruck gibt. Es sind die Zöglinge der höhern Bürgerschule des Städtchens, welche durch die Munifizenz des Fabrikherrn auf eine Höhe erhoben wurde, an welche ähnliche Institute mancher großen Stadt nicht aufreichen. Und hier unter den bemoosten Burgtrümmern, unter welchen die neuaufgeführte Mauer mit dem frischen Mörtel wunderlich genug abstiсht, haben es sich auch fröhliche Menschen bequem gemacht. Der Fabrikherr hatte heute eine Partie hieher veranstaltet und man rüstet sich eben wieder zum Abzuge,

denn die Theestunde ist da und ein reisender Deklamator ist gekommen, welcher am behaglichen Theetisch den geladenen Herren und Damen Richard III. vorlesen will.

Wie ich unter die elegant geputzte und so fein und doch so ungezwungen verkehrende Gesellschaft trete, erbleichen bald vor meiner Phantasie die rauhen Bilder von dem unheimlichen Steffen, dem Wärwolf, dem baierischen Hiesel und dem nächtlichen, wilden Waldleben und ich folge dem Gespräch über die Zukunftsmusik, über Lohengrin und den Tannhäuser. Der Tannhäuser aber, der wirft mich wieder ganz in die alte, wildromantische Zauberwelt zurück, und ich muß an ihn denken in der Volksweise, wie sie in der „Blocksbergsverrichtung“ und sonst in alten Büchern aufgezeichnet steht:

„Nun will ich aber heben an,
Vom Tannhäuser wollen wir singen
Und was er Wunder's hat gethan
Mit Frau Venussinnen.“

Frau Venussin! Ja, da schwebt sie leibhaftig durch's Burgthor und kämpft der bauschenden Krinoline wegen mit dem rauflustigen Hagedorngebüsch, die wunderholde Tochter vom Hause, ein weiblicher Absalon, an dem alles schön und reizend ist bis auf den garstigen Reifrock. Ich will es nicht sehen, das Pompadour'sche Rococoungethüm, welches die schlanken Hüften der Schönen verunstaltet, ich will nur ihre Büste betrachten, wie sie da über der alten bemoosten Fensterbrüstung aufragt und von dem lindbewegten Epheu in den schönsten

Rahmen gefaßt wird. Und wie ich mich verliere in dem Anschauen dieses lebensfrischen und wunderbar schönen Bildes, da ist's ganz aus mit dem Wärwolf, mit der Mühle und mit den alten Trümmern; alles ist vergessen und nur die Schiller'schen Verse:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen,"

ziehen sanft und linde wie liebliches Vespergeläut durch die träumende Seele.

Druck von L. Happich in Hersfeld.

In gleichem Verlage erschien:

Neue Novellen

von

Adelheid v. Auer.

3 Bände. 8. brosch. 3 Thlr.

Urtheile der Presse:

Die Erzählungsweise der Verfasserin ist leicht und angenehm; noch mehr, sie gibt eine anmuthende Abwechselung von Erzählung, Beschreibung, lebensvollen Scenen und gedankenreichen Bemerkungen. Dabei hat Adelheid v. Auer in ihren Erzählungen doch nur die altbekannten Novellenpersonen eingeführt, z. B. einen Glücksritter vom Farotisch, der durch Täuschung leichtgläubiger Töchterbesitzer sein Glück machen will; ferner eine blasse Polin zwischen trente et quarante, mit einem großen unverstandenen Schmerze; ferner einen stark renommirenden Gardelieutenant; ferner einen rationellen Landwirth im mittlern Alter, der die Ueberzeugung hat, daß nicht blos sein Vieh keinen bessern Herrn, sondern auch seine Frau keinen bessern Mann haben könne als ihn u. s. w.: allein allen diesen Altbekannten hat unsere Verfasserin theils neue, interessante Seiten abgewonnen, theils sind dieselben auf eine so geistreiche Art mit den übrigen Figuren der Erzählung in Verbindung gesetzt, daß dem Leser kein Zweifel an dem Talent der Erzählerin bleibt.

Die Lebensansicht unserer Verfasserin ist durchaus nicht diejenige einzelner moderner Frauen, welche den Glauben an Charaktergröße für romanhaft, den Glauben an Menschentugend für eine Entwickelungskrankheit, den Gedanken an das Ewige für Fraubasengeschwätz halten: vielmehr unsere Verfasserin geht aus von dem Guten und führt zu dem Guten; ihre Erzählungen sind lebensvolle Illustrationen zu den Grundgedanken: Treue in der Pflichterfüllung, Selbstverleugnung, Pflege häuslicher Tugenden, per aspera ad astra! Aus dem Gesagten ergibt sich, daß wir es hier gar nicht mit Ungeheuerlichkeiten, gar nicht mit Uebertreibungen, gar nicht mit etwas Gepfeffertem zu thun haben; aber es ist in der That etwas Gutes, das uns hier angeboten wird. Es ergibt sich ferner aus dem oben Gesagten, daß Adelheid v. Auer eine ernste Scribentin ist; aber dazu muß ich ausdrücklich bemerken, daß auch das Leicht-

gehaltene, das Scherzo ihr gelingt. Man wird nicht leicht etwas so angenehm Erheiterndes lesen können, wie im dritten Bande der gesammelten Novellen: „Changez les dames", die Schilderung des Lieutenants, welcher, von einem Offiziersdiner heimkehrend, mit seinem Bruder, einem Juristen, zum Ball in einem bürgerlichen Hause geht. Ferner lesen wir im ersten Bande der Novellen unter dem Titel „Va banque" die Schilderung einer Winterreise, welche drei Offizierstöchter in einem Miethwagen miteinander machen, die ganz köstlich ist und von einem bedeutenden Talent für das heitere Genre zeugt, also für ein Genre, woran wir Deutsche so arm sind, daß mancher Leser meint, wenn er um sich zu amusiren ein Buch in die Hand nehmen will, so müsse es ein französisches sein.

Mit dem Wunsche, daß die Verfasseriß diejenige Anerkennung finden möge, welche daß Talent zur vollen Entfaltung seiner Macht so wenig entbehren kann wie das Genie, empfehle ich diese Novellen denjenigen Leiern, welche das Gute dem Pikanten vorziehen.

(Blätter für Liter. Unterhaltung.)

Diese neue Sammlung verstärkt und bestätigt nur den günstigen Eindruck, welchen das erste Auftreten der Verfasserin sowol beim Publikum wie bei der Kritik hervorgebracht hat. Adelheid v. Auer nimmt unter unsern schriftstellernden Frauen unstreitig einen der ersten Plätze ein, sie verbindet eine scharfe Beobachtungsgabe mit einer leichten und angenehmen Darstellung, vor allem aber muß es rühmend hervorgehoben werden, daß sie nirgends den Kreis weiblichen Denkens und Empfindens verläßt. Natürlich sind die einzelnen Stücke der Sammlung nicht alle von gleichem Werth, bei der Mehrzahl jedoch befinden Inhalt und Form, Erfindung und Darstellung sich in schönem Einklang und so kann auch der Eindruck, den sie im Leser zurücklassen, nicht anders als wohlthuend und befriedigend sein. (Deutsches Museum von Rob. Prutz.)

Als sehr empfehlenswerth, namentlich für solche Leser, denen feingesponnene und mit Zartsinn ausgeführte Novellen willkommen sind, können wir obige Sammlung hervorheben.

(Westermann's Monatshefte.)

Die bedeutendsten Blätter und Zeitungen haben einstimmig Auer's Novellen als eine hervorragende Erscheinung unserer neuesten Romanliteratur bezeichnet.

Seifart, Karl,

Altdeutsche Geschichten von Karl Seifart

Bd.: 1

Cassel & Göttingen 1862